

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68441](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68441)

Geschicht. IX
A

443

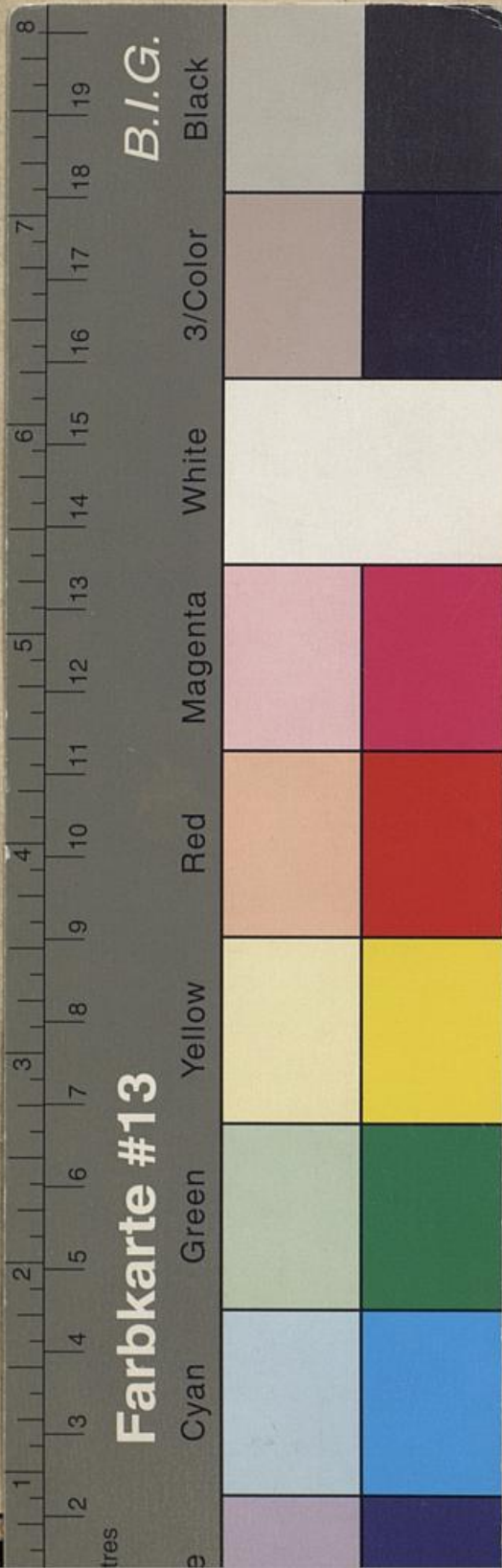


Landesbibliothek Oldenburg



A

123 e



443

CSZ



A n k ü n d i g u n g

eines

gemeinnützigen Wochenblatts.

Zu den Vorzügen unserer Zeiten gehört besonders, daß wir eine Menge vortrefflicher Schriften in unserer Sprache besitzen, welche zur Aufklärung des Verstandes, so wie aller übrigen Seelenkräfte, zur Besserung der Sitten und überhaupt zur Beredlung der ganzen deutschen Nation ein großes beygetragen haben. Durch sie sind seit ungefähr 40 Jahren bereits so manche abergläubische Vorurtheile in unserm Vaterlande vertilgt; durch sie so manche nützliche Kenntnisse aller Art verbreitet, daß wir nun mit den vornehmsten Nationen Europens, nicht nur wetteifern, sondern sie so gar in verschiedenen Stücken übertreffen. Bey allen diesen Vortheilen, deren das jezige Menschengeschlecht genießt, müssen dennoch gefühlvolle, um das Wohl ihrer Mitbürger bekümmerte Vaterlandsfreunde, mit Schmerz bemerken, daß vielen derselben, und fast möchte man sagen, dem Kern der Nation, Landleuten und Handwerkern, alle diese Kenntnisse oft verschlossene Schätze sind; und dieser so wichtige Theil der menschlichen Gesellschaft, an Geschmack und Kenntnissen immer 50 Jahre zurück bleibt. Wahr ist es freylich, daß der hohe Preis so vieler und zum Theil zu vielen Bänden angewachsener Werke für manche von nur mittelmäßigem Vermögen nothwendig abschreckend seyn muß; wahr ferner, daß
selbst

EX BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSI.



selbst der Landmann und Handwerker sich mit Recht den Tadel aller vernünftigen zuziehen würde, der statt einer nützlichen Geschäftigkeit die bare Zeit mit Lesung weitläufiger und unzweckmäßiger Schriften vertändeln wollte. Allein es giebt doch Tage und Stunden, wo der Körper seine Ruhe verlangt; und wir kennen würdige Leute aus diesen Classen, welche während derselben durch Lesung der Bücher, die ihnen durch ein Ungefähr in die Hände fielen, sich Kenntnisse sammleten, welche ihnen das größte Vergnügen und in manchen Fällen selbst Trost und Beruhigung gewährten, ja in ihnen den Wunsch erweckten, sich, ihre Kinder und Hausgenossen wenigstens des Sonntags und in den Feyerstunden stets auf eine so lehrreiche Art beschäftigen und ihren Geist nähren zu können. Da kein Zweifel ist, daß ein großer Theil unserer Mitbürger, Landeseinwohner und Nachbarn ähnliche Gesinnungen heget, so hat sich eine Gesellschaft von Vaterlandsfreunden entschlossen, ihnen zu gefallen, wöchentlich auf einem halben Bogen, solche Auszüge aus neuern Schriften zu veranstalten, die Volksbildung befördern.

Den Inhalt dieser Woehenschrift werden uns

- I, die lehrreichsten und merkwürdigsten Begebenheiten, Erfindungen, so wie Erd- und Länderbeschreibung darbieten: dabey wir jedoch alle politische Neuigkeiten den Zeitungen überlassen.
- II, Naturkenntnisse, wodurch der Aberglaube vorzüglich gestürzet ist und immer mehr vernichtet wird.
- III, Haushaltungskunst, die nebst der Naturkunde in neuern Zeiten große Fortschritte gemacht hat.
- IV, Handlung, Gewerbe, nützliche Erfindungen von Vortheilen und überhaupt Gegenstände der Betriebsamkeit werden einen nicht weniger wichtigen Artikel für die Handwerker ausmachen und den Kunstfleiß der jüngeren um so viel mehr beleben können, da wir ihnen
dann



dann und wann in einer Lebensbeschreibung einen oder andern würdigen Mann zum Muster darstellen werden.

Auch werden wir damit noch

- V, die wichtigsten Sätze aus der Sittenlehre verbinden, sie oft in Geschichten und Charakterzügen anschaulich darstellen;
- VI, mit unter dann und wann Andre eigene Schrift-Aufsätze liefern, die theils mit den genannten Gegenständen in Verbindung stehen, theils eine nähere Beziehung auf hiesiges Land haben; und
- VII, einige vermischte Artikel, zur Übung des Verstandes und Wises, gute Rathschläge zur Vorbauung oder Abwendung von Schaden u. d. gl. hinzufügen

Da wir jederzeit für eine faßliche Schreibart und genaue Rechtschreibung besorgt seyn werden; so haben wir Ursache zu glauben, daß wir uns nicht nur um unsere jezigen Mitbürger wohlverdient machen werden, sondern wir schmeicheln uns, daß der Nutzen unsers Blattes auch auf die folgenden Geschlechter wirken könne. Hier erblicken wir ein Paar rechtschaffener Altern, die eifrigst besorgt für das Wohl ihrer Kinder, für die Bildung ihres Verstandes und Herzens, jeden Sonntag und Feyertag einige Stunden darauf verwenden, sie dieses Blatt lesen und verstehen zu lehren und ihren Freunden daraus allerley nützliches erzählen zu lassen; dort nehmen wir einen vernünftigen Schullehrer gewahr, der jede Woche einen Nachmittag dazu widmet, es nicht nur mit einem guten Ton und Ansehn, nach Beschaffenheit der unterschiedenen Materien seine Untergebene lesen zu lehren; sondern welcher es auch zu mancherley nützlichen Übungen des Verstandes und Gedächtnisses sowohl, als zur Bildung guter Sitten zu gebrauchen, auch vermittelst desselben seinen Schülern Fertigkeit zu verschaffen sucht, sich bey schriftlichen Aufsätzen gut und angenehm auszudrücken.

Kinder

4

Kinder sehen wir der Stunde mit Sehnsucht entgegen harren, und ihr Gesicht sich erheitern, wann es heißt: wir lesen heute

den Volksfreund

oder das gemeinnützige Wochenblatt für den Städter und Landmann, wovon wöchentlich ein Stück auf einem halben Bogen erscheint und der Jahrgang in 4to 52 halbe oder 26 ganze Bogen stark ist. Dies Wochenblatt ist hier in Oldenburg für den geringen Preis von 12 ggr. oder 36 gr. Gold, Auswärtige, so weit die Oldenburger Post geht, haben es, franco, für 14 ggr. oder 42 gr. Gold.

Bei allen Buchhandlungen kann man voraus bezahlen, und wir sind überzeugt, daß die löblichen Postämter, Zeitungsexpeditionen und Intelligenzcomtoire, die wir besonders darum ersuchen, gewiß ihre besten Bemühungen anwenden werden, damit man diesen Volksfreund überall leicht erhalten könne. Sehr angenehm würde es uns seyn, wenn die Herren Organisten, Küster und Schulhalter sich mit der Subscriptionsammlung befassen wollen, damit man die verlangten Exemplare an die Herren Organisten, Küster oder Hauptschulhalter die doch gewöhnlich nahe bey der Kirche wohnen, adressiren könnte, woselbst die Leser des Volksfreunds, ihn des Sonntags, wenn sie zur Kirche gehen, abfordern könnten.

Auch andern Freunden, die sich die Mühe des Pränumerantensammelns nehmen wollen, ist man erbötig für 10 Exemplare das 11te frey zu geben. Briefe, worin gute Beyträge zu diesem Volksfreunde geliefert werden, darum ein Jeder der sie liefern kann und will, besonders die Herren Prediger, welche die Verbesserung der Jugend (denn für diese ist derselbe hauptsächlich bestimmt) doch gewiß sehr wünschen, ergebetst ersucht werden, können mit der Adresse an die Herausgeber des Volksfreundes oder an den Buchdrucker Stalling, der es an die Herren Herausgeber gerne abgeben will, unfrankirt, so weit die Oldenburger Posten gehen, gesandt werden.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Friedrich Volkheimer
oder
durch Nachdenken wird man klug.

In der freien Reichsstadt Ulm, in Schwaben, lebte vor Zeiten ein Schreiner- oder Tischlermeister, **Friedrich Volkheimer** — von seinen Nachbarn aber gemeinlich nur **Meister Friedrich** — genannt; dieser wurde von der ganzen Bürgerschaft und auch vom Magistrate der Stadt sehr hochgeachtet, und überhaupt für einen recht glücklichen Mann gehalten. Er verstand sein Handwerk aus dem Fundament, und wußte die schönsten und geschicktesten Arbeiten zu machen, daher hatte er mit seinen Gesellen — die er sehr ordentlich hielt — immer vollauf zu thun, zumal da er niemanden übertheuerte, sondern sich bey jedem Stück Arbeit seine Auslage und seine Mühe so bezahlen ließ, daß er vor Gott und Menschen damit bestehen konnte. Er liebte dabey weder Schmauß noch Pracht, sondern lebte mäßig und ordentlich wie es einem braven und redlichen Bür-

gersmanne geziemt; Spiel konnte er gar nicht leiden, denn er meynte, man verlore allemal dabey, wenn auch nicht immer Geld, doch gewiß Zeit, Gemüthsruhe, Ehre, oft auch Gesundheit und Freunde, und dann bringe auch gewonnenes Geld fast niemals Segen ins Haus. Meister Friedrich wurde bey diesen Besinnungen zwar nicht reich, aber doch wohlhabend, daß heißt, er hatte sein Auskommen, und behielt auch immer noch einen Thaler Geld übrig, den er für Krankheiten, Unglücksfälle, und für sein schwaches Alter zurücklegte. Seine Frau, seine Kinder und sein Gesinde hielt er zu einem frommen und tugendsamen Lebenswandel an, und er selbst lebte mit allen seinen Nachbarn und Zunftgenossen in stetem Frieden und treuer Freundschaft. Seine Schuldigkeit that er immer ohne alle Erinnerung, und da er jedermann gern diente, und, wo er konnte, alles zum Besten zu kehren suchte, so gewann er überall Liebe und Zutrauen, kam auch in so guten Ruf, daß ihm der Magistrat der Stadt im sechzigsten Jahre seines Alters die Ehre anthat, und ihn zum Mitgliede und Beyräter des Rathes erwählte,

wählte, und da wußte er denn oft so kluge und gute Rathschläge zum Besten der Stadt zu geben, daß die ganze Bürgerschaft ihn dafür segnete und Vater nannte. —

Eines Tages fragte ihn der regierende Bürgermeister, in Gegenwart der ganzen Rathsversammlung, wie er denn zu so vieler Klugheit gelangt sey, ohne auf hohen Schulen gewesen zu seyn und studiert zu haben? — Darauf gab er folgendes zur Antwort: „Hochedler Herr Bürgermeister, meine Klugheit ist nur sehr gering, und von jedermann leicht zu erlangen. Ich habe von Jugend auf nachdenken gelernt, und durch Nachdenken wird man klug. Mein verstorbener Vater — dem Gott die ewige Seligkeit verleihen wolle! — hielt mich fleißig zur Schule, und gewöhnte mich zur Arbeit und Gottesfurcht. Von meinem braven Schulmeister — der seinen Lohn gewiß in der Ewigkeit finden wird — habe ich viele gute Regeln gelernt, unter andern auch die: **über alles fleißig nachzudenken** und zu untersuchen, ob's **gut** oder **böse**, **nützlich** oder **schädlich**, **rühmlich** oder **unrühmlich**, **schön** oder **häßlich** sey? auch alle mein Thun mit gehöriger Besonnenheit anzufangen. Nach dieser Regel habe ich mich gerichtet, und jederzeit großen Nutzen davon gehabt. — Als ich auf die Wanderschaft gieng, nahm ich von meinem Schulmeister Abschied, und dankte ihm nochmals für seine gute Lehren. Das gieng dem alten Manne so zu Herzen, daß er weinte. „Frise,“ sagte er, im

dem er mir die Hand schüttelte: „Du gehst nun in die weite Welt, wo Du Dein eigener Aufseher und Rathgeber wirst seyn müssen, handle also in allen Stücken klüglich! — Ich bin ein alter Mann, den der liebe Gott bald zu sich nehmen wird, wir sehen uns also wohl hier auf Erden nicht wieder. Was ich Dir daher jetzt sage, das betrachte als das letzte, und fasse es rechte zu Herzen. Vor allen Dingen **Bete und Arbeite!** — Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch wider Gottes Gebot thust. — Bleibe fromm und halte Dich redlich, so wird Dir's zuletzt wohl gehen!“ — Dabei gab er mir auch eine schöne neue Schreibetafel zum Andenken, wohl drey Queersfinger stark, darin waren lauter weiße unbeschriebene Papier- und Pergamentblätter; auf diese Blätter rieth er mir zu schreiben, alles, was ich auf meiner Wanderschaft von den Menschen Gutes und Böses sehen würde; jenes sollt' ich dann nachthun, dieses aber zu vermeiden suchen. Das versprach ich ihm, und hab's auch redlich gehalten. Jedoch beschrieb er mir die ersten drey Seiten selbst, und zwar mit jenen drey goldenen Sprüchen, die ich schon vorhin angeführt habe, nämlich auf die erste schrieb er:

Bete und Arbeite.!

auf die andere:

Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hü-

te dich, daß du in keine Sünde willigest! —

und auf die dritten setzte er:

Bleibe fromm und halte dich redlich, so wird dir's zuletzt wohl gehen!

Für diese goldnen Sprüche habe ich den seligen Mann wol tausendmal noch in der Erde gesegnet, denn sie haben mich vor vielem Bösen bewahret, und zu vielem Guten ermuntert, und wenn ich's aufrichtig gestehen soll, so muß ich sagen, daß ich in meinem ganzen Leben nicht glücklicher gewesen bin, als wenn ich nach diesen Sprüchen handelte. In meiner Schreibetafel habe ich eine Menge lehrreicher Beispiele von guten und bösen Menschen aufgezeichnet, und täglich hab' ich mich bemühet, durch diese Beispiele klüger und besser zu werden; ist mir das nun gelungen, so hab' ich's lediglich meinem guten ehrlichen Schulmeister zu danken.

Der Bürgermeister und der ganze Hochedle Rath lobte Meister Friedrichen mit lauter Stimme wegen klüglichen Verhaltens; viele von den Rathsgliedern folgten sogar seinem Beispiele, und hielten sich auch solche Taschenbücher, wo sie täglich etwas lehrreiches hineinschrieben, und da sie auch fleißig darnach handelten, so hatten sie großen Nutzen und viel Ehre davon.

Als Meister Friedrich siebenzig Jahr alt geworden war, und zehen Jahre lang mit Ehren im Rath gesessen hatte, starb er, und der ganze Magistrat, wie auch die meisten Bürger der Stadt begleiteten

ihn betrübt zu Grabe. Auch ließen ihm die Rathsglieder aus ihren eignen Mitteln einen schönen Grabstein setzen, und folgende Denkschrift darauf schreiben:

Hier liegt **Friedrich Volkheimer** be-

graben,

Den seine Mitbürger nicht gern verloren haben;

Er hat gelebt als ein frommer Christ,

Bis er im Herrn entschlafen ist.

Sein Brod hat er lange als Schreiner erworben,

Und endlich ist er als Rathsherr gestorben.

Wollt ihr, lieben Freunde! auch so klug, so geehrt, so glücklich werden, als Friedrich Volkheimer, so macht's, wie er. Fangt alles mit Bedacht an, und habt fleißig auf die Menschen Acht. Was ihr Gutes von ihnen sehet, das thut nach, was ihr Böses an ihnen gewahr werdet, das vermeidet. — Wo ihr sie auf Wegen findet, die zum wahren Glücke und zur ewigen Seligkeit führen, da folgt ihnen nach; wo ihr sie aber ins Unglück laufen sehet, da fliehet von ihnen, und rettet eure Seelen vom Verderben! —

Der Volksfreund bringt euch lieben Freunde! eine Menge lehrreicher Beispiele von klugen und dummen, von guten und bösen Menschen, die mögt ihr, wenn Zeit und Umstände es erlauben, fleißig durchlesen und bemühen. Leset wenig auf einmal, aber denkt über das, was ihr gelesen habt, recht nach, denn — **nur durch Nachdenken wird man klug!** wie Friedrich Volkheimer sagt, und alle kluge Leute versichern.

Einige

Wer ein tugendhaft Weib gefunden,
hat einen größeren Schatz, denn
köstliche Perlen.

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Mo-
ses, der große Lehrer, gefunden. Er saß
am Sabbath in der Lehrschule, und unter-
wies das Volk. Unterdessen starben seine
beiden Söhne, beide schön von Gestalt
und erleuchtet im Gesez. Seine Hausfrau
nahm sie, trug sie in ihre Kammer, legte
sie auf ihr Ehebett und breitete ein wei-
ßes Gewand über ihre Leichname. Abends
kam Rabbi Moses nach Hause. — Wo
sind meine Söhne, fragt er, daß ich ih-
nen den Segen gebe? — Sie sind in die
Lehrschule gegangen, war die Antwort. —
Ich habe mich umgesehen, sprach er, und
bin sie nicht gewahr worden. — Sie
reichte ihm einen Becher; er lobte den
Herrn zum Ausgange des Sabbath^{*)},
trank und fragte abermals: Wo sind mei-
ne Söhne, daß sie auch trinken vom Weine
des Segens? — Sie werden nicht weit
seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu
essen. Er war guter Dinge, und, als
er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach
sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage. —
So sprich nur, meine Liebe! antwortete
er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, hat
mir jemand Kleinodien in Verwahrung
gegeben, und jezt fodert er sie zurück.
Soll ich sie ihm wieder geben? — Dieß
sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach
Rabbi Moses: Wolltest du Anstand
nehmen, einem jeden das Seine wieder zu

geben? — O nein! versetzte sie; aber
auch wieder geben wollte ich, ohne dein
Vorwissen, nicht. — Bald darauf
führte sie ihn in die Kammer, trat hin
und nahm das Gewand von den Leichna-
men. — Ach! meine Söhne! jammerte
der Vater; meine Söhne! und mei-
ne Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber
ihr habt mir die Augen erleuchtet im Ge-
seze. — Sie wendete sich hinweg und
weinte. Endlich ergriff sie ihn bey der Hand
und sprach: Rabbi, hast du mich nicht
gelehrt, man müsse sich nicht weigern
wieder zu geben, was uns zur Verwah-
rung vertraut ward? Siehe, der Herr
hats gegeben, der Herr hats genommen;
der Name des Herrn sey gelobt! Der Na-
me des Herrn sey gelobt, stimmte Rabbi
Moses mit ein. Wohl heißt es: „Wer
ein tugendhaft Weib hat gefunden, hat ei-
nen größeren Schatz, denn köstliche Perlen.
Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit,
und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.“

Ein sicheres Mittel wider den schwar-
zen Kornwurm.

Man belegt den Kornboden mit Heu,
und läset dieses ein halbes Jahr liegen.
Der Wurm verliert sich alsdann, und
kommt nicht wieder. Der Boden muß
aber gänzlich von Korn, Mehl, Malz und
Schrot leer gemacht werden; sonst geht
der Wurm in die vorhandene Frucht,
Dieses Mittel hat ein erfahrener Land-
wirth oftmals versucht, und bewährt ge-
funden.

*) Ein Gebrauch der Juden bey dem Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornämlich des Sabbath.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Erstes Stück.

Ein Kuß ohne Bart, sagte einmal ein schönes Mädchen, schmeckt als ein Ey ohne Salz. Mit Recht sagen wir: ein gedrucktes Werk und Werklein, selbst das Kleinste der Kleinen, ohne gehörige Einleitung, schmeckt schlechter als beides.

Nur Schade daß es mit den Einleitungen oft nicht recht fort will, wie aus manchen ziemlich deutlich hervor leuchtet. Es ist eine solche Arbeit in Vergleichung mit der nachherigen Ausführung, einem Ritt den man mit einem steifen Gaul zu machen gezwungen ist, nicht unähnlich. Werden in diesem Fall die ungelentigen Glieder nur warm, so gehts vielleicht vom Stolpern zum Gallop über, und eben so schieget in jenem Fall die Feder, wenn man über das Einleitungs-Compliment nur weg ist.

Es läßt sich freylich leicht sagen: hier ist das erste Blatt der angekündigten Wochenschrift, ganz der vorigen Bekanntmachung gemäß; alles, was künftig den Lesern vorgelegt wird, soll vorher gehörig geprüfet werden, wie denn ein jeder nach Standes-Gebühr dies verlan-

gen kann, damit er nicht mit unreifen Früchten besetzt werde; man wird alle Mühe anwenden, das lehrreiche und nützliche mit dem angenehmen zu verbinden und mehr Menschenklassen als einer zu gefallen, damit, welches jedoch nicht laut gesagt, aber von dem wichtigsten gelehrten Handelsmann bey dem Sammeln der Subscribenten, so gut gedacht wird, als von dem kleinsten Höcker und Trödler mit wissenschaftlicher Waare, die Leser ja nicht fehlen mögen, auf welche es, freylich nicht wegen des Geldes, (denn welcher Schriftsteller dachte je an einen Erwerb?) sondern um der Ehre willen, welcher idealische Artikel doch auf der Messe eben nicht umgesetzt werden kann, vor allem ankommt. Allein solche Complimente an die Leser, sind denjenigen unschmackhaften Einleitungsreden gleich, welche oft bey dem Eintritt in einer Gesellschaft geführt werden: Ein besonders schöner Herbsttag: wie befindet sich die Frau Mutter; die Ochsen haben heuer vortrefflichen Talg; ic. Wie aber der Mann, welcher ohne Händereiben, ohne die Perlen an der Stirne zu führen, oder
A
die

die Gesichtsfarbe zu wechseln, in eine zahlreiche und glänzende Versammlung tritt, dann ohne Verlegenheit reden, und über Gegenstände aller Art sich verbreiten kann, um so allgemeiner gefällt, da seine Manier sich vom Alltäglichen so sehr entfernt; so kann auch der Scribent sich einiges Beyfalls versichert halten, wenn er einen nicht gewöhnlichen Weg wandelt.

Über wo ihn finden? Oft glückt es durch die gänzliche Umwälzung alles Gewöhnlichen, da solche Manövers den Genies, leider aber auch den Thoren eigen zu seyn pflegen. Wir wollen es einmal auf dem Wege versuchen, daß die Leser erfahren, was sie künftig in dieser Schrift nicht finden werden:

1) Keine Concurss-Ankündigungen. Diese sind doch immer nicht ganz lieblich zu lesen; dem nicht angenehm, der den Tact zur Musik der Gläubiger schlagen muß, nämlich dem armen Schuldner. Auch nicht dem musircenden Creditor, weil, wenn sein Geld unsicher steht, ihm wohl ein Schauder antreten will, und, wenn es bisher sicher gewesen, die Sorge sich seiner bemächtigt, wie er es wieder unterbringen soll. Eben so wenig dem dritten nicht interessirten Mann, der doch

zuweilen denken muß: **heute dir, morgen mir.**

2) Keinen Handel und Wandel, keine Jungfern und Nichtjungfern, welche gesucht werden, keine verlorrne Spishunde und meerschaumene Pfeiffen.

3) Keine Parentationen, keine Beförderungen zum Pfortner, oder ins Zuchthaus.

4) Nicht Krieg oder Kriegsgeschrey; Denn davon höret man leider sonst so viel, und von so manchem Elende, in welches eine ganze große Nation, die unter dem besten Himmelsstriche sich des von dem Allmächtigen ihm so reichlich geschenkten Segens erfreuen könnte, sich und andere gestürzet hat, daß wir in diesen Blättern uns sorgfältig hüten wollen, kaum den Namen zu nennen.

Was denn nun aber diese nicht enthalten sollen, davon möchte noch ein ganz stattliches Register geliefert werden können, dazu ist jedoch der Raum zu eng.

Über was werden sie eigentlich enthalten? Dies, lieben Leser, wird sich allmählig zeigen, und wenn Wünsche helfen können, so sind sie dahin gerichtet, daß nicht der Verkäufer sondern der Käufer in der Folge sagen mag:

die Waare ist recht gut.

Schnelle Rechtsentscheidung.

Anekdote vom Kaliphen Ali.

Als sich einmal zwey reisende Araber niede setzten, ihr Mittagsmahl zu halten, und der Eine fünf, der Andere drey Brodte vor sich hingelegt hatte, kam ein Fremder

Fremder dazu, und bat, daß man ihn möchte mit essen lassen. Die Gastfreyen Araber erlauben es ihm. Sie verzehren die acht Brode, und der Fremde legt bey dem Weggehn zum Zeichen seiner Dankbarkeit acht Goldstücke, alle von gleichem Werthe hin. Jetzt kam es darauf an, wie das Geld getheilt werden mußte. Mir gehören fünf Stück davon, sagte der Eine, denn ich habe fünf Brode hergegeben. Das ist zwar wahr, erwiederte der Andere, aber die Brode sind gemeinschaftlich verzehret, ich verlange mit Recht die Hälfte von dem Gelde, welches der freygebige Unbekannte für seine Mahlzeit gegeben hat. Sie konnten also nicht einig werden, und beschloffen, es auf einem Spruch des Kaliphen ankommen zu lassen. Die Sache kam vor Ali, der folgenden rechtlichen Ausspruch that: dem welcher 5 Brode gehabt hat, gebühren 7 Goldstücke, dem aber nur eins, welcher 3 Brode zur Mahlzeit hergegeben hat.

Der Ausspruch ist nach allen Rechenbüchern in der Welt eben so wahr und richtig, als 2 mal 2, 4 ist, und doch wird man auf den ersten Augenblick frappirt, wenn man sich das Verhältniß des getheilten Geldes zu den gemeinschaftlich verzehrten 8 Broden denkt. Die Aufgabe scheint räthselhaft zu seyn, und ist nichts weniger als das.

Man theile nämlich, weil 3 Esser waren, jedes Brod in 3 Theile, so giebt das eine Summe von 24 Brodstücken. Es wird vorausgesetzt, daß jeder gleichviel gegessen hat, und folglich beträgt eines

jeden Portion 8 Stück. Nun aber machen die 3 Brode des Einen nur 9, die 5 des Andern aber 15 Stück aus. Dieser hat also dem Fremden von den Seizungen nur ein, dieser aber 7 Stück gegeben. Der Kaliphe hat also richtig entschieden.

Eine Art Talglichter zu machen, die sparsam und doch helle brennen.

Man nimmt z. E. 8 Pfund Talg, schneidet es in Stücken, thut es in einen Ziegel, und gießt einen Ort Wasser darüber, läßt es auf einem Kohlfener schmelzen. Wenn es geschmolzen ist, drückt man es durch einen leinenen Tuch, alsdann gießt man wieder so viel Wasser dazu; darin thut man 1 Loth Salpeter, 1 Loth Salmiak, und 2 Loth gebrannten Alaun. Dieses läßt man mit dem Wasser einkochen, bis man keine Blasen mehr sieht, dann läßt man es kalt werden, schabt das unreine vom Boden ab, und läßt es im Ziegel wieder zerschmelzen. Die Dachte werden halb aus baumwollenem und halb aus leinenen Garne gemacht, und ehe man sie in die Formen steckt, werden sie mit geschmolzenem Talg, worin ein wenig Kampfer, und Catharinenöl gethan worden, bestrichen, alsdann in die Formen gehangen, und lichter gegossen. Diese lichter rinnen nicht, und brennen noch einmal so lange, als ein anderes von gleicher Dicke.

Et was

Etwas Nützliches.

Es ist überaus gut, Kinder frühzeitig mit allen Dingen des menschlichen Lebens bekannt zu machen.

Es raucht schon wieder in der Stube, sagte der Vater zu der Mutter. Ich fühle es an meinen Augen. Hole mir doch, meine liebe, ein Paar faule Äpfel.

Was wollen Sie denn damit, liebster Vater, sagte Gretchen; doch nicht essen?

B. Das sollst du gleich sehen, wenn der Ofen nur etwas kälter ist. Du weißt, daß ich immer geklagt habe, daß man keinen festen Ofenkitt habe, und daß der Leim beständig abfalle, womit die Ritzen verschmiert sind. Dann rauchts, und du klagst selbst über die Augen. Ein solcher feiner Rauch ist den Augen sehr schädlich.

D. Was wollen Sie denn mit den faulen Äpfeln.

B. Einen Ofenkitt machen. Dazu habt ihr Kinder mir selbst Gelegenheit gegeben. Wenn ihr Borstorferäpfel in die heiße Röhre legt, so braten sie, und wenn sie plazen, so läuft der Saft heraus. Wenn er ans Eisen antrocknet, so wird er so fest, daß man ihn mit dem Messer nicht abschrapen kann. Siehe zu, nun will ich den Ofen verschmieren. Erst streiche ich die Ritzen voll weicher Äpfel, und dann Leim drüber. Hernach heiße ich scharf ein, daß der Apfel anbact. Dann fällt es nicht wieder ab, sondern hält sehr fest, und wir haben keinen Rauch in der Stube.

D. Wieder etwas gelernt.

Ein Mittel, den Hanf so fein, wie Flachs zuzubereiten.

Man macht eine Lauge von guter Asche, wozu man etwas ausgelöschten Kalk thut, und zwar nach Maafgabe der Menge des Hanfs, den man verfeinern will. Man nimmt die Lauge darauf vom Feuer, damit sie falle und sich abkläre. Auf 10 Pfund Hanf wirft man ein und ein halbes Pfund geschabte Seife in die abgeklärte Lauge, und läßt den Hanf in dieser Lauge 24 Stunden stehen. Als dann kocht man den Hanf 2 volle Stunden, nimmt ihn heraus, und läßt ihn im Schatten trocknen. Ist er trocken, so reibt man ihn, Handvollweis, und bereitet ihn alsdann, wie den Flachs, zum Spinnen.

In Nr. 41. der Bremer wöchentl. Anzeigen meldet G. E. A. Carpzov seinen Wegzug aus der Neustadt in die Altstadt, und empfiehlt sich dabey seinen Freunden, statt des Abschiedes, den man sonst gewöhnlich von Freunden und Nachbarn zu nehmen pflegt.

So viel man weiß, ist es der erste Fall in seiner Art, da man die Anzeigen, von Todesfällen, Geburten, Hochzeiten etc. welche jetzt schon gewöhnlich, und sehr vernünftig eingeführt sind, auch auf den Umzug erstreckt, und daher verdient dieses näher bekannt gemacht zu werden, da jedem Vernünftigen angenehm seyn muß, den steifen sogenannten Booksbeutel allenthalben mehr und mehr schwinden zu sehen.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Zweytes Stück.

Friedrich Volkheimer

oder

durch Nachdenken wird man klug.

In der freyen Reichsstadt Ulm, in Schwaben, lebte vor Zeiten ein Schreiner- oder Tischlermeister, **Friedrich Volkheimer** — von seinen Nachbarn aber gemeinlich nur **Meister Friedrich** — genannt; dieser wurde von der ganzen Bürgerschaft und auch vom Magistrate der Stadt sehr hochgeachtet, und überhaupt für einen recht glücklichen Mann gehalten. Er verstand sein Handwerk aus dem Fundament, und wußte die schönsten und geschicktesten Arbeiten zu machen, daher hatte er mit seinen Gesellen — die er sehr ordentlich hielt — immer vollauf zu thun, zumal da er niemanden übertheuerte, sondern sich bey jedem Stück Arbeit seine Auslage und seine Mühe so bezahlen ließ, daß er vor Gott und Menschen damit bestehen konnte. Er liebte dabey weder Schmauß noch Pracht, sondern lebte mäßig und ordentlich wie es einem braven und redlichen Bür-

gersmanne geziemt; Spiel konnte er gar nicht leiden, denn er meynte, man verlore allemal dabey, wenn auch nicht immer Geld, doch gewiß Zeit, Gemüthsruhe, Ehre, oft auch Gesundheit und Freunde, und dann bringe auch gewonnenes Geld fast niemals Segen ins Haus. Meister Friedrich wurde bey diesen Gesinnungen zwar nicht reich, aber doch wohlhabend, daß heißt, er hatte sein Auskommen, und behielt auch immer noch einen Thaler Geld übrig, den er für Krankheiten, Unglücksfälle, und für sein schwaches Alter zurücklegte. Seine Frau, seine Kinder und sein Gesinde hielt er zu einem frommen und tugendsamen Lebenswandel an, und er selbst lebte mit allen seinen Nachbarn und Junstgenossen in stetem Frieden und treuer Freundschaft. Seine Schuldligkeit that er immer ohne alle Erinnerung, und da er jedermann gern diente, und, wo er konnte, alles zum Besten zu kehren suchte, so gewann er überall Liebe und Zutrauen, kam auch in so guten Ruf, daß ihm der Magistrat der Stadt im sechzigsten Jahre seines Alters die Ehre anthat, und ihn zum Mitgliede und Beysitzer des Rathes erwählte.

B

wählte,

wählte, und da wußte er denn oft so kluge und gute Rathschläge zum Besten der Stadt zu geben, daß die ganze Bürgerschaft ihn dafür segnete und Vater nannte. —

Eines Tages fragte ihn der regierende Bürgermeister, in Gegenwart der ganzen Rathsverammlung, wie er denn zu so vieler Klugheit gelangt sey, ohne auf hohen Schulen gewesen zu seyn und studiert zu haben? — Darauf gab er folgendes zur Antwort: „Hochedler Herr Bürgermeister, meine Klugheit ist nur sehr gering, und von jedermann leicht zu erlangen. Ich habe von Jugend auf nachdenken gelernt, und durch Nachdenken wird man klug. Mein verstorbener Vater — dem Gott die ewige Seligkeit verleihe wolle! — hielt mich fleißig zur Schule, und gewöhnte mich zur Arbeit und Gottesfurcht. Von meinem braven Schulmeister — der seinen Lohn gewiß in der Ewigkeit finden wird — habe ich viele gute Regeln gelernt, unter andern auch die: **über alles fleißig nachzudenken** und zu untersuchen, ob's **gut oder böse, nützlich oder schädlich, rühmlich oder unrühmlich, schön oder häßlich** sey? auch alle mein Thun mit gehöriger Besonnenheit anzufangen. Nach dieser Regel habe ich mich gerichtet, und jederzeit großen Nutzen davon gehabt. — Als ich auf die Wanderschaft gieng, nahm ich von meinem Schulmeister Abschied, und dankte ihm nochmals für seine gute Lehren. Das gieng dem alten Manne so zu Herzen, daß er weinte. „Frize,“ sagte er, in-

dem er mir die Hand schüttelte: „Du gehst nun in die weite Welt, wo Du Dein eigener Aufseher und Rathgeber wirst seyn müssen, handle also in allen Stücken klüglich! — Ich bin ein alter Mann, den der liebe Gott bald zu sich nehmen wird, wir sehen uns also wohl hier auf Erden nicht wieder. Was ich Dir daher jetzt sage, das betrachte als das Letzte, und fasse es rechte zu Herzen. Vor allen Dingen **Bete und Arbeite!** — Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch wider Gottes Gebot thust. — Bleibe fromm, und halte Dich redlich, so wird Dir's zuletzt wohl gehen!“ — Dabei gab er mir auch eine schöne neue Schreibetafel zum Andenken, wohl drey Querfinger stark, darin waren lauter weiße unbeschriebene Papier- und Pergamentblätter; auf diese Blätter rieth er mir zu schreiben, alles, was ich auf meiner Wanderschaft von den Menschen Gutes und Böses sehen würde; jenes sollt' ich dann nachthun, dieses aber zu vermeiden suchen. Das versprach ich ihm, und hab's auch redlich gehalten. Jedoch beschrieb er mir die ersten drey Seiten selbst, und zwar mit jenen drey goldnen Sprüchen, die ich schon vorhin angeführt habe, nämlich auf die erste schrieb er:

Bete und Arbeite.!

auf die andere:

Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hü-

te

re dich, daß du in keine Sünde willigest! —

und auf die dritten setzte er:

Bleibe fromm und halte dich redlich, so wird dir's zuletzt wohl gehen!

Für diese goldnen Sprüche habe ich den seligen Mann wol tausendmal noch in der Erde gesegnet, denn sie haben mich vor vielem Bösen bewahret, und zu vielem Guten ermuntert, und wenn ichs aufrichtig gestehen soll, so muß ich sagen, daß ich in meinem ganzen Leben nicht glücklicher gewesen bin, als wenn ich nach diesen Sprüchen handelte. In meiner Schreibetafel habe ich eine Menge lehrreicher Beispiele von guten und bösen Menschen aufgezeichnet, und täglich hab' ich mich bemühet, durch diese Beispiele klüger und besser zu werden; ist mir das nun gelungen, so hab' ichs lediglich meinem guten ehrlichen Schulmeister zu danken.

Der Bürgermeister und der ganze Hochedle Rath lobte Meister Friedrichen mit lauter Stimme wegen klüglichen Verhaltens; viele von den Rathsgliedern folgten sogar seinem Beispiele, und hielten sich auch solche Taschenbücher, wo sie täglich etwas lehrreiches hineinschrieben, und da sie auch fleißig darnach handelten, so hatten sie großen Nutzen und viel Ehre davon.

Als Meister Friedrich siebenzig Jahr alt geworden war, und zehen Jahre lang mit Ehren im Rath gesessen hatte, starb er, und der ganze Magistrat, wie auch die meisten Bürger der Stadt begleiteten

ihn betrübt zu Grabe. Auch ließen ihm die Rathsglieder aus ihren eignen Mitteln einen schönen Grabstein setzen, und folgende Denkschrift darauf schreiben:

Hier liegt **Friedrich Volkheimer** begraben,

Den seine Mitbürger nicht gern verloren haben;

Er hat gelebt als ein frommer Christ, Bis er im Herrn entschlafen ist.

Sein Brod hat er lange als Schreiner erworben,

Und endlich ist er als Rathsherr gestorben.

Wollt ihr, lieben Freunde! auch so klug, so geehrt, so glücklich werden, als Friedrich Volkheimer, so macht's, wie er. Fangt alles mit Bedacht an, und habt fleißig auf die Menschen Acht. Was ihr Gutes von ihnen sehet, das thut nach, was ihr Böses an ihnen gewahr werdet, das vermeidet. — Wo ihr sie auf Wegen findet, die zum wahren Glücke und zur ewigen Seligkeit führen, da folgt ihnen nach; wo ihr sie aber ins Unglück laufen sehet, da fliehet von ihnen, und rettet eure Seelen vom Verderben! —

Der Volksfreund bringt euch lieben Freunde! eine Menge lehrreicher Beispiele von klugen und dummen, von guten und bösen Menschen, die mögt ihr, wenn Zeit und Umstände es erlauben, fleißig durchlesen und bemerken. Leset wenig auf einmal, aber denkt über das, was ihr gelesen habt, recht nach, denn — **nur durch Nachdenken wird man klug!** wie Friedrich Volkheimer sagt, und alle kluge Leute versichern.

Wer

Wer ein tugendhaft Weib gefunden,
hat einen größeren Schatz, denn
köstliche Perlen.

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Mo-
ses, der große Lehrer, gefunden. Er saß
am Sabbath in der Lehrschule, und unter-
wies das Volk. Unterdessen starben seine
beiden Söhne, beyde schön von Gestalt
und erleuchtet im Geseß. Seine Hausfrau
nahm sie, trug sie in ihre Kammer, legte
sie auf ihr Ehebett und breitete ein wei-
ßes Gewand über ihre Leichname. Abends
kam Rabbi Moses nach Hause. — Wo
sind meine Söhne, fragt' er, daß ich ih-
nen den Segen gebe? — Sie sind in die
Lehrschule gegangen, war die Antwort. —
Ich habe mich umgesehen, sprach er, und
bin sie nicht gewahr worden. — Sie
reichte ihm einen Becher; er lobte den
Herrn zum Ausgange des Sabbath's *),
trank und fragte abermals: Wo sind mei-
ne Söhne, daß sie auch trinken vom Weine
des Segens? — Sie werden nicht weit
fenn, sprach sie, und setzte ihm vor zu
essen. Er war guter Dinge, und, als
er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach
sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage. —
So sprich nur, meine liebe! antwortete
er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, hat
mir jemand Kleinodien in Verwahrung
gegeben, und jetzt fodert er sie zurück.
Soll ich sie ihm wieder geben? — Dies
sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach
Rabbi Moses: Wolltest du Anstand
nehmen, einem jeden das Seine wieder zu

geben? — O nein! versetzte sie; aber
auch wieder geben wollte ich, ohne dein
Vorwissen, nicht. — Bald darauf
führte sie ihn in die Kammer, trat hin
und nahm das Gewand von den Leichna-
men. — Ach! meine Söhne! jammerte
der Vater; meine Söhne! und mei-
ne Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber
ihr habt mir die Augen erleuchtet im Ge-
seße. — Sie wendete sich hinweg und
weinte. Endlich ergrif sie ihn bey der Hand
und sprach: Rabbi, hast du mich nicht
gelehrt, man müsse sich nicht weigern
wieder zu geben, was uns zur Verwahr-
ung vertraut ward? Siehe, der Herr
hats gegeben, der Herr hats genommen;
der Name des Herrn sey gelobt! Der Na-
me des Herrn sey gelobt, stimmte Rabbi
Moses mit ein. Wohl heißt es: „Wer
ein tugendhaft Weib hat gefunden, hat ei-
nen größeren Schatz, denn köstliche Perlen.
Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit,
und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.“

Ein sicheres Mittel wider den schwar-
zen Kornwurm.

Man belegt den Kornboden mit Heu,
und läset dieses ein halbes Jahr liegen.
Der Wurm verliert sich alsdann, und
kommt nicht wieder. Der Boden muß
aber gänzlich von Korn, Mehl, Malz und
Schrot leer gemacht werden; sonst geht
der Wurm in die vorhandene Frucht.
Dieses Mittel hat ein erfahrener Land-
wirth oftmals versucht, und bewährt ge-
funden.

*) Ein Gebrauch der Juden bey dem Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornämlich des Sabbath's.

Der Volksfreund.

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt für den Städter und Landmann.

D r i t t e s S t ü c k .

Kurze Schilderungen verschiedener Völker.

Ich glaube euch, lieben Freunde, nicht unangenehm zu unterhalten, wenn ich euch eine kurze Uebersicht über die Gemüthsart, die Sitten und Gebräuche, die Religion und Regierungsform der verschiedenen Völker in den vier bekannten Welttheilen, so viel man überhaupt davon mit Gewißheit kürzlich sagen kann, mittheile; da mancher vielleicht noch gar keinen Begriff von

der Menge der Völker hat, die unsern Erdball bewohnen, geschweige von der großen Verschiedenheit ihrer Gemüthsart, ihrer Sitten, ihrer Meinungen und Grundsätze. Aus einer solchen Vergleichung der verschiedenen Völker, die weit und breit auf dem Erdboden zerstreuet sind, lernt man einsehen, was für einen gewaltigen Einfluß Klima, Erziehung und Gewohnheit auf den Menschen haben, und wie aus dem Menschen alles zu machen ist, wenn er von Jugend auf durch Verschiedenheit des Klima, *) der Erzie-

*) Klima bedeutet einen solchen Erdstrich, wo der Tag jährlich zu einer halben Stunde oder zu einem ganzen Monat zunimmt. Es ist bekannt, daß, je weiter ein Land von der Linie, oder dem Mittel der Erde, wo die Sonne grade über dem Haupt der Menschen steht, und wo es also am heissesten ist, entfernt ist, desto mehr daselbst zu einer gewissen Jahreszeit die Tage zunehmen. In den Ländern, die unter der Linie liegen, ist beständig Tag und Nacht gleich. Von der Linie an bis zu einem der Pole, oder den äußersten Enden der Erde nach Norden oder nach Süden zu, rechnet man 30 verschiedene Klima's. In dem ersten Klima, das unter der Linie liegt, ist Tag und Nacht beständig gleich. In dem zweyten nimmt der Tag jährlich eine halbe Stunde, in dem dritten wieder eine halbe Stunde, und so geht es fort, bis der Tag in gewissen Klima's zu gewissen Jahreszeiten bis auf 20 und 24 Stunden zunimmt, ja in den Gegenden dicht an den Polen oder Erd-Enden nimmt der Tag zu ganzen Monaten zu, und unter den Polen ist es 6 Monate Tag und 6 Mo-

nate

E



Erziehung des Unterrichts und der Gewohnheit anders geformt wird.

Billig machen wir mit der Schilderung unsrer Landsleute, den lieben Deutschen, den Anfang. Der Deutsche wohnt in einem schon etwas kalten Lande; denn die höchste Tageslänge beläuft sich in Deutschland auf 16 Stunden, und er ist daher ein beherzter, starker Mann, der zur Verrichtung der schwersten Arbeiten mit Händen und Geist geschickt ist. An den alten Deutschen, unsern braven Vorfahren, rühmt man die Aufrichtigkeit, Treue, Keuschheit, Arbeitsamkeit, Gastfreiheit und Tapferkeit. Freylich konnten unsere guten Väter diese Tugenden in einem höhern Grade ausüben, als wir, ihre Nachkommen; da sie ein weit natürlicheres und einfacheres Leben führten, und dabey gesünder und stärker wären, als wir; denn sie nährten sich ganz von Viehzucht und Ackerbau und wußten von allen den vielen Künstelen noch nichts wodurch wir unsre Gesundheit und Kraft schwächen und uns zur Verrichtung edler, beherzter Thaten unfähig machen: indes bleibt der Deutsche auch noch jetzt bey allen Arten des Luxus und der Schwelgerey ein guter, edler Mann, der vielen Nationen in mancherley Rücksicht den Vorzug nimmt.

In welchem Lande sind alle Wissenschaften zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden, als in Deutschland? Den Deutschen gehören die wichtigsten Erfindungen, die Erfindung des Schießpulvers, eine Erfindung bey deren Gebrauch zu Kriegszeiten eine unendliche Menge Menschenbluts gespart wird, und die Erfindung der Buchdruckerey, wodurch Licht und Aufklärung und gute Grundsätze auf eine so leichte Art bis in die Hütte des Tagelöhners gebracht werden können, da vor dieser Erfindung der große Haufe des Volks ganz den Leitungen einiger wenigen überlassen war, die sich auf Gelehrsamkeit legten. Der Deutsche besitzt also Kopf und Herz, d. h. es fehlt ihm nicht an vorzüglichen Geistesfähigkeiten, auch nicht an Muth zu kühnen Unternehmungen, zu Versuchen jeder Art, und an reinen geläuterten Grundsätzen. Er ist fleißig und unermüdet, und rastet nicht eher, bis er eine Sache zur möglichsten Vollkommenheit gebracht hat. Er ist dabey beständig und treu, ohne Arglist und Bosheit und sein ehrlicher deutscher Handschlag offenbaret sein freundschaftliches, zutrauliches Herz. Freylich gilt letzteres nur von dem unverborenen Deutschen, der noch nach der Sitte seiner Väter lebt; denn die größ-

ten

nate Nacht. Da die Verschiedenheit des Clima durch die Verschiedenheit der Entfernung eines Landes von dem Mittelpuncte der Erde oder von der Linie entsteht, so ist es natürlich, daß es in denjenigen Ländern um so kälter seyn muß, je mehr darinn der Tag zu gewissen Jahreszeiten zunimmt, und da Wärme und Kälte allerdings einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Menschen haben, so ist es begreiflich, warum man sagt: das Clima trägt viel zu der Beschaffenheit bey, die die Einwohner dieses und jenes Landes haben.

ten Städte in Deutschland sind von der Nachahmungsfucht alles dessen, was der flüchtige Franzose ausbrütet, so sehr angesteckt, daß man hier den Deutschen ganz verkennt und den Zwitter sieht, der aus dem Deutschen und Franzosen entstanden ist. Dafür müssen denn auch die guten Deutschen durch den Spott und das Gelächter büßen, das andre Nationen über sie erheben, und vorzüglich der Franzose selbst, nach welchem sie sich bilden; denn wahrlich, es kleidet dem ernsthaften und gesezten Deutschen nichts weniger, als die erzwungene französische Flüchtigkeit, und alle die Narrheiten, die der Franzmann zu seinem Vergnügen ausheckt. Doch es ist jetzt nicht mehr bloß die Gewohnheit großer Städte, den Franzosen zu spielen, sondern selbst bis in die Wohnungen des Landmanns hat sich die Sucht geschlichen, Franzose zu seyn, und französische Höflichkeitsbezeugungen zu machen. Wie widrig das dem unverdorbenen Deutschen seyn, und wie herzlich er seine von Natur so guten und und treuherzigen Landesleute bedauern muß, wenn er sie in französischer Tracht mit französischen Höflichkeiten und Zierereyen, und mit französischer Verstellung, Stelzigkeit und Herzensleere sieht, ist leicht zu erachten, da sie durch solche thörichte Nachahmung eines Volks, das am wenigsten für die Deutschen, die es an Naturgaben weit übertreffen, ein Muster der Nachahmung zu seyn verdient, sich nur lächerlich machen, und ihr von Natur simples und einnehmendes Wesen ersticken. Das wäre also eins, was man

an den Deutschen mit Recht zu tadeln hätte; das zweyte, was an ihnen getadelt wird, ist ihre Neigung zur Unmäßigkeit bey Getränken. Schon von Alters her sind die Deutschen in dem Rufe, gute Zecher oder Säufer gewesen zu seyn. Ja wie weit sie jetzt noch hierin andre Nationen übertreffen, läßt sich schwerlich ausmachen, da es mit der Sitte der Franzosen nicht übereinkommt, im Saufen seine Ehre zu suchen und nach den Franzosen will man sich ja so gern bilden. In Gesellschaften, wo man artig seyn und den Franzosen spielen will, und das geschieht in dem größten Theile von Deutschland, hält man es für unanständig, viel zu saufen: die alte, vaterländische Gewohnheit, im Saufen seine Ehre zu suchen und sich unter Bänke und Tische zu zechen, wohnt nur noch hin und wieder in den Bauernschenken, oder in den Stuben und Versammlungsplätzen lustiger Studenten.

Daß in ganz Deutschland die christliche Religion herrscht, ist bekant, und eben so gut, daß sich die christliche Religion in drey Haupt-Parteyen, nämlich in die Catholische, lutherische und Reformirte theilet. Der größte Theil von Deutschland ist Catholisch, ein guter Theil lutherisch und der kleinste Theil reformirt.

Das Oberhaupt der Deutschen ist der römische Kaiser. Das deutsche Reich heißt: das heilige römische Reich deutscher Nation. Heilig heißet dieses Reich, weil die deutschen Kaiser bey ihrer Krönung für die Beschützer der Christenheit besonders gegen die Türken erklärt werden,
und

und römisch heißt es: weil Kaiser Karl der Große den Ueberrest des ehemaligen römischen Reichs mit diesem deutschen Reiche verbunden hat. Nächst dem Kaiser giebt es im deutschen Reiche 9 Kurfürsten, welche das Recht haben, einen deutschen Kaiser zu wählen. Unter diesen Kurfürsten befinden sich 3 Geistliche, welche nicht heyrathen dürfen; denn von der catholischen Geistlichkeit darf überhaupt keiner ein Weib nehmen. Diese drey geistlichen Kurfürsten heißen, die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln. Die 6 übrigen Kurfürsten sind weltlichen Standes und heißen: die Kurfürsten von Brandenburg, von Sachsen, von Baiern, von Böhmen, von der Pfalz, und von Hannover. Ausser diesen giebt es noch eine große Menge Herzöge, Fürsten und Grafen, welche sich in Deutschland getheilt haben, und unter welchen einige ziemlich mächtig sind. Deutschland hält 11124 gevierte Meilen und hat ohngefähr 28 Millionen Menschen zu Einwohnern.

Unsre nächsten Nachbarn sind die Holländer. Sie sind stark und wohlgenährt, leben ganz von der Handlung und Schiffahrt, und sind die erfahrensten Seeleute. Sie werden gezwungen, sich mit der Handlung und Schiffarth zu nähren, weil ihr tiefes und morastiges Land sie nicht ernähren kann. Sie haben eine gute Gemüthsart, sind fleißig und besonders zur Reinlichkeit und Sparsamkeit geneigt, daher man in Holland auch die reichsten Leute antrifft. Sie halten viel auf ihre Freyheit, gehen oft in Vertheidigung ihrer Rechte weiter,

als sie gehen sollten, und fangen Unruhen und Streitigkeiten an. Uebrigens sind sie listig und wissen aus allen Vorfällen, besonders was die Handlung betrifft, Vortheile zu ziehen. Sie lieben Wissenschaften und Künste, und in Verfertigung einiger künstlichen Waaren übertreffen sie die Deutschen.

Ihre Religion ist die reformirte; doch werden auch andre Religionsparteyen und Juden in ihrem Lande geduldet. Es giebt fast in keinem Lande so viele christliche Religionsparteyen als in Holland und England; denn in diesen beyden Ländern wird alles geduldet, es mag Religionsmeynungen haben, was es für welche will.

Holland ist eine Republic oder ein Freystaat, d. h. es beherrscht die Holländer kein König oder Fürst, sondern ganz Holland ist in 7 Theile oder Provinzen abgetheilt, und in jeder Provinz wählt das Volk einen Mann, der nach dem Haag, der Hauptstadt des Landes, als Abgesandter der Provinz geschickt wird und die Versammlung dieser 7 Abgesandten der Provinzen nennt man die Generalstaaten, oder Ihro Hochmögenden Herrn. Diese zusammen besorgen die Angelegenheiten des Landes, und ein jeder von diesen Abgeordneten die besondern Angelegenheiten seiner Provinz, und der Erbstatthalter ist der Generalcapitain des ganzen Landes, oder aller 7 vereinigten Provinzen, und sorgt für das Wohl des ganzen Staats. Holland, oder wie das Land auch sonst genennet wird, die vereinigten Niederlande sind 40 Meilen lang und 25 Meilen breit, und die Zahl der Einwohner dieses Landes beläuft sich auf 2½ Million.

Die Fortsetzung folgt.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt für den Städter und Landmann.

Viertes Stück.

Der arme Jacob, der gnug hat.

Meine lieben Freunde! Die Abgaben sind freylich schwer: und hätten wir nicht mehr als die zu bezahlen, die uns die Obrigkeit auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden; aber wir haben noch ganz andere, und die den meisten unter uns noch weit mehr zur Last fallen. Unfre Faulheit macht unfre Abgaben doppelt, unfre Eitelkeit macht sie dreynfach, und unfre Thorheit vierfach. Es giebt keinen Landesverordneten, der uns von diesen Abgaben befreien, oder uns einigen Nachlaß verschaffen könnte. In dessen hört einen guten Rath an: es läßt sich noch etwas für euch thun. Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der arme Jacob.

Man würde eine Regierung für fehlerhaft halten, die dem Volke auflegte, den zehnten Theil seiner Zeit auf öffentliche Hofdienste zu wenden; aber die Faulheit legt den meisten unter uns noch weit mehr auf. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben,

indem er uns schwächer macht. Der Müßiggang ist ein Kost, der mehr angreift, als die Arbeit selber. Je mehr man einen Schlüssel braucht, je reiner wird er, sagt der arme Jacob. Liebste du nun das Leben, so verderbe die Zeit nicht; denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht dadurch, daß wir mehr schlafen, als uns noth thut, ohne daran zu denken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir lange gnug im Grabe schlafen werden. Wenn die Zeit das Kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen. — Faulheit findet alles zu schwer; der Fleiß macht alles leicht. Wer spät aufsteht, der mag den ganzen Tag laufen; am Abend wird er kaum so viel finden, als er bedarf. Denn Trägheit geht so langsam, daß Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit deineit Geschäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bett gehen, und zeitig aufstehen macht den Men-

D

Men-



Menschen klug, reich und gesund, wie der arme Jacob abermals sagt.

Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe: Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereyen habe, und wenn ich welche habe, weil sie mit großen Abgaben beschwert sind. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standsmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk und brauche seinen Kopf; sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsre Abgaben zu bezahlen. Sind wir arbeitsam, so haben wir immer Brod; denn der Hunger sieht dem Arbeitsamen nur ins Fenster, ins Haus darf er ihm nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen ihm auch nicht hinein; denn Unsißigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. — Du hast keinen Schatz gefunden? kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingesetzt? Nicht gut! Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter; Arbeit belohnt Gott. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft, so wirst du Korn haben, wovon du leben und wovon du verkaufen kannst. Arbeite heute; denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßtest, würdest du dich nicht schämen, wenn dein grüßiger Herr dich müßig anträte? Bist du nicht dein eigener Herr? Schäume dich

also, dich selbst müßig anzutreffen, da du so viel für dich, für dein Haus, für dein Vaterland und für deinen Fürsten zu thun hast.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man sich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte, wie der arme Jacob: Willst du Muße haben, so wende die Zeit wohl an, und so lange du nicht Herr über eine Minute bist, so verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird diese gute Muße finden, aber der Träge erhält sie nimmer. Denn ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben ist zweyerley. Manche möchten gern von ihrer Geschicklichkeit leben, ohne zu arbeiten; aber sie plagen eher von Mangel als von Überfluß. Arbeit hingegen schafft Amuth, Bequemlichkeit und Achtung. Fliehet die Ergötzungen, und sie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe.

Aber Fleiß ist nicht genug; wir müssen auch beständig, nicht lässig und nicht träge seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andre verlassen. Denn, wie der arme Jacob sagt, ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer herum läuft, gedeihen nicht so gut, als wenn alles an seinem Plage bleibt. — Drey mal umziehen, schadet so viel als eine Feuersbrunst. — Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. —

Sol

Sollen deine Geschäfte gut von statten gehen, so gehe selbst darnach; sollen sie nicht, so schicke darnach. — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen oder ihn antreiben. Das Auge eines Herrn schafft mehr, als seine beiden Hände. Nachlässigkeit bringt größern Schaden als Unwissenheit. — Wer nicht über seine Arbeiter wachet, der läßt ihnen seinenbeutel offen. — In Weltgeschäften hilft Zutrauen weniger, als Mißtrauen.

Das sey gnug von Arbeit und von Aufsicht auf unsre Geschäfte. Aber zu diesen beiden Dingen muß noch etwas hinzukommen. Wer nicht so zu sparen, als zu gewinnen weiß, der mag die Nase zeitlebens auf dem Mühlstein haben; er wird keine Gerstengröße hinterlassen. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager seyn. Wir haben viel Geld, so wie wir es gewonnen haben, auch wieder verzehrt, seitdem die Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und die Männer über den Punsch das Pfcopfen und Beschneiden vergessen haben.

Schränkt also eure thörichten Ausgaben ein, so dürst ihr nicht so viel über drückende Abgaben und über lästige Familienklagen. Denn Weiber und Wein, Spiel und unrichtiger Überschlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfnisse. Mit dem, was ein einziges Laster zu unterhalten kostet, könnte man zwey Kinder unterhalten. Vielleicht glaubt ihr, ein wenig Thee oder Punsch, etwas leckhaftere Speise, etwas feinere Kleider, und von Zeit zu Zeit einige

lustbarkeiten haben nicht viel zu bedeuten; aber der arme Jacob sagt: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken.

Ihr habt euch hier zu diesem öffentlichen Verkaufe von allerley Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt: ihr nemt dergleichen ein Gut; aber wenn ihr euch nicht in Acht nehmt, so wird es für einige unter euch ein Übel werden. Denkt an das, was der arme Jacob sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was dir unentbehrlich ist. Viele haben sich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ein wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Der arme Jacob giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der läppische Geschmack an Puswerk ist eine gefährliche Thorheit. Eitelkeit ist eine Bettlerinn, die eben so dringend, als die Armuth, aber noch weit unverschämter ist. Habt ihr Ein schönes Stück gekauft, so müßt ihr noch zehn andre kaufen, damit eure ganze Ausstaffirung sich zusammen paßt. Aber, wie der arme Jacob sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Stolz frühstückt mit dem Überfluß, speißt zu Mittage mit der Armuth, und ist des Abends mit der Schande.

Welche Thorheit, solcher überflüssigen Dinge wegen Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure Freiheit gebt. Könnt ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so

so werdet ihr euch schämen, wenn ihr eure Gläubiger sehet; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen sprecht, und nach und nach werdet ihr Treu und Glauben, und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweyte Stufe des Unrechts, und Schulden machen ist die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Armuth schlägt die Großmuth nieder. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Jacob abermals.

Was würdet ihr von einem Fürsten, oder von einer Regierung denken, wenn sie euch bey Gefängnißstrafe verböten, euch so zu kleiden, wie andre artige Leute? Ihr gebt euch Mühe, unter eine solche Tyrannen zu gerathen, wenn ihr euch des Kleiderstaats wegen in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, so bald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd ihm zu bezahlen, so kann er euch in ein Gefängniß verschließen und euch Zeitlebens darin sitzen lassen. Als ihr euren Kauf schloßt, da dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein besseres Gedächtniß als die Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht habt. — Vielleicht seyd ihr gegenwärtig in der Verfassung, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne

daß sie Folgen hat; aber führt gute Haushaltung für das Alter und für die Nothdurft. Eine Thorheit des Morgens währet nicht bis den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn; aber eure Ausgaben sind gewiß, und dauern so lange ihr lebt. Nur aber ist es leichter, zwey Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! Erfahrung hält eine sehr theure Schule; es ist aber die einzige, worin Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

Wie kann man Seifenbrandtwein zubereiten?

Vier Loth grüne Seife werden in 2 Orth guten Brandtwein aufgelöst. Mit diesem Brandtwein heilt man bey Pferden und Rindvieh Verstauchungen und Geschwülste, indem man die kranken Glieder damit badet. Durch einen Zusatz von 100 Tropfen Terpentindöl, womit man diesen Seifenbrandtwein verstärkt, erhält man eine Arzenei, womit Gallen-Stollschwämme, Nephren, und andere dergleichen Geschwülste vertrieben werden, wenn sie nicht zu alt sind. Will man ihn zum Vertheilen schmerzhafter und heißer Geschwülste brauchen, so vermischt man ihn, statt des Terpentindöls, mit einem Loth Kampfer.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt für den Städter und Landmann.

Fünftes Stück.

Die wichtigsten Grundsätze der Gesundheitslehre.

Welch ein schätzbares Gut die Gesundheit, Stärke und Munterkeit ist, weiß ein jeder aus eigener Erfahrung. Auch bey der kleinsten Unbehaglichkeit, wird schon die Heiterkeit des Geistes, das körperliche Wohlbehagen geschwächt. Jede Blume der Freude welkt dann im Hauche des Unmuths, der von unsern Lippen weht und jeder uns sonst so süße Genuss des Lebens wird uns verbittert. Selbst in der Freundschaft heiligen Becher, so süß er in den Tagen des Wohlbefindens ist, trauert die Krankheit uns Vermuth und jedes Rad der körperlichen Maschine, jede Thätigkeit des Geistes wird gehemmt, geschwächt und unregelmäßig gemacht.

Aber auch für andere, die ein näheres Band an uns schließt, ist unser gesunder Zustand nicht minder wichtig. Anstatt daß wir zu ihrem Vergnügen etwas beitragen können, so bedürfen wir nur mehr Pflege, Wartung und Aufwand, und werden durch unsere Empfindlichkeit und üble Laune

unsern Angehörigen und Freunden eine Quelle des Mißvergnügens.

Die Luft ist, wenn wir gesund bleiben wollen, einer der vorzüglichsten Gegenstände, worauf wir unser Augenmerk zu richten haben. Sie ist zur Fortdauer unsers Lebens unentbehrlich; sie befördert den Umlauf des Bluts, stärkt und erfrischt, wenn sie rein ist, den ganzen Körper. Man vermeide jede schädliche Luft oder suche sie zu verbessern. Im Freyen sind wir wenig oder gar nicht im Stande dieses zu thun: Gewitter und andere Lusterscheinungen vermögen das nur. Allein in unsern Zimmern haben wir mehr Gewalt über sie. Man öfne in dieser Rücksicht täglich zu jeder Jahreszeit sowohl die Wohn- als Schlafzimmer. Man wähle hiezu die Zeit des Tages, wenn die Luft weder mit schädlichen Dünsten beladen, noch die Gegend umher von dichten Nebel umzogen ist. Der reinen, frischen und heitern Luft kann man nicht zu viel in die Zimmer lassen.

E

Die



Die Fenster sehr lange offen zu behalten, ist nicht nöthig, zumal wenn man dabei die Thüren auf und zu bewegt. Im Sommer bey heißen Tagen öfne man die Fenster früh und Abends, und auch im Winter veräume man dieses nicht, weil die Stubenluft durch die Wärme verdünnet und mit vielen fremden Theilen vermischet wird. Wenn die Luft feucht und kalt ist, so wird dadurch die Ausdünstung zurück gehalten, und der Körper zieht noch mehr Feuchtigkeit in sich. In diesem Fall müssen wir uns nur nicht zu leicht kleiden, und unsre Wohnung mit Räucherwerk durchräuchern. Ist die Luft feucht und warm, so erschlaft sie den Körper und macht ihn zur Fäulniß geneigt. Am besten verwahrt man sich gegen dieselbe dadurch, daß man Schießpulver anzündet, oder Essig auf glühendem Eisen verdampfen läßt. Die heiße und trockne Luft erschweret das Athmen, macht Beängstigung und löset das Blut auf. Man verbessert sie, indem man das Zimmer mit frischem Wasser nezt, oder an verschiedenen Stellen Gefäße mit frischem Wasser aufstellt. Vorzüglich wird die Luft in Zimmern, worin verschiedene Personen bensammen wohnen, leicht verderbt. Man muß daher so oft als möglich frische Luft hineinlassen und durch Räuchern zu helfen suchen. — Grüne Gewächse und Blumen vor den Fenstern saugen die Dünste in sich, und hauchen sie balsamisch und verarbeitet wieder zurück. Sie sind daher, so fern sie nicht zu stark riechen, und das Blut zu sehr nach dem Kopfe treiben, der Gesundheit

wegen sehr zu empfehlen. — Es ist gut sich frühzeitig zur Ertragung der Zugluft zu gewöhnen; wer aber einmal verhärtet ist, und sich ohne Schaden ihr nicht aussetzen kann, der suche sie zu vermeiden. Besonders thue man dies, wenn man erhitzt ist, denn alsdann wird sie dadurch, daß die Ausdünstung zu schnell unterdrückt wird, fast immer schädlich. Versahrungsmittel gegen die Schädlichkeit der verdorbenen äußern Luft sind Weinessig und das Kauen der Wacholderbeeren.

Wärme und Kälte, daß man sich in übermäßiger Wärme nicht wohl befindet, weiß jeder aus Erfahrung. Sie macht den Körper weichlich, macht schlaff, erhitzt das Blut zu sehr, und vertrocknet die zum gehörigen Umlauf desselben erforderliche Feuchtigkeit. Daher kommt es, daß Menschen unter einem heißen Himmel, den Bewohnern kälterer und gemäßiger Gegenden, sowohl an Maß und Ausdauern der Kräfte als auch an Lebensdauer weit nachstehen. Wie schädlich also, sich zu großer Wärme auszusetzen, Pelzwerk zu gebrauchen, des Tages in heißen Stuben zu sitzen, und sich des Nachts in weichen Federbetten zu vergraben. — Sind wir nun nicht verhärtet, so können wir die Abwechslungen des Wetters und der Jahreszeiten recht gut vertragen, und uns auch im Winter der stärkenden Kälte aussetzen; und so fern wir nur unsern Körper in gehöriger Thätigkeit erhalten, so wird sie uns gar nicht schädlich seyn. Sowohl äußere Bewegung, als starke Speisen, die wir

uns

unserm Körper zu verarbeiten geben, bez fördern diese Thätigkeit. — Doch wie jede schnelle Veränderung nachtheilige Folgen hat, so auch der schnelle Wechsel der Wärme und Kälte. Dadurch wird die Ausdünstung plötzlich gehemmt, und ein Heer von Krankheiten herbeygeführt. Man gehe daher in heißen Tagen, nach vorhergegangener starker Bewegung nicht in Keller und Gewölben, mache sich nach Erhitzung nicht bloß, und setze sich, erhitze, weder auf einen feuchten Boden, noch auf einen kalten Stein.

Reinlichkeit ist das Haupterforderniß nicht nur des Wohlstandes, sondern auch der Gesundheit. Sie erstreckt sich auf alles, was den menschlichen Körper angeht, auf Zubereitung und Genuß der Speisen und des Getränks, auf Kleidung, Wohnung, Hausgeräth und alle leibliche Bedürfnisse. Man reinige den Leib sehr oft mit frischem und reinem Wasser, vorzüglich während des Sommers: dadurch wird die so nachtheilige Verstopfung der Schweißlöcher durch die Ausdünstung abgewehrt; die Luft wird nicht verhindert durch offen erhaltene Kanäle, Kräfte und Nahrungsmittel zuzuführen; der Ausfluß der unnützen Feuchtigkeiten wird nicht gehemmt und die Nerven, Sehnen erhalten Spannung und Stärke. — Gesicht, Hals, Nacken und Hände wasche man täglich, denn diese Theile sind am meisten der Luft ausgesetzt. Den ganzen Kopf reinige man, wo nicht täglich, doch oft. Er dünstet sehr aus, und der Puder, oder anderer Staub, verschließt die Schweißlöcher, die nicht zu oft wieder

geöffnet werden können. Nie vergesse man den Mund früh Morgens nach Tische und Abends mit frischem Wasser auszuspülen. Sonst faulen die in den Zähnen zurückgebliebenen Speisetheilchen, verpesten den Athem und schaden den Zähnen. Auch wird der Schleim dadurch von den Geschmackswarzen der Zunge weggeführt, dessen Anhäufung uns die Unnehmlichkeit der Nahrungsmittel nicht empfinden läßt. Auch die Füße wasche man häufig, besonders an warmen Tagen. Man wähle dazu lauliches Wasser; denn ist es zu warm, so treibt es das Geblüt aufwärts und verursacht Kopfsweh.

Kleidung. So wohl Stoff, als Art der Kleider, muß sich nach Jahreszeit und Witterung richten. Im Frühling, Herbst und Winter sind wollene Kleider am besten, im Sommer pflegt man leichtere zu wählen. Nur muß man im Gebrauch der letztern sehr behutsam seyn, und sie weder zu früh anlegen, noch zu spät mit wärmeren vertauschen. Auch Morgenkühle und Abendluft verträgt man nicht gut darin. Im Winter suche man sich zwar durch gute Kleidung zu verwahren, daß die natürliche Wärme des Körpers, und die unmerkliche Ausdünstung erhalten werde; aber man hüte sich auch, diese durch zu warme Bedeckung zu vermehren. Pelze sind der Jugend gar nicht anzurathen, und doppelt schädlich sind sie, wenn sich Spuren einer Hauptkrankheit zeigen. Nie müsse die Kleidung einen Theil des Körpers pressen, wenn der Blutumlauf und überhaupt die Wirkung

fung nicht gestört werden soll. Man binde daher weder Strumpfband, noch Halstuch zu fest. Welche Schaden die mit Recht verschrieenen Schnürbrüste stiften, ist erwiesen genug. Enge Schuh verursachen Hünereugen, (Glieddörner) und andere Ungemächlichkeiten mehr.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Ob Pathengeld (Gevattergeld) glücklich mache?

Dieser Aberglaube herrscht noch öfters unter Stadt- und Landleuten. Was wollen sie sagen, sprach neulich eine adeliche Dame zu mir; „ist nicht mein Sohn „auf seinen Gütern glücklich? Und woher? Weil er bey dem Ankauf derselben „das Pathengeld zu den Kaufgeldern „gelegt hatte.

Ihr Sohn ist ein guter Wirth, sonst würde ihm das Pathengeld nicht viel helfen. Ich will ihnen ein anderes Beyspiel erzählen. Ein Vater kaufte einmal mit dem Pathengelde seiner Kinder, viel Haber, weil er in wohlfeilem Preise war. Das Jahr darauf wurde er noch wohlfeiler. Ihm fielen zwey Pferde um, deshalb mußte er seinen Haber wieder mit großem Verlust verkaufen. Was hatte nun dabey das Pathengeld gethan?

Im Thüringischen war ein armer Vater, der bey seinem Tode seinem zwölfjährigen Sohn nichts, als ein wüste liegendes Stückchen Acker; aber nicht einen Heller Pathengeld hinterließ. Der Sohn hatte aus Armuth zu seiner Erhaltung Lehren gelesen, und das Korn ausgeflopft. Da fiel ihm ein: wenn du dein

Stückchen Acker umgrübest, und dein Bißchen Korn einsäetest; so würde er dir ja so wohl, als ändern, etwas wieder geben.

Er fieng an zu graben, und kriegte bald Hilfe. Alle seine Spiel- und Schulkameraden halfen ihm mit Lust. Die Bauern lachten sie aus, und sprachen: grabt ihr man! Das beste fehlt: der Mist. Dieß irte den Sohn ohne Pathengeld nicht. Er wußte sich zu helfen.

Gleich machte er sich ein Tragekörbchen von Weiden, die ihm nichts kosteten. Und nun gieng er auf allen Weiden herum, wo das Vieh geweidet hatte, und trug sich den Dünger auf seinen Acker. Ja! er bat alle seine Kameraden, daß sie seinem Acker alle Tage dasjenige schenken mögten, was die Natur bey ihnen nicht länger leiden wollte. Es geschah nicht ohne Gelächter des ganzen Dorfs.

Indessen wurde sein Acker gedüngt. Er säete, und ärtete reichlich; nicht durch Pathengeld; sondern durch seinen Fleiß, und anderer guter Leute Hilfe.

Ich habe über die Sache nachgedacht: woher doch wohl das Pathengeld solche Kraft bekommen könnte, die Leute glücklich zu machen. Von den Pathen wohl nicht; denn die meisten geben es ungern. Ich kann aber nichts anders finden, als daß es dem Kinde gleich nach der Taufe eingebunden wird. Wahrscheinlich wird ihm also wohl noch daher solche Kraft zugeschrieben, so wie man mit dem gebrauchten Taufwasser allerley Aberglauben getrieben hat.

Fälle kann es geben, daß ein Mensch bey einem Kauf, wozu er Pathengeld mit angelegt hat, glücklich gewesen ist. Woher weiß man denn aber, daß das Glück just von dem Pathengelde herrühre? Ich bin der Meinung nach Vernunft, Religion und Erfahrung: wer das Gekaufte mit oder ohne Pathengeld, nicht zu Rathe hält; wer Fleiß, Mäßigkeit und Sparsamkeit aus den Augen setzt, der wird doch am Ende arm werden, wenn auch sein Pathengeld einige tausend Thaler betragen hätte.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Fünftes Stück.

Von dem Nutzen der Obstbaumzucht.

Es hat mir, meine lieben Landleute, von jeher immer viel Vergnügen gemacht, wenn ich einem und dem andern unter euch einen guten Rath ertheilen konnte, und ich habe dieses Vergnügen oft genossen, da ich viel auf dem Lande gelebt und mir in der Landwirthschaft manche Kenntniß, theils durch empfangene Belehrungen, theils durch Erfahrung gesammelt habe. Ich hoffe, auch ihr, meine lieben Oldenburger, werdet es gut aufnehmen, wenn ich euch vermittelst des Volksfreundes, von dem ich wünsche, daß ihr ihn recht fleißig lesen, und was die Hauptsache ist, das Gelesene auch befolgen möget, auf einige Vortheile aufmerksam mache, deren ihr genießen könntet, die aber die meisten unter euch aus der Acht lassen. Ich bin zwar kein geborener Oldenburger, und das thut auch nichts zur Sache. Vielmehr glaube ich, daß dieser Umstand meinen Vorschlag eine desto bessere Aufnahme bey euch verschaffen werde, indem ich euch oft sagen höre: ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande, und

folglich muß er denn wohl außer seinem Vaterlande etwas gelten. Doch ich glaube, daß ihr zu vernünftig seyd, um dieses Sprüchwort, wenn ich es so nennen darf, zum Maasstabe bey der Beurtheilung eines Vorschlags anzunehmen, und daß es euch gleichviel sey, ob ein innländischer oder ausländischer Prophet euch einen guten Vorschlag thut. Vernünftige Menschen sehen nicht darauf, wer etwas sagt, und beurtheilen die Sache nicht nach dem Urheber, sondern prüfen, ob das, was ihnen als gut vorgestellt wird, wirklich gut sey, und wenn sie es gut finden, so thun sie dasselbe auch, gleichviel, ob Hans oder Kunz sie aufmerksam darauf gemacht hat.

Doch zur Sache! Wie ich euch schon gesagt habe, so bin ich kein geborener Oldenburger, sondern ich bin aus Niedersachsen gebürtig, und zwar aus einer Gegend, wo Korn und Most *) die Fülle wächst. Es war mir daher sehr auffallend, als ich vor anderthalb Jahren in euer Land kam, wo es mir, benläufig

*) Most ist ein Getränk, das aus Äpfeln oder Birnen gemacht wird.



gesagt, außerordentlich gefällt, daß ihr die schönen Plätze bey euren Häusern mit lauter Eichenbäumen und nicht auch mit unter mit Obstbäumen bepflanzt. Ihr könnt nun leicht rathen, worauf ich euch aufmerksam machen will, und ihr rathet ganz recht, wenn ihr auf die **Obstbaumzucht** rathet.

Also auf die Obstbaumzucht will ich euch aufmerksam machen, die ihr so sehr vernachlässiget, und die euch doch weit mehr Nutzen brächte, als die Eichenbäume womit ihr alles bepflanzt. Ich will damit nicht gesagt haben, daß ihr gar keine Eichenbäume pflanzen sollt. Mein! diese anzupflanzen ist sehr gut, und ich glaube, es thut ganz wohl, wenn man einen Eichenbaum nöthig hat, und nur ein Paar Schritte zu gehen braucht, um ihn umzuhauen, ohne dafür einen Groten auszugeben. Aber nur nicht alles müßte von euch mit Eichenbäumen bepflanzt werden, sondern doch auch ein Plätzchen mit Obstbäumen. Daß dies gut und von größern Nutzen für euch sey, als alles mit Eichenbäumen zu bepflanzen, will ich euch so zeigen, daß ihr am Ende gestehen sollt, ihr könntet es mit Händen greifen.

Ich nehme an, daß ihr bey eurem Hause einen Platz habt, auf welchen 200 Eichenbäume stehen können. Die eine Hälfte dieses Platzes bestimmet ihr nun für Eichen- und die andere Hälfte für Obstbäume. Hundert gute Eichenbäume lassen sich immer besser warten als 200, reichen hin, um eure Bedürfnisse an Eichenholz davon zu nehmen. Beyläufig gesagt, braucht ihr euch eben

nicht eichene Särge machen zu lassen, dies können auch tannene seyn. Damit ihr nun seht, daß ihr besser thut, wenn ihr die eine Hälfte des angenommenen Platzes mit Obstbäumen bepflanzt, so wollen wir annehmen, daß, wo 100 Eichenbäume Raum haben, 80 Obstbäume stehen können. Diese 80 Obstbäume wollen wir 15 Jahr nach ihrer Anpflanzung wachsen lassen, ehe wir Äpfel und Birnen davon essen, wenigstens davon verkaufen können. Nach diesen 15 Jahren wollen wir noch 35 Jahre annehmen, und sehen, was uns diese 80 Obstbäume in dieser Zeit eingebracht haben. Wir wollen sehr gering rechnen und annehmen, daß wir jeden Baum in den 35 Jahren jährlich in Durchschnitt zu 1 Rthlr. benutzen. Also 80 Bäume, 80 Rt.; macht in 35 Jahren 2800 Rthlr., welche die 80 Obstbäume in 50 Jahren einbringen. Nun aber wollt ihr diesen Platz lieber mit 100 Eichenbäumen bepflanzen, und da sollt ihr denn sehen, was diese nach 50 Jahren euch eingebracht haben. Ich nehme, und zwar sehr hoch, an, daß ein jeder dieser Eichenbäume noch 50 Jahre im Durchschnitt 15 Rthlr. werth sey, macht also nur 1500 Rthlr. Das bißchen Mast, was diese 100 Eichenbäume geben könnten, will ich nicht in Anschlag bringen, da sie selten geräth, und wenn sie auch mal geräth, ihr sie euren Schweinen doch nur zum Nachtisch gebt, und dagegen unter Obstbäumen besseres Gras wächst, auch in den ersten 20 Jahren der Boden zu Küchengewächsen gebraucht werden kann, welches beyden

Eich-

Eichbäumen nicht der Fall ist. Nach dieser Berechnung also brächte ein Platz mit 80 Obstbäumen statt 100 Eichbäumen bepflanzt in 50 Jahren einen Überschuss von 1300 Rthlr. Gesezt, ich hätte zu hoch angenommen, daß jeder Baum jährlich im Durchschnitt 1 Rthlr. einbrächte, so wollen wir 48 gr. annehmen, und dann bliebe doch noch immer ein Überschuss von 366 Rthlr. 48 gr. Ihr werdet aber leicht sehen, daß diese leßtere Annahme viel zu gering sey, und daß man immer 1 Rthlr. annehmen könne. Zum Beweise dieses berufe ich mich auf einen Mann in Grubbenbühen, im Kirchspiel Ganderkesee, wo bekanntlich viele junge Obstbäume gezogen werden, und die Baumzucht in Flor ist, der im vorigen Herbst, wo das Obst doch nicht häufig war, aus seinem mittelmäßigen Garten 50 Rthlr. gelöst hat.

Der eine Grund also, warum ihr besser thut, einen Platz mit Obstbäumen und nicht mit Eichbäumen zu bepflanzen, ist nun der, daß es mehr Geld einbringt, und das ist schon ein wichtiger Grund.

Ein zweyter Grund, Obstbäume lieber als Eichbäume, wenigstens in Verhältniß gegen einander zu pflanzen ist dieser, daß das Obst eine wohlgeschmeckende und für die hiesige Gegend vorzüglich gesunde Speise, sowohl frisch als getrocknet giebt. Ich habe oft mit Betrübniß gesehen, wie ihr manchmal Winter und Sommer acht und mehrere Tage hinter einander grünen Kohl und gelben Speck eßt, und, wie ich glaube, ist dieses bey vielen unter euch das Hauptgericht.

Nun ist zwar grüner Kohl eine gute gesunde Speise; aber acht Tage hintereinander grünen Kohl zu essen, das muß man doch müde werden, und noch dazu den gelben ranzigten Speck, bey dessen bloßen Anblick mir schon die Haut schaudert, und der gar nicht gesund ist. Statt des ewigen grünen Kohls könntet ihr dann, wenn ihr hübsch Obstbäume anpflanzet, mit Speisen, sowohl von frischen als getrockneten Obste abwechseln, und das wäre denn doch, meiner einfältigen Meynung nach, besser.

Wenn ihr auch nicht immer bey eurem Hause selbst einen eigenen Platz für die Obstbäume bestimmen könnt, so werdet ihr doch immer leicht hie und da ein Plätzchen finden, wo ein Obstbaum stehen kann, und wie könnte man ein solches Plätzchen, das außerdem nicht genutzt wird, besser nutzen? Vorzüglich könntet ihr in euren Kämpen, die doch gemeiniglich mit Wällen umgeben sind, Zwetschenbäume pflanzen, und so würde auch hier der Platz zunächst an den Wällen, den ihr bis jetzt ungenutzt laßt, mit großem Vortheil von euch genutzt werden können. Ich kenne einen Edelmann in meiner Gegend, der einen Theil seiner Länderey mit Kirschbäumen eingefaßt hat, und ein Jahr davon an 300 Rthlr. Pacht zog, und in Thursachsen sind die breiten, graden Heerstraßen auf jeder Seite mit zwey Reihen der schönsten Obstbäume eingefaßt, welches dem Reisenden eben so viel Vergnügen macht, als es dem Besizer Vortheil bringt.

Ich

Ich glaube euch hierdurch den großen Vortheil, den ihr von der Obstbaumzucht haben könnt, hinlänglich gezeigt zu haben, und wenn ihr wollt, so will ich euch in der Folge durch eben diesen Volksfreund meine Erfahrungen mittheilen, wie man junge Obstbäume ziehen, veredeln, pflanzen und warten müsse. Übrigens soll es mir lieb seyn, wenn ihr meine gutgemeinte Absicht, die ich bey diesem Auffas gehabt habe, nicht verkennen werdet.

Der Verfasser dieses Auffazes scheint in den hiesigen Marschen, besonders dem Butjadingerlaude nicht bekannt zu seyn, wo es an Obstbäumen so sehr fehlet, wo sie aber gewiß gut ankommen, und ihre Plätze leicht finden würden, ohne daß sie andere nutzbare Bäume zu verdrängen brauchen. Außer der gesunden heilsamen Frucht, welche sie liefern, und die grade den Bewohnern der Marschen in ihren Haushaltungen sehr nützlich ist, geben sie Schutz gegen die Sonnenhitze, und kalte Winde. Sollten die Landleute in jenen Gegenden, welche ihren Haushalt mit vielem Verstande führen, sich durch diese wichtigen Vortheile nicht aufmerksam machen lassen, die Plätze welche ohnehin nicht gebraucht werden, auf diese Art zu nutzen?

A. d. H.

Augen-Arzeney.

Wenn das Auge Hitze, Röthe und Schmerzen leidet, und ein scharfes brennendes Wasser daraus rinnt, so muß, wenn es besondere Umstände erfordern, Ader gelassen, und das Blut gereinigt werden. Folgendes Mittel heilet sonst das Übel auch in seiner größten Heftigkeit durch einen einmaligen Gebrauch: Man nimmt ein Stückchen Weyhrauch, steckt es auf eine Gabel, oder ander spitziges Eisen, und zündet es bey einem Lichte an wozu eine Wachskerze am besten dient. Man löschet darauf den brennenden Weyhrauch in ein paar Löffel voll Rosenwasser, und wiederholt das Anzünden und Auslöschchen etwan dreyßig mal. Man kann hernach das Wasser zum Überflus

noch durch reines Linnen seigen. Darauf wird frische Milch, am besten Frauensmilch, darüber gegossen, so ist die Arzeney fertig. Von derselben streicht man etwas in die Augen, zumal in deren Winkel, und legt sich mit geschlossenen Augen zur Ruhe. Den folgenden Morgen ist man zur größten Freude genesen, und die Röthe und Schmerzen der Augen sind verschwunden.

Für die Zähne.

Um das Schwinden des Zahnfleisches und das Wackeln der Zähne zu verhüten, nehme man pulverisirten China, und reinige die Zähne, vermittelst einer weichen Zahnbürste, Morgens und Abends damit.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Sechstes Stück.

Etwas zur Naturgeschichte und Behandlung des Rindviehes.

Unser zahmes Rindvieh stammt von den Ur- oder Auerochsen ab, die man noch jetzt wild in Polen, Litthauen, Sibirien u. s. f. findet. Diese wilden Ochsen sind gemeiniglich schwarzbraun, unbändig und so stark, daß man sie ehemals in Kämpfen mit Löwen und Bären siegen sah. Der Anblick der rothen Farbe setzt sie in Wuth, daher man sie durch einen rothgekleideten Strohmann zu locken und dann zu fangen oder zu erlegen pflegt. In Spanien werden noch dergleichen Stiergefechte mit Menschen angestellt. —

Die Kenntniß und Zucht unsers einheimischen Rindviehes ist für uns sehr wichtig. — Was es durch Zähmung an Größe und wilder Stärke verlohren hat, das ersetzt es uns vielfach durch seine übrige Nützbarkeit wieder. Viele tausend Menschen nähren sich ganz allein von der Zucht desselben. Zum Acker ist es des Düngers wegen fast unentbehrlich. In England, Ungarn, Podolien,

in der Schweiz, Hollstein, Ostfriesland, in unserm Lande und überhaupt in den Marschländern findet man das größte und schönste. Die röthliche Farbe scheint die natürliche zu seyn; doch giebt es auch weiße, weißblaue, schwarze und andere Schattirungen. In England und Schottland sieht man auch Rindvieh ohne Hörner. Ein gemäßigtes, aber mehr kaltes als heißes Klima, bekommt ihm am besten. Es liebt niedrige, mit frischem hohen Grase bewachsene Gegenden. Da es von Natur träge und schwerfällig ist, so befördert Ruhe sein Gedenken. Es frist geschwind, legt sich dann nieder und wiederkäuet. So still und friedlich diese zahmen Thiere sind, so widersehen sie sich doch einem gemeinschaftlichen Feinde mit der größten Uerschrockenheit. Wenn sie einen Wolf oder ein anderes Raubthier erblicken, so treten sie in einen engeren Kreis zusammen, mit den Köpfen auswärts gekehrt. Auch das kühnste wird nicht leicht wagen, sie in dieser

F

Stel:

lung anzugreifen. — Dem gewohnten Hunde ihres Hirten gehorchen sie; aber wenn ein fremder unter die Heerde kommt, gehen sie sämmtlich auf ihn los und jagen ihn in die Flucht. Selten findet man stöbige Kühe. Vor muthigen Ochsen hat man sich schon mehr zu hüten. Am wenigsten aber ist den Reitochsen (Bullen) zu trauen, die oft wüthend auf jeden Unbekannten eindringen.

In Ansehung der Güte und des Werths ist unter dem Rindvieh in den verschiedenen Ländern Europens ein großer Unterschied. Von einer schlechten Kuh erhält man täglich kaum etliche Maas oder Kannen Milch; eine Marschkuh hingegen, giebt 16 bis 20 Maas. Man kann wol denken, daß es hiebei hauptsächlich auf die Beschaffenheit und Menge des Futters ankommt. Eine solche einträgliche Kuh verlangt, wenn sie im Stall gehalten wird, täglich 20 bis 40 Pfund Heu, folglich in einem Monath zwischen 6 und 12 Centner. Und dann die herrlichen fetten Risten, womit die Natur jere Länder gesegnet hat! — Wo nun diese nicht sind, da muß man ihren Mangel durch Fleiß und Kunst zu ersetzen suchen, wenn man anders die Vortheile einer verbesserten Viehzucht genießen will. Auch in der Wahl der Zuchtrinder muß man sorgfältig seyn, und es gilt auch hier die Regel, die bey der Viehzucht überhaupt gegeben wird: **Ein Rind guter Art aus einer magern Gegend auf fruchtbare Weiden versetzt, kommt allemal besser fort, als umgekehrt.** Dies erfahren alle Wirthe, die Zucht-

rinder z. B. aus der Schweiz oder Ostfriesland holen, und nicht so gute Fütterung haben.

Der Zuchstier soll billig nicht vor dem 3ten und die Kuh vor dem 2ten Jahre zur Fortpflanzung gebraucht werden. Die gewöhnliche Zeit der Zulassung ist das Frühjahr und der Anfang des Sommers. Um aber neue Milch und Kälber zu allen Zeiten zu haben, pflegt man die Kühe durch Öhlkuchen, oder Hafer mit Salz auch außer jenem Zeitpunkt hitzig zu machen. So lange die Kuh trächtig ist, muß sie mehr geschont und besser gepflegt werden, als sonst. Man giebt ihr daher auf jedes Futter eine Handvoll Hafer oder Gerstenschroot. Neun Monate trägt sie, und im 10ten bringt sie das Kalb, gewöhnlich eins, selten 2 und noch seltener 3. Nach dem Kalben setzt man noch eine Zeitlang das Schrootfutter fort, oder mischt Rüben und Kartoffeln unter das gewöhnliche Futter. Etliche Wochen vor und nach dem Kalben muß sie nicht gemolken werden. Nach 6 und 8 Tagen läßt man das Kalb nicht mehr, so oft es will, sondern täglich nur etliche mal saugen, damit es die Mutter nicht zu sehr erschöpft. Man kann es aber mit gekochter Milch und Brodkrumen bald zu Kräften bringen. Verschiedene Landwirthe wollen jetzt durch eigne Erfahrung es weit vortheilhafter gefunden haben, die Kälber gar nicht saugen zu lassen, sondern sie eine Zeitlang mit einer bestimmten Portion Milch zu tränken. — Gegen die Schwämme, die es zuweilen am Saugen hindern, braucht man Salz

Salz in Essig aufgelöst, womit man das Maul fleißig ausreibt. Kälber, die verkauft werden sollen, brauchen überhaupt nicht länger als einen oder $1\frac{1}{2}$ Monat zu saugen. Laues Getränk und Mehl macht sie fett. Nach 6 bis 7 Wochen sind sie zum Schlachten am besten. Die aber zur Fortzucht bestimmt sind, müssen 3 Monat und drüber die Muttermilch haben, wenn sie recht gut werden sollen. Vor der Kälte muß man sie in Acht nehmen, und sie daher des Morgens nicht zu früh, und des Abends nicht zu spät außer dem Stall zubringen lassen. Auch im nächsten Winter, ehe sie ein völliges Jahr erreicht haben, vertragen sie nicht viel Kälte.

Nach dem ersten Jahre heißt ein Kuhkalb, eine **Särs**e oder **Quene**. Die Stierkälber, die man nicht zur Fortzucht haben will, werden nach 18 Monaten verschnitten, und heißen dann **Ochsen**. Dies geschieht theils darum, damit sie desto eher gebändig und zur Arbeit bequemer werden, theils auch weil das Fleisch dadurch genießbarer wird, und sie sich besser mästen lassen. Zum Ziehen sind die **Ochsen** sehr gut zu gebrauchen. Es ist aber besser, sie nicht bloß am **Zalse**, sondern auch an den Hörnern, wo sie ihre ganze Stärke gebrauchen können, anzujochen. Zwen zusammen geschirrt, ziehen ungleich beschwerlicher, als jeder einzeln für sich. Man muß zu dem Ende mehrere im Stall haben, die einander ablösen. — Ochsen sind wohlfeiler zu unterhalten, als Pferde; sie geben auch bessern Dünger; und wenn sie alt werden, mästen und

schlachtet man sie, welcher Vortheil bey den Pferden wegfällt. Auch die **Blindheit** verringert ihren Werth eben nicht. Ob es aber rathsamer sey, zur Ackerarbeit Ochsen oder Pferde zu halten, das müssen die besondern Umstände eines Landwirths entscheiden. Ein erfahrener Landwirth berechnete in seiner Wirthschaft den Gewinn von 8 Ochsen gegen 6 Pferde in 5 Jahren zu tausend Thalern. Der Stall muß lustig, trocken und gegen Hitze und Kälte gesichert seyn. Federvieh, Schweine u. s. w. dürfen nicht hinein kommen. Alle Morgen läßt man frische Luft in den Stall, reinigt die Tröge und wäscht sie mit Salzwasser aus. Täglich striegelt man das Vieh, reibt es mit wollenen Tüchern oder mit nassen Strohwischen ab und wäscht den Staub von den Füßen. Diese Ordnung und Reinlichkeit trägt sehr viel zum Gedeihen bey.

Der rothe Klee ist sehr nahrhaft, blähet aber das Vieh leicht auf, wenn er frisch genossen wird. Am besten giebt man halb Klee und halb Stroh zu groben Häckerling oder Häcksel geschnitten. Überhaupt ist das Zerschneiden alles langen Futters für jedes Vieh gut. Das **Aufblähen** wird auch verhütet, wenn man das Vieh erst saufen läßt, ehe man Klee futtert. Wicken, Steckrüben und Kohl ist ebenfalls vortreffliches Futter. Zur Vermehrung der Milch rühmt man besonders den großen schwarzen Röttig, die große Nessel, Pastinaken, geschnittenes Kartoffelkraut mit den daran hängenden Saamenäpfeln und häufiges Tränken. **Blätter von Eschen, Ulmen und Eichen**

ben werden nur in der größten Noth vorgeworfen; man leitet von dieser Nahrung das **Blutharnen** her. Im Winter muß man den Frank verschlagen lassen.

Das Rindvieh wird 15 bis 20 Jahr alt. Am sichersten beurtheilt man das Alter aus den Zähnen. Dem Mastvieh giebt man auf sein gewöhnliches Futter Schroot oder gequollene Körner. Warme Mastung ist nicht zu empfehlen. Wenn ein Ochs vom May bis zum October auf der Mastung steht, so wird er fett genug. Beispiele von so ungeheurer Größe und Festigkeit gemästeter Ochsen, als im Jahre 1775 eins bekannt wurde, sind in Deutschland selten. Man schlachtete damals in Nürnberg einen Ochs, der 25 Centner und 40 Pfund wog. An Salz allein hatte er 340 Pfund.

Unter den **Krankheiten** des Rindviehes ist keine bekannter und fürchterlicher, als die so genannte **Viehseuche**, die in wenigen Wochen ganze Länder verheert. Diese Art von Krankheit, welche wirklich pestartig ist, greift jedoch kein andres Geschöpf an. Sie ist bloß dem Rindvieh eigen, und das Thier welches sie einmal gehabt hat, bekommt sie nicht wieder. Die erste Ursache derselben kennt man noch nicht genau, man schreibt sie daher einer **unreinen Luft und dem durch bö-**

se Dünste und Nebel verdorbenen Futter zu. Hieraus entsteht eine Fäulniß und Entzündung der Säfte, welche sich bey dem Viehe anfangs durch Traurigkeit, Mangel an Appetit, Aufhören des Wiederkäuens und Fieberschauer äußert. Die Hörner und Ohren sind bald warm, bald kalt. Der Harn oder ihr Wasser ist ungewöhnlich roth, der Mist widernatürlich dick oder dünn; zuweilen Verstopfung, zuweilen Durchfall. In der Folge läßt es Kopf und Ohren hängen, bewegt den Schwanz nicht mehr, und giebt keinen Laut von sich. Aus Maul und Nase fließt ein dünner Schleim, die Augen schwellen auf, das Athemholen wird schwer und das Thier fängt an zu keuchen. Dies sind gemeinlich die Vorboten des Todes. Einige sterben schon nach 2, andere nach 10 oder 11 Tagen. Sehr wenige überstehen diese Krankheit. Ihr Gift steckt außerordentlich leicht an. Nicht bloß unmittelbare Berührung und Nachbarschaft der Ställe, sondern auch die aus der Entfernung durch die Winde herbengeführte verpestete Luft theilt sie mit. Selbst Menschen, so wenig sie auch selbst davon angegriffen werden, können sie von einem Ort zum andern tragen. Eben deshalb ist auch die äußerste Vorsicht nöthig, damit die Einmal entstandene Seuche sich nicht weiter verbreite.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund ersucht den Verfasser der eingesandten Erzählung **Nichel und Marie**, die Fortsetzung davon bald einzusenden, damit der Aufsatz ununterbrochen könne abgedruckt werden.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Siebentes Stück.

Etwas zur Naturgeschichte und Behandlung des
Kindviehes.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt hat man die Viehseuche bisher glücklicher verhütet, als geheilt. Die Stallfütterung erhält auch hierdurch eine neue Empfehlung. Man hat vielleicht noch kein Beispiel, daß bey einer gehörigen Einrichtung derselben das Vieh die Seuche bekommen hätte. Hingegen wüthet sie da am häufigsten, wo es die meiste Zeit auf der Weide zubringt. — Auch die Reinlichkeit, das Räuchern des Stalls mit Essig und Wacholderbeeren, Vermischung des Futters mit Salz und des Getranks mit Vitriolspiritus oder Essig hat sich zur Verhütung der Krankheit wirksam bewiesen. — Mit sehr glücklichem Erfolge hat man in Hollstein dieselbe eben so, wie bey den Kindern die Pocken, inoculirt oder eingepfist. Denn da das Vieh nur Einmal damit be- wird, so ist man nachher sicher. Der Vortheil dabey ist der, daß man den Körper des Thiers gehörig dazu vorbereiten und reinigen kann; wenn hingegen die

Seuche unvermuthet kommt, so findet sie zuviel Vorrath von Unreinigkeiten und fehlerhaften Säften; daher wird sie so heftig, daß die Natur meistens unterliegt. Man nimmt aber das Einimpfen nicht eher vor, als bis die Seuche in der Nähe ist, auch bey keinem allzu- jungen oder schon angesteckten Vieh.

Das Einimpfen geschieht mit einem baumwollenen Faden, den man in die eiternde Materie eines nicht zu gefährlich kranken Thieres, die ihm aus der Nase oder den Augen fließt, getaucht hat. Diesen zieht man mit einer Packnadel durch die Haut am Hinterbacken, doch so, daß das Thier nicht mit dem Maul dazu kommen kann. Zwischen dem 3ten und 6ten Tage läßt man ihm zur Uder und giebt ihm fleißig Salpeter. Am 6ten pflegt sich die Seuche einzustellen und dann zieht man den Faden wieder heraus. —

3

Wenn



Wenn ein Stück Vieh wirklich an der Seuche gestorben ist, so muß es sogleich tief vergraben und mit Kalk beschüttet werden.

Bei großer Hitze und Dürre bekommt das Rindvieh zuweilen an der Zunge oder am Ende des Mastdarms eine **Pestblatter**, die zwar nicht ansteckend, aber doch tödlich ist. Sie hat die Größe einer Haselnuß und sieht bleifarbig aus. Man muß sie gleich herausschneiden, die Wunde mit Essig auswachen, und dem kranken Vieh eine Zeitlang Essig unter das Getränk geben.

Die sogenannten **Sranzosen** sind bei dem Rindvieh eben das, was bei den Schweinen die **Sinnen** sind, entstehen auch aus eben der Ursach, nämlich durch das Saufen in der Hitze und durch eine unordentliche Lebensart, wenn sie bald zu viel bald zu wenig zu fressen und zu saufen haben. Auf solche Art entsteht eine **Stockung** und Unreinlichkeit der Säfte, wodurch sich **Knoten** in dem Fleisch und **Speck** erzeugen.

Wenn es viel nassen **rothen Klee** frisst, und auf behauten Wiesen weidet, so **schwillt** es zuweilen plötzlich auf, und stirbt, wenn man nicht eilig zu Hülfe kommt. In diesem Fall sticht man mit einem Instrument, welches **Trokar** heißt, 2 gute Handbreit vom Rückgrad in den aufgebläheten Bauch, da dann die Winde zu der Öffnung herausfahren und der Leib sich wieder senkt. Der Trokar ist hiezu besonders eingerichtet; im Nothfall kann man aber auch ein handlanges Brodtmesser gebrauchen. Noch

leichter soll dem Vieh geholfen werden, wenn man ihm eine Hand voll **Schnupfrobäck** in Milch oder einen lebendigen **Frosch** eingiebt.

Das **Blutharnen** entsteht oftmals von dem Saamenstaub der Fichtenblüthe, oder von einigen Arten von Baumblättern. Wenn aber innerliche Entzündung die Ursach davon ist, so hat es mehr Gefahr. Ein unfehlbares Mittel dagegen soll folgendes seyn: **Blätter von Bergperlein** und **Pimpinelle** auch **Alandswurzel**, getrocknet, zu Pulver gerieben und eingegeben. Ein Wirth kaufte Blutharnendes Vieh wohlfeil ein, und curirte es damit, ohne eins zu verlieren. — Auch **Aderlaß** hilft zuweilen. Nührt die Krankheit aber vom **Stein** her, so ist sie unheilbar.

Wenn das Vieh zu Zeiten nicht fressen will, so darf man nur das Futter in **Weinessig** einweichen und mit **Salz** bestreuen. Dies erregt bald wieder außerordentlichen Appetit.

Wider **Geschwulst** und **Geschwüre** dient ein Umschlag mit einem Brey aus Leinsamen in Milch gekocht.

Wider **böse Euter** der Kühe, braucht man **lilienblätter** in Baumöhl geweicht.

Blaue und **blurige Milch** entsteht gewöhnlich von dem Genuß gewisser Kräuter und von unordentlicher Diät. Veränderung im Futter und gute Wartung ist das Mittel gegen diesen fränkenden Zustand. Ein ähnliche Bewandniß hat es mit dem **plötzlichen Vergehen** der Milch.

Von

Von der mannigfaltigen Benützung des geschlachteten Rindviehes ist wol nicht nöthig etwas hinzuzusehen, da sie bekannt genug ist. Doch ist noch von dem Rinderblute zu bemerken, daß viele Ärzte es für eine sehr schädliche Gewohnheit halten, Blutwürste davon zu machen; weil es durch das Kochen seine nährenden Theile verliert, glasartig und beynahe unverdaulich wird. Leichter würde es also roh zu verdauen seyn.

3.

Noch einige Mittel, welche bey gewissen Krankheiten des Rindviehes, mit Nutzen und guten Erfolg angewendet werden können.

Es ereignen sich bey dem Rindvieh bisweilen Umstände, die die lieben Hausmütter in die größte Verlegenheit setzen, und welche sie, weil sie die Ursache davon nicht einsehen, nach hergebrachter Gewohnheit, für die Folge einer Bezauberung halten. Bisweilen verliert sich nämlich bey diesem Viehe die Milch; bisweilen will der Rahm nicht so bald wie sonst gewöhnlich ist, buttern, und zu einer andern Zeit wird der Rahm ganz dunkelblau. Anstatt nun bey dieser Noth zu natürlichen Hilfsmitteln zu greifen, glauben manche Hausmütter noch immer sicherer, wenn sie im Rath ihrer Nachbarinnen erkennen, daß hier eine Hexerey vorgegangen sey, dagegen von Abdeckern, weisen Frauen und anderen Mittel zu suchen, die oft in den albernsten Pöffen und Afsanzereyen bestehen, wobey die

Hauptsache fast immer dieselbe bleibt, bis endlich unter vielen herbengeschleppten Dingen, bisweilen auch solche mit angewendet werden, wovon aus einer ganz natürlichen Ursache endlich die Genesung des Viehes erfolgt.

Genesung! ja Genesung ist es, die in diesem Fall gesucht werden muß; denn ihr guten Hausmütter! könnt sicher glauben, daß hier Krankheit, natürliche Krankheit, und keine in sich selbst unmögliche Zauberey zum Grunde liegt. Braucht dagegen folgende natürliche Mittel, die ich aus langjähriger Erfahrung kenne.

Wenn die Milch sich bey dem Rindvieh verlieren sollte, so reicht dem Vieh etwas gutes und nahrhaftes Futter warm. Gesochte Bohnen und Erbsen, haben vor allen andern Dingen den Vorzug, dann gebt jedem Stücke täglich 3 mal eine Handvoll von folgendem Pulver, bis sich die Milch wieder einstellt. Nehmt:

Weiße Enzian-Wurzel	} von jedem	
Altheewurzel		$\frac{1}{4}$ Pfund.
Pappelkraut	} von jedem 4 Hände	
Wegebreit		voll.
Altheekraut		
Steinklee	eine Handvoll.	
Anies	} von jedem $\frac{1}{2}$ Pfund.	
Fenchel		
Küchensalz		

Durchgeseibte Holzäsche $\frac{3}{4}$ Kanne.
Alles dieses stoßet zusammen zu einem Pulver.

Will der Rahm nicht so bald buttern, als sonst gewöhnlich, so reicht dem Vieh folgendes Pulver 2 - 4 mal des Tages, jedes

jedesmal eine Handvoll mit einem Orth Bieressig oder saurem Bier.

Sauerampf	} von jedem 4 Hände voll.
Weissen Andorn	
Schaafgarbe	
Brennesseln	
Roschwefel	$\frac{1}{2}$ Pfund.

Alles dieses wird zusammen zu einem Pulver gestossen.

Gegen die blaue Milch endlich, welcher Umstand euch am allerbedenklichsten ist, aber seinen Grund in einer Krankheit des Viehes hat, kann folgendes Pulver ebenfalls 3-4 mal des Tages dem Viehe gegeben werden.

Nehmt:	} von jedem 4 Hände voll.
Eichenlaub	
Sanikel	
Schaafgarbe	
Tormentillwurzel	$\frac{1}{2}$ Pfund.
Rother Bolus	} jedes $\frac{1}{4}$ Pfund.
Maun	

Alles dieses wird zu einem Pulver gestossen, und einem Stück Rindvieh davon 2 Loth zu einer Portion mit Essig oder in einem Mehlballen eingegeben und damit die ganze eingeildete Zauberey vertrieben.

W.

Ein Beyspiel von der Gefahr bey mephitischen *) Dünsten.

In Zeitz, einer Stadt in Chur-Sachsen, gieng am 12ten September Abends 5 Uhr die Magd des Gastwirths zum schwarzen Bären in dessen sehr tiefen Keller, um Bier heraus zu hohlen. Da sie

in einer halben Stunde nicht wieder kam, gieng ihr eine daselbst aufwartende Frau nach, und blieb auch aus. Ihr wurde ein Aufwärter nachgeschickt, und als dieser ebenfalls nicht wieder kam, schrie alles im Hause um Hülfe, und das Gerücht verbreitete sich durch die Stadt, daß 3 Personen im Keller durch die vom gährenden Biere entstandenen Dünste erstickt wären. Eine Menge Menschen versammelte sich im Hause, und zwey brave Bürger, der Schuhmacher D'Else und der Sattler Johann David Richter wagten es, die Verunglückten heraus zu hohlen, um sie wo möglich noch zu retten. Im Vertrauen auf Gott, der uns auf guten Wegen begleitet, giengen sie getrost den gefährlichen Gang, fanden zuerst den Mann und die Frau, dann auch die Magd, und überlieferten sie den anwesenden Ärzten, welche so glücklich waren, durch die angewandten zweckmäßigen Mittel die beyden erstern wieder herzustellen: aber bey der Magd, welche bey nahe drey Stunden im Keller gewesen war, blieben ihre Bemühungen fruchtlos. Die beyden Errecker verdienen die Bürgerkrone, und erhielten sie, wenigstens in den Herzen ihrer Mitbürger. Dieser Sattler Richter ist ein edler Mann, der sich gleichsam dazu von Gott berufen fühlt, immer der erste Retter zu seyn, wo Noth ist. Er hat dieses noch bey jeder Feuersbrunst bewiesen, womit Zeitz bedrohet wurde, welche Stadt ihn deshalb unter ihre besten Patrioten und Wohlthäter zählet.

*) Mephitische Dünste bedeutet überriechende und dem Einathmen schädliche Luft, welche gewöhnlich auch fixe oder feste Luft heist, weil sie so fest mit den Körpern verbunden ist, daß sie nur durch eine Trennung ihrer Bestandtheile befreuet werden kann. Die Natur thut dies unaufhörlich durch die Verwesung der festen und durch die Gährung einiger flüssigen Körper, als Bier, Wein ic.; die Kunst bedient sich dazu verschiedener Auslösungsmittel. S.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Achtes Stück.

Marie Antonie,
Königin von Frankreich, auf dem Blutgerüste.
(Eine Abend-Betrachtung.)

Die bedauernswürdige Gemahlin *) Ludwigs des Unglücklichen, hat nun ihr längst vorher gesehenes Schicksal bestanden. Am 16ten October dieses blutigen Jahres, Morgens 4 Uhr, ward ihr von dem aus Freyheitschwärmern und Bösewichtern zusammengesetztem Revolutions-Gericht, nach dem Willen der Parthenhäupter, welche jetzt Frankreich despotisiren, das Todesurtheil gesprochen. Sie hörte es gelassen an, und würdigte ihre grausamen Richter keiner Bitte um Schonung, keiner Vertheidigung ihrer Unschuld, die doch vergebens gewesen wäre. Um 5 Uhr ward in allen Strassen die Lärmtrommel gerührt, die Truppen traten unters Gewehr, hundert Tausende versammelten sich in den Straßen wodurch die ehemalige große Königin zum gewaltsamen Tode geführt werden sollte, um auf dem Richtplaze, ihre Hinrichtung zu sehen. Um 11 Uhr brachte man sie, die vormals im Glanz des Thrones alle Königinnen übertraf, rückwärts auf einem Schinderkarren neben ihrem Beichtvater sitzend, die Hände auf den Rücken gebunden, weiß gekleidet, mit einer kleinen Haube und abgeschnittenen Haaren. Als sie das Blutgerüst bestiegen hatte, kniete sie nieder, ihre Seele dem Allbarmherzigen zu empfehlen, sah noch einmal umher, als suchte sie ein mitleidiges Auge unter den stieren auf sie gehefteten Blicken, und stürzte sich selbst auf das Brett, wo sie den letzten Schlag ihres Unglücks empfangen sollte. Todesstille herrschte weit umher, bis ihr Haupt von der Mordmaschine fiel: da entstand

5

*) Sie war die Tochter der großen Maria Theresia und Kaisers Franz I. am 2ten Nov. 1755 geboren, am 16ten May 1770 mit dem damaligen Dauphin, nachher König Ludwig XVI, vermählt, der am 21sten Januar d. J. enthauptet wurde.



ein dumpfes Gemurmel des Beyfalls der Thoren und Betrognen, die sich ihrer Hinrichtung freuten. Die ohne Zweifel größere Zahl der von ihrem schrecklichen Schicksal gerührten Seelen mußte ihre Empfindungen — unterdrücken: die herrschenden Dämagogen ließen einen Jüngling, der seine Theilnahme äußerte, so gleich in Ketten werfen — und ein fürchterliches: **Es lebe die Republik!** ersückte auch die stummen Seufzer des Mitleidens.

Die nähern Umstände dieses in der Weltgeschichte unerhörten Beyspiels von Unglück einer zum höchsten Erdenglück gebornen Kaiserstochter und Königin haben die Leser gewiß alle schon in den politischen Zeitungen gelesen, haben die Leiden dieser über alle Beschreibung unglücklichen Frau theilnehmend mitempfunden, und sich dabey wehmüthigen Betrachtungen über die Unsicherheit der Glücksgüter, und über das Sittenverderben unsers Jahrhunderts überlassen. Ich beschäftigte mich mit diesen traurigen Gegenständen an einem Abend dieser Woche, und versank darüber in tiefe Bekümmerniß wegen des Ausgangs der schrecklichen Begebenheiten unsrer Tage, und der Folgen, die daraus für die künftige Wohlfahrt unsers Geschlechts zu befürchten sind. Ich stand am Fenster meines ländlichen Arbeitszimmers; die Einsamkeit und Stille der Nacht beförderten die Schwermuth meiner Gedanken; ich sah die Menschheit von der Stufe der Bildung und Glückseligkeit, die sie in den gesitteten Länder erstiegen hat, wieder tief

in Verwilderung fallen; sah Tugend und Glückseligkeit aus den bevölkerten Staaten Europens in entfernte Weltgegenden und wüste Emden flüchten; sah mein theures Vaterland durch seine eignen Söhne verheeren, Brüder gegen Brüder wüthen, und die Früchte des Verstandes und Fleißes vieler Jahrhunderte durch Unverstand und Bosheit vernichten. Aber — der heitere Anblick des gestirnten Himmels, und die anmuthige nur vom Sternenlicht erhellte vor mir liegende Landschaft, erweckten doch den Glauben an Gott und die Menschheit, und die Hoffnung, daß alles in der Welt zum Besten führe, allmählig wieder. Ich dachte bey mir selbst darüber nach, was für gute Lehren wir und die Nachwelt auch aus dieser schrecklichen Hinrichtung eines großen Monarchen und seiner Gemahlin durch ihre Unterthanen, von denen beyde noch vor wenig Jahren vergöttert wurden, nehmen könnten, wenn wir wollten: und — ich gerieth in folgendes Selbstgespräch, das ich Ihnen mittheilen will, weil es meine Zweifel an der Vorsehung zerstreute, und mich mit dem Gange der Dinge unter der Regierung Gottes wieder zufrieden machte.

„Sie war die jüngste geliebte Tochter des ersten Monarchen der Erde, und einer Mutter, die eben so viel Mittel als Zärtlichkeit besaß, die Jugendjahre ihrer Kinder mit jeder Freude des Lebens zu verschönern. Sie ward dann Gemahlin eines unumschränkten Beherrschers von sechs und zwanzig Millionen Menschen, und

und konnte über die Schätze eines der größten Reiche gebietzen: und — sie wird vom Throne ins Gefängniß gestürzt, von Menschen, die sie anbeteten, aufs schmachlichste gemißhandelt, sieht ihren Gemahl auf dem Schaffot sterben, und verliert selbst ihr Leben in der Fülle des Alters, — sie zählte nur 38 Jahre — unter Scharfrichters Händen. Welcher Wechsel des Glückes! Sollte ich, wenn der Erdensohn von einer solchen Höhe so tief sinken, wenn ihn die Hand Gottes aus so paradiesischen Lustgebilden durch so rauhe Wege zum Tode führen kann — sollte ich da mein Herz an mein kleines Erdenglück hängen? Sollte ich ängstlich sorgen, und mich quälen, um die niedere Stufe von Hoheit, Macht und Reichthum, die nur vergönnt ist, zu ersteigen? Sollte ich trostlos zagen, wenn mein Streben darnach fruchtlos ist, wenn meine Erwartungen getäuscht werden, oder wenn das Schicksal mir das Wenige, was ich habe, wieder nimmt; wenn der Tod eins der Meinigen früher als mich abfordert, wenn die Flamme meine Hütte verzehret, wenn böse Menschen mein Eigenthum rauben, wenn mich mein Freund täuscht, wenn mein Körper Schmerzen empfindet, oder sonst ein vorübergehendes Erdenleiden mein Daseyn verbittert? — Und, wenn alles nach meinem Wunsche gienge, könnte ich auf den Besiz solcher hinfälligen Dinge stolz seyn? Könnte ich auf ihre Beständigkeit bis an mein Lebensende zählen, da selbst Thronen erschüttert werden, und ihre Besizer den Tod der Missethäter sterben? Die Thrä-

ne, die mir bey diesem blutigen entstellten Haupte, das einst Kronen trug, entfällt, sey Zeuge von dem festen Vorsatz; die Güter des Glückes immer nur als Mittel zu meiner Bestimmung zu nützen, und bey ihrer Entbehrung und ihrem Verluste eben sowohl, als bey ihrem schwankenden Besize, das Wohl meiner unsterblichen Seele zum höchsten Ziele meiner Bestrebungen zu machen. **Marie Antonie** hatte, als sie auf dem Blutgerüste stand, alles verlohren, was auf Erden wünschenswerth ist, aber die Vorzüge ihres Geistes, die Standhaftigkeit, womit sie ihr Schicksal ertrug, die Verachtung des Todes im Gefühle ihrer innern Würde — den Gedanken an Gott, und die Hoffnung eines bessern Lebens konnte ihr Niemand entreißen. Sie gieng ihren so harten schrecklichen Gang zum Grabe, ohne weichliche Klagen; sollte ich den Tod fürchten, der mich auf sanfteren Wegen zur Unsterblichkeit führt? Solche Lehren giebt mir die enthauptete Königin auf dem Blutgerüste.

Und wer begeht die schwarze That? Wer vergießt das Blut eines angebeteten Weibes? Wer weidet den Blick an der Schmach der sonst als ein Wesen höherer Art verehrten Kaiserstochter? Wer ruft Beyfall, da der Nachrichten ihr blutiges Haupt, von dem zarten Körper getrennt, der stammenden Menge zeigt? —

Ein Volk, das seit Jahrhunderten von Europa als das Muster der Sitten und der Kunst zu leben bewundert und nachgeahmt wurde; das die Liebe und Verehrung seiner Großen bis zur Abgötterey

teren trieb; dessen Ehrgefühl fast über die Gebühr entwickelt war; von dem die Barbaren roher Zeiten am weitesten entfernt, und vielmehr die derselben entgegenstehende Weichlichkeit und Verjüngung aufs höchste gestiegen zu seyn schien; Männer, die wir für weibisch zu halten geneigt waren, und Weiber deren Empfindsamkeit und Delikatesse, bis zur geringsten Classe herab, einen hohen Grad von Ausbildung erreicht hatte; ein frühliches leichtsinniges Volk, das alle Beschwerden und Sorgen des Lebens zu verschmerzen und wegzusingen pflegte. Und — was ist die Ursache der plötzlichen Verwandlung dieses Volkes? Wer macht es auf einmal zu blutdürstigen Barbaren, die alle Menschlichkeit verläugnen, zu Rasenden, die gegen sich selbst wüthen, zu Ehrenden, die sich muthwillig einen Feind um den andern erregen?

Nichts anders, als — blinde Leidenschaft, Mangel an Vernunft und richtiger Einsicht des wahren Vortheils des Menschen und Staatsbürgers, Mangel an weiser Tugendliebe und vernünftiger Religion.

Ein Haufe böshafter, eigennütziger Menschen hat, um im Trüben zu fischen, den großen im Nachdenken ungerübten Theil der Nation mit falschen, schwärmerischen Vorstellungen von der natürlichen Freiheit der Menschen, als des höchsten Gutes, geblendet, hat dem vor-

hen Vöbel die Begierde zu herrschen und sich fremden Gutes zu bemächtigen beigebracht, und ihm Beschönigungsgründe seiner Lasterhaftigkeit durch falsche Vorstellungen von der Gleichheit und den Rechten der Staatsbürger an die Hand gegeben. Nun raubt und mordet er ungeschont, tritt Gesetz und Ordnung mit Füßen, stürzt eines der schönsten, reichsten Länder der Erde in tiefes Elend, und glaubt Recht daran zu thun, und seine Bürgerpflicht zu erfüllen. Hier sehe ich, was für Unheil im Großen daraus entsteht, wenn der Mensch sich falsche Begriffe vom Wesen und Werth der Dinge macht, und in seinen Handlungen nicht der Vernunft sondern den blinden Trieben der rohen Sinnlichkeit, und den Täuschungen einer erhitzten Einbildungskraft folgt. Ich bestrebe mich daher, es im Kleinen anders zu machen, immer erst zu überlegen, ob das was ich thun will, erlaubt, recht und gut ist, ehe ichs thue.

— So können alle die Gräueltthaten der französischen Revolution demjenigen nützen, der dabey überlegt, durch welche falsche Vorstellungen oder Laster ihre Urheber dazu verleitet wurden, und daher Gelegenheit nimmt, seine Einsichten zu berichtigen, und seinen Willen zu bessern; — so kann das bürgerliche Elend von Millionen Menschen im Rath der Vorsehung als ein wirksames Mittel ausersesehen seyn, die moralische Glückseligkeit anderer Millionen zu befördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Neuntes Stück.

Marie Antonie,
Königin von Frankreich, auf dem Blutgerüste.
(Eine Abend-Betrachtung. Fortsetzung.)

Die politischen Schwärmer, die aus Menschenliebe, oder aus eigener Lust zu herrschen, wahre bürgerliche Wohlfahrt nur in Republiken für möglich halten, sehen nun mit Schrecken, daß es nicht auf den Namen, sondern auf die Sache ankommt; daß Pöbelsregiment das schlimmste unter allen ist; daß der Staatsbürger nicht dadurch glücklich wird, wenn er zur Leitung der Staatsgeschäfte mit reden oder schreyen kann, sondern durch die Art, wie sie geführt, wie die Gesetze gehandhabt werden, es sey durch wen es wolle. Die Zerrüttung Frankreichs lehrt mit fürchterlichem Nachdruck: daß der Antheil, den jeder Einzelne zu der großen Summe der Nationalglückseligkeit beizutragen hat, nicht eben in der Mitregierung bestehet, sondern in der Bewirkung irgend eines Gutes durch seine Kräfte, womit er die von ihm genossene Portion des gemeinen Besten vergütet.

Was würde entstehen, wenn alle zum Baue eines Hauses erforderlichen Künstler und Handwerker sich mit dem Risse und der Aufsicht beschäftigen, und Baumeister seyn wollten, anstatt daß jeder redlich ausführte, was ihm vom Baumeister vorgezeichnet wird? Der wahre Weltbürger überzeugt sich bey dieser Gelegenheit aufs neue davon, daß seine Verbindung mit dem Staate nur ein untergeordnetes Verhältniß ist, daß er nicht Mensch ist, um Bürger zu seyn: sondern daß er treues Mitglied eines Staates seyn muß; weil er nicht anders, als in der bürgerlichen Gesellschaft, seine Menschenpflichten vollkommen erfüllen, und seine wahren Menschenrechte ganz genießen kann. Das Schreckenbild der Guillotine in den Händen des rohen Volkshaufens leitet uns zum tiefen Nachdenken über die eigentlichen Forderungen, die der Mensch mit Recht an den Staat und

und an die Gesellschaft zu thun hat, — warnt vor unbilligen Anmaßungen aller Art, und schreckt auch den unzufriednen Unterthan, dem Leben und Eigenthum lieb ist, von gewaltsamen Mitteln, sich Recht zu verschaffen, zurück: — ein Gewinn für die Menschheit, dessen Werth erst künftige Jahrhunderte richtig schätzen können.

Aber auf der andern Seite zeigt sich gewiß auch kein geringer Vortheil, den das Menschengeschlecht von den Gräueln auftritten der Revolution in Frankreich, von dem Abscheu vor solchen grausamen Schauspielen, wie die Hinrichtung zweyer gekrönten Häupter, ziehen kann, — wenn es will. Es erhält dadurch die unumstößlich, durch Blutströme und namenloses Elend bestätigte Überzeugung: daß Menschen, welche in so kurzer Zeit so sehr verwilderten, noch keine wahre Weisheit und Tugend besitzen konnten, und daß ihre vorige Staatsverfassung noch sehr unvollkommen seyn mußte. Die Franzosen waren, im Ganzen genommen, in der Verfeinerung weiter fortgeschritten, als das übrige Europa, hatten die Künste des Vergnügens höher gebracht, die Talente, welche das Leben verschönern, mehr entwickelt: aber in der Sittlichkeit, in der eigentlichen Wissenschaft und Kunst des Lebens, in der wahren thätigen Religion, waren sie nicht weiter gekommen, als das übrige Europa. Der große Zweck ihrer Staats-Regierung war Vergrößerung der Macht, durch Ausdehnung der Gränzen, und durch Übergewicht in den allge-

meinen Angelegenheiten der Staaten von Europa, welches die berühmte französische Politik mit schweren Kosten zu erhalten wußte. Die meisten Unterthanen sahen die bürgerliche Vereinigung bloß als den Weg zu dem zeitlichen Wohlstand an, den sie für das höchste Gut hielten; jeder suchte von der Masse des durch die vereinigten Kräfte hervorgebrachten gemeinen Besten so viel an sich zu bringen, und so wenig vom Seinigen dagegen zu geben, als möglich: und die an der Staatsverwaltung Theil habenden Personen bemühten sich, so viel möglich davon für sich zu behalten, und die hervorbringende Classe auf das Nothdürftige einzuschränken. Beide Theile verkannten den wahren Zweck des bürgerlichen Lebens; beide dachten noch nicht daran, daß die Menschen den holden Trieb der Geselligkeit dazu empfangen haben, um unter dem Schutze gemeinschaftlicher Gesetze und Obern ihre hohe Bestimmung, als verständige und unsterbliche Wesen, leichter und besser zu erreichen; daß die stufenweise Verbesserung der Menschen am Verstand und Willen das erste und letzte Ziel der Gesetzgebung und Regierung sowohl, als des Patriotismus des Bürgers seyn muß, wenn eine Staatsverfassung der menschlichen Natur angemessen und folglich dauerhaft seyn soll.

Diese Wahrheit ertönt nun fürchterlich von den Trümmern der zerstörten Städte, aus den Mordgruben des Parthengeistes, von den Leichenhaufen, womit die Gränzen Frankreichs bedeckt sind,

in die Ohren derer, die sie hören wollen. Der gutdenkende Fürst und Staatsmann wird nun dadurch überzeugt, daß es nicht genug ist, ein schwankendes, vieldeutiges Bild von einer allgemeinen Volksglückseligkeit zum Hauptgegenstand der gesellschaftlichen Verbindung zu machen: sondern daß, weil kein Mensch wahrhaft glücklich seyn kann, ausser durch **Weisheit und Tugend**, die gesellschaftliche Anordnungen zuletzt darauf abzuwecken müssen, die Menschen immer weiser und tugendhafter zu machen; da dann die Glückseligkeit, die sie auf andern Wegen vergebens suchen, ihnen von selbst entgegen kommen wird. Da es nun keine **Weisheit** giebt, ohne richtige Erkenntniß und Beurtheilung der Dinge, so überzeugt er sich, daß fortschreitende Aufklärung das einzige unfehlbare Mittel sey, die Unterthanen zu den besten Bürgern, und die Regenten, in jeder Art von Staatsverfassung, zu wahren Stellvertretern der Gottheit zu machen, also die Länder aufs sicherste vor innern Unruhen zu bewahren. Er wird dann auch dieser Überzeugung gemäß handeln und nicht darauf achten, wenn der Unverstand und die Selbstsucht mancher unsrer Zeitgenossen so weit geht, zu wünschen, daß das sogenannte Volk, d. i. alle Menschen, nur sie und ihres Gleichen ausgenommen, in die Dummheit und Unwissenheit eines noch rohern Zeitalters, als das unsrige ist, zurück gestürzt, und darin erhalten werden möchte; ohne zu bedenken, oder an dem abschreckenden Beyespiele Frankreichs zu sehen, daß Irrthü-

mer, Unwissenheit und daraus entspringende Lasterhaftigkeit die eigentliche erste Quelle des unseligen Zustandes sind, der dieses Land seiner gänzlichen Zerrüttung nähert.

Das entstellte Angesicht, das geschlossene Auge, die blassen Lippen des blutigen Hauptes einer angebeteten Monarchin in der Hand des Nachrichters führen jetzt, der nicht selbst von Leidenschaft geblendet ist, auf die traurige Bemerkung: daß es Menschen, welche solcher Thaten fähig, an gesunder Vernunft so wohl, als an Güte des Herzens fehlen muß: wie kann man nun wünschen, Unwissenheit und Irrthum, die einzigen Urheber der Unvernunft und des Lasters, verbreitet zu sehen? Wenigstens ist zu hoffen, daß die Nachwelt diese schrecklichen Begebenheiten unsrer Tage von dieser Seite ansehen, und die Absichten Gottes bey der Zulassung derselben erfüllen werde. Auch muß der allgemeine Abscheu, den alle Classen von Menschen, selbst die erklärtesten Freunde der republikanischen Staatsverfassungen, über die gräuelhaften Ausbrüche der französischen Freyheitswuth jetzt ganz laut äussern, den Glanz an die Güte der menschlichen Natur stärken, und dadurch die Hoffnung befestigen, unser Geschlecht in dieser schrecklichen Schule weiser und besser werden zu sehen.

So besiegt die Überzeugung, daß in der moralischen Welt dieselbe schöne Regelmäßigkeit und Ordnung herrschen müsse, als in der physischen; daß der Mensch die Fähigkeit und den Trieb seine geistigen Kräfte

Kräfte zu entwickeln weder umsonst, noch zu seinem Verderben von einem weisen und guten Urheber erhalten haben kann, meine traurigen Zweifel über die Zukunft. Ich sehe im Geiste überall redliche Väter und Lehrer, die unsrer Jugend sorgfältig zeigen, wie Verkehrtheit der Begriffe und böser Wille an allem Unglücke unsrer Zeiten Schuld sind! Ich sehe die durch die Macht der Beispiele fest gepflanzten Keime des Guten gedeihen und Früchte bringen. Ich sehe künftige Menschenschlechter auf den Gräbern unsrer im Kampf des Lichts und der Finsterniß gebliebenen Zeitgenossen Gott anbeten und ihm für die Lehren danken, die sie aus unserm Unglück schöpfen. Ich hoffe, daß auf die sittliche Nacht, in der wir schweben, so gewiß ein heller Tag folgen, als daß morgen die Sonne wieder aufgehen und die Dunkelheit der Mitternacht, die nun meine Aussicht umhüllet, durch ihre Strahlen zerstreuen wird.

Für Kinder

in der Schule und zu Hause zu lesen.

Der arme Tagelöhner Heinrich pflegte zu sagen: ich verdiene alle Tage 5 Brodte mit meiner Arbeit. Sein Nachbar Peter fragte ihn, was er mit den 5 Brodten machte, wo er die 5 Brodte ließe. Ein Brodt nehme ich für mich davon; eins gebe ich weg; mit einem bezahle ich eine Schuld ab; und 2 Brodte ver-

leihe ich. Dieß war ein Räzel, das sein Nachbar Peter nicht verstand; dieser bat also, ihm das Räzel aufzulösen und zu erklären. Ja, sagte Heinrich, ich nehme ein Brodt für mich, das verzehre ich, und lebe davon. Eins gebe ich weg an meine alte Schwiegermutter, die ich ernähre auf ihre alten Tage, ohne daß ich dafür etwas wieder verlange. Eins bekommt mein Vater, den ich als einen Greis bey mir verpflege, damit bezahle ich ihm also, was ich ihm schuldig bin, weil er mich in meiner Jugend ernährt hat. Und 2 Brodt verleihe ich an meine Kinder, und hoffe sie werden es mich mit Liebe und Dank, wenn ich einmal alt und schwach werde, und wieder bezahlen.

Aufgabe.

Ein sterbender Mann macht die Verfügung, daß wenn seine schwangere Frau nach seinem Tode mit einem Sohn niederkommen sollte, dieser zwey Drittheil und sie ein Drittheil der Verlassenschaft erben sollte, käme sie aber mit einer Tochter nieder, so sollte die Mutter zwey Drittheil und die Tochter ein Drittheil erben. Nun kam die Frau mit Zwillingen nieder nach dem Tode ihres Mannes, nämlich mit einem Knaben und einem Mädchen. Das Vermögen des Verstorbenen war 51996 Thaler. — Wie viel bekam ein jeder, und wie wurde die Theilung gemacht?

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Zehntes Stück.

Also ist's gut seine Frau nicht zu fragen, und noch besser sie zu fragen.

(Anekdote vom Grafen Anton Günther.)

Graf Anton Günther, welcher während seiner langjährigen Regierung unser gutes Vaterland auf manche Art beglückte, zählte unter vielen lobenswürdigen Eigenschaften, welche sein Andenken noch bis hiezu im Segen erhalten, auch die, so weit möglich mit eignen Augen zu sehen, und mit eignen Ohren zu hören, wodurch freylich ein Regent in Stand gesetzt wird, am richtigsten über alles zu urtheilen. Seine Person war also nicht in heiliges Dunkel gehüllet, seine Unterthanen brauchten seinen Anblick nicht zu scheuen, weil er mit ihnen redete, wie andre ehrliche Leute auch zu thun gewohnt sind, und er suchte sie manchemal selbst in ihren Besitzungen auf, um Aufklärung über dies und jenes zu erhalten. So führte ihn auch einmal die Absicht, durch den Augenschein sich von einer Sache selbst zu überzeugen, in eine Gegend wo verschiedene Besitzer erheblicher

Holzungen an welchen er als Landesherr auf gewisse Weise mit berechtiget war, wohnten. Von diesen fand er einen ihm schon längst persöhnlich bekannten Mann, den er wegen seiner Redlichkeit, seines geraden und offenen Wesens, und seiner guten Oeconomie wehrt hielt, mit einem Paar schöner blaubunter Ochsen pflügen. Der Lieb, diesem Mann eine Gnade zu erweisen, bemächtigte sich seiner auf einmal, und vermochte ihn zu der folgenden vielleicht nicht gehörrig überlegten Äußerung: Jacob gib mir deine stattlichen bunten Ochsen, so will ich dich dagegen frey geben d. i. Auf die landesherrlichen Berechtigungen an deinen Holzungen Verzicht leisten.

Jacob war nicht so schnell in der Annahme, als sein gnädiger Herr im Erbieten, und da diese Geschichte in die Zeiten fällt, wo die Ehehälften noch ein Wörtchen mit zu reden pflegten, und es

R

in



in den Instrumenten noch hieß: **Ich Jacob und Talke meine eheliche Hausfrau bekennen**, so glaubte er, diese Sache qualificire sich zu einer Conferenz in pleno, wenigstens zu einer Beredung im engern Bezirk der ehelichen Bettsponde, wo er manchmal unter Begünstigung nächtlicher Stille wichtige Sachen abgemacht hatte.

Er antwortete daher mit entblößtem Kopfe, und einer Bewegung der Finger am Haupte, derjenigen gleich, welche man bey den Schriftstellern, denen die Worte nicht fließen wollen, und den Poëten welche den Reim nicht schnell finden können, gewahr wird: **Ihre Gnaden, ich muß erst meine Frau fragen.** So ward denn diese Sache mehr zu des Höchgebohrnen Grafen als zu Jacobs Vorthell ausgesetzt.

Weiber-Rath ist, zur Ehre des weiblichen Geschlechts gesagt, in mancherley Nöthen sehr bewährt gefunden. So auch hier. Talke die eheliche Hausfrau sandte am frühesten Morgen nach der nächtlichen Rathspflegung ihren Jacob in die Stadt, um dem Herrn Grafen persönlich die Resolution abzuliefern. Er brauchte auch seinen Herrn nicht lange zu suchen, der männiglich, war es auch der Geringssten einer im Volk, wohl anhören wollte, und nun den Schluß erhielt:

Gnädigster Herr! wir sind zufrieden, die Dachsen können abgehohlet werden, wenn der Canzler nur den Freyheitsbrief ausfertiget. Die Antwort war: **thut mir leid Jacob, daß nichts daraus werden kann, ich habe meine Frau ge-**

fraget. Jacob ward indessen nicht ohne Geschenk entlassen.

Diese Geschichte hat sich über ein Jahrhundert bis zu Jacob des Fünften Regierung auf der Stäte, in der Familie erhalten.

Einmal ward sie diesem der jenes Verhältniß nicht liebte, worin er noch mit der Landes-Herrschaft stand, von dem Nachbar Carsten nicht auf die angenehmste Art mit den Worten erneuert: hätte dein einfältiger Vorfahr nicht erst seine Frau fragen müssen, so brauchtest du jetzt der Erfüllung deiner Wünsche nicht ängstlich zu harren.

Jacob der Fünfte erwiederte: freylich wohl, vielleicht hätte ich mich auch um die ganze Regierung nicht mehr zu bekümmern gehabt, weil vermuthlich schon ein oder anderer guter Genever-Trinker unter meinen Vorwesern, die Bäume in Spiritus aufgelöset haben möchte, wenn er mit selbigen nach Belieben hätte schalten und walten können.

Schlussfolgen.

- 1) Es ist gar lieblich, und frommet viel, wenn die Regenten willig mit sich reden lassen.
- 2) Daß Weiber mit im häuslichen Rath sitzen, ist außer dem Nutzen welchen der Mann von ihrer feinen Urtheilskraft ziehen kann, auch Beweis ehelicher Eintracht.
- 3) Lange Rathspflegungen sind oft nicht die besten, nur ganz so kurz sollten sie doch nicht seyn, als im französischen National-Convent.

3) Ja

- 4) Jacobs Furcht einer Umwandlung der Eichbäume in Genever, würde doch wohl heutiges Tages nicht gegründet seyn. Sonst müßte wirklich der Volksfreund dagegen im belehrenden Ton reden.

Beispiel kindlicher Liebe.

Eine wahre Geschichte aus dem diesjährigen Feldzuge.

Ein preussischer Soldat schrieb im Frühjahr d. J. aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen, und äußerte in diesem Briefe unter andern seine Sehnsucht nach einem Gerichte Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der 12jährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich, stand des Morgens früh auf, gieng in den Keller, füllte einen Quersack mit 3 Meßzen Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab, und marschirte ohne Zehrpennig, und ohne irgend jemandem ein Wort zu sagen, gerade nach der preussischen Armee. Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er examinirt, er sagte die Absicht seiner Reise, und producirte zu seiner legitimation, statt eines Passes, den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu Essen und zu Trinken, und ließ ihn passiren. So kam er bey der Armee an, fragte nach dem Regiment und der Compagnie, worunter sein Vater stand, und ward nach dem Chef der letztern gebracht. Dieser examinirte ihn. Der Knabe erzählte aber-

mahl offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preussischen Heere, und producirte wieder den Brief seines Vaters. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, ließ den Vater sogleich, ohne daß derselbe von der Anwesenheit seines Sohnes etwas erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer, und fragte ihn nach dem Inhalte des letztern Briefes, den er an seine Frau geschrieben hatte. Der Soldat bekannte den Inhalt, und besonders sein Verlangen nach einem Gerichte Kartoffeln. **Dein Wunsch ist erfüllt**, sagte der Hauptmann, führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn, in banger Erwartung des Ausganges, mit seinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten sich in dem Augenblicke, sielen einander in die Arme, und dicke Thränen der innigsten Freude flossen über die braunen Wangen auf den finstern Schnurbart des Kriegers.

Der durch diese Scene äußerst gerührte Hauptmann ließ das Kind einige Tage bey dem Vater ausruhen, und gab ihnen, daß sie sich gütlich thun und pflegen konnten. Sodann ermahnten Hauptmann und Vater den Knaben, nunmehr zu seiner über seine Abwesenheit gewiß sehr bekümmerten Mutter wieder zurück zu kehren: auch reichte ihm der Hauptmann, als Zehrpennig zur Reise, einen Frießdrichsd'or. Zur Reise, sagte der kleine Pilgrim, brauche ich kein Geld. Denn, gegen Producirung meines Briefes, haben

ben mir gute Leute unterwegs doch zu Essen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk mitbringen. So trat er dann seine Rückreise wieder an, verirrte sich aber, und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten, und ins Hauptquartier zum General Custine geführt, der ihn durch einen Dolmetscher scharf examiniren ließ. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen desselben offenherzig nach der Wahrheit, producirte abermal den Brief seines Vaters, und erzählte, was ihm im preussischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preussischen Soldatenkinds, schenkte ihm der feindliche Heerführer **zwey Goldstücke**, und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durchs französische Heer, bis er in völliger Sicherheit sey, begleiten sollte. Denn, sagte er zu ihm, **Du hast in Deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Wege gewandelt, als daß man nicht dafür sorgen sollte, daß Du nicht wieder irre gehen mögest.** Glückliche und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimath wieder an, und verwandelte die Thränen der Betrübniß, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweinet hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung derselben das,

was die Leser schon wissen, und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmanne seines Vaters und vom General der Feinde empfangen hatte, getreulich in ihre Hände.

Erfrorne Aepfel

bringt man wieder zurechte, wenn man sie in frisch geschöpftes Wasser legt, zu welchem man noch zerstoßnes Eis hinzuthut, daß es kälter werde. Haben die Aepfel eine Viertelstunde darin gelegen, werden sie wieder so schön und frisch, als ob sie nicht gefroren gewesen wären.

Auch **Würste**, die steinhart gefroren sind, werden auf solche Art wieder zurechte gebracht, daß sie gut bleiben. Läßt man aber Aepfel und Würste anders als im Eiswasser aufthauen, so kann man sie nachher nur wegwerfen.

Ein erfrorener Fuß,

Zehe, oder sonst ein Glied muß in ein Gefäß voll Schnee, worunter ein paar Hände voll Salz gemenget sind, gesetzt werden, bis der Fuß oder die Zehe roth wird und wieder leben hineinkommt. Ist die Nase oder ein Ohr erfroren, so legt man solchen gesalznen Schnee in Tüchern darauf. Zu diesem Mittel muß man je eher je lieber Zuflucht nehmen. Das allergefährlichste ist, wenn man ein solches erfrorenes Glied in die Wärme oder gar an den heißen Ofen bringt, man kann es auf immer verlieren.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Elftes Stück.

Die Stecknadel.

Zu einem reichen und angesehenen Kaufmann in Leipzig, kam einst ein Handwerker, ziemlich dürftig, doch sauber gekleidet; begehrte mit ihm allein zu sprechen, und brachte dann seine Worte, wenn nicht ganz, doch wenigstens ungefähr also an: „Mein Herr! von Jugend auf hatte ich große Lust zur Handlung; aber mein Vater dachte anders, und besaß auch wirklich nicht Vermögen, nur irgend etwas auf meine Erziehung wenden zu können. Ich mußte mich daher schon entschließen, sein Handwerk auch zu lernen; habe nach seinem Tode es fortgesetzt, und steche, dem Himmel sey Dank! jetzt am mittlen Fenster zwischen Darben und Ueberfluß. Eine Gewohnheit ist mir, indes doch von meiner alten Neigung übrig geblieben: daß ich nämlich dann und wann Sonntags, wenn ich von meiner wöchentlichen Arbeit ausruhe, im Stillen bey mir überdenke, was ich wol vornehmen würde, wenn ich jetzt Kaufmann wäre. Mancher Plan geht dann durch meinen Kopf, und vergeht auch wieder;

dem so klug bin ich doch meine Freunde und Zunftgenossen nichts von meiner Träumerey merken zu lassen. Ein einziger Plan will schon seit einigen Wochen nicht wanken und weichen. Er scheint mir so ausführbar, und die ganze Speculation so einträglich, daß ich wol wissen möchte, ob Sie Lust hätten, mich ein paar Minuten zu hören?

„Herzlich gern!“

„Aber noch eine Bedingung hatt' ich dabey. Gesezt! Sie fänden nun, daß ich Recht hätte, und die Sache ausführbar sey; gesezt! Sie unternähmen es wol selbst; versprechen Sie dann, mich an der Ausführung und dem Nutzen Theil nehmen zu lassen? Geld habe ich freylich nicht, aber an Thätigkeit wollt' ich gewiß nichts sparen; und der erste Gedanke von einer guten Sache ist doch auch was werth.“

„Sey es! Wenn der Vorschlag ausführbar ist, so gehöre dem Herrn das Drittheil des reinen Gewinnstes!“

Der



Der ehrliche Handwerksmann eröffnete nun seinen ganzen Plan, und der Kaufmann mußte bey sich selbst gestehen: Es sey ein Geschäft, worauf er nicht gefallen, es sey thunlich und im Gelingungsfall sehr belohnend. Indes war dieser Gelingungsfall doch nur wahrscheinlich, nicht gewiß; Auslage ward ziemlich viel erfordert; und endlich mußte er sich dabei einem Mann anvertrauen, den er heute zum erstenmal in seinem Leben sah; dessen moralischer Charakter ihm also ganz fremd war; der nicht übel sprach, aber doch selbst gestand, daß er eigentlich die Handlung nie erlernt habe. — Der Kaufmann gab daher die sehr vernünftige Antwort: „daß er diesen Vorschlag keinesweges abweisen, sondern nur genauer durchdenken, und seinen Bescheid darauf in einigen Tagen, spätestens in ein paar Wochen ertheilen wolle.“ Doch grade dieser Zustand mißfiel unserm Handwerker sehr. Entweder, daß er in die Aufrichtigkeit von jenem, wenn es sich vorzöge, Mißtrauen setzte; oder, daß er wirklich so aus Überzeugung sprach; kurz er behauptete: was unternommen werden sollte, mußte jetzt so schleunig als möglich, unternommen werden, und er bewies dies mit Gründen, die allerdings nicht unbedeutend, wenn gleich immer noch für die zweite Person nicht ausschlaggebend waren.

Mitten im Fluß seiner Rede, und indem er ein paar Schritte im Zimmer mit dem Hausherrn auf und abgieng, ward er auf dem Fußboden einer Stecknadel gewahr, bückte sich, und hob sie auf,

steckte sie sorgfältig, ohne jedoch im Sprechen zu stocken, in den Aufschlag seines Ärmels. Dieß, so sehr es Kleinigkeit war, entgieng den Augen des Kaufmannes nicht; und kaum, daß eine Pause ihm Gelegenheit zum Einfallen gab, fragt er jenen halblächelnd: „Sagen Sie mir aufrichtig; halten Sie in Ihrer ganzen Wirthschaft alles so zu Rathe, wie Sie es jetzt mit dieser Stecknadel machten?“

„Mit dieser Stecknadel? Hm! — Wer wird denn eine Stecknadel liegen sehen und nicht aufnehmen?“

„Wirklich? Bravo! Sie sind mein Mann! Hier ist meine Hand! ich wag es mit Ihnen.“

Er that es, und hatte keine Ursache es zu bereuen, das Geschäft lief gut. Jener bisher gemeine Mann zeichnete sich vortrefflich dabei aus. Der Gewinn, der ihm zu Theil ward, setzte ihn in den Stand mehrerley zu versuchen. Der Kaufmann, der ihn liebgewonnen, unterstützte ihn ferner. Mehrere Pläne, von seinem Kopf ausgedacht, fanden in der Kasse von jenem ihre Ausführbarkeit. Er ward endlich selbst Handwerker, und starb reich und geachtet. Seine Nachkommen folgten eine Zeitlang seinen Fußstapfen. Späterhin, — vielleicht nicht ihr klügster Einfall! — ließen sie sich adeln. Eines von Thüringens reichsten Geschlechtern, und nun wirklich längst bereits mit sogenannten alten guten Familien verschwägert, stammt von einem Handwerker ab, und dankt gewissermaßen seinen ganzen Wohlstand einer — Stecknadel.

Diese

Diese Begebenheit bestätigt zwey Wahrheiten.

1) Es giebt auch in den unteren Ständen verständige und kluge Menschen, die die Achtung und Werthschätzung der höheren Stände verdienen, wenn es nicht überhaupt thöricht wäre, Menschen nach Ständen zu rangiren, die von Natur gleiche Rechte, und nur in sofern einen Vorzug vor einander haben, als sie sich durch Geistesgaben, Kenntnisse und Tugenden auszeichnen.

2) Gute Wirthschaft und Erwerbsamkeit empfielt und bringt zu Ehren. Denn außer, daß man bey dem erwerblichen guten Haushälter, besonders in Geldsachen, mehr bürgerliche Sicherheit hat, als bey dem leichtsinnigen Wirth, so kann man auch ein größeres moralisches Zutrauen zu ihm haben, als zu jenem, da er gewissenhaft in seinem Beruf, und der Pflicht treu ist, jeden Vortheil zu benutzen, dessen er, ohne die Rechte eines andern zu kränken, genießen kann. Wer aber leichtsinnig ein Gebot der Sittenlehre vernachlässiget, ist gewöhnlich gewissenlos genug bey vorkommenden Fällen, auch die übrigen zu übertreten.

M — N.

Neue Erfahrung über die Leinsaat.

Der Zufall hat schon manche Entdeckung gemacht, welche oft nicht wenig wohlthätig für das ganze Menschengeschlecht war: und ob nun gleich diese Entdeckung das nicht seyn mag; so wird sie doch gewiß

manchem willkommen seyn, der weitere Versuche damit anstellen will. — Im Schlosse Vippach, zum Erfurtischen Gebiete gehörig, säete vergangenes Frühjahr 1792 jemand Lein, aber am Ende fand es sich, daß er nicht Saamen genug hatte, und wohl noch der dritte Theil fehlen mochte. Was sollte er thun? Lein hatte er nicht. Endlich fiel ihm etwas ein, womit er einen Versuch machen wollte. Der Besitzer des Ackers war kurz vorher bey einer Feuersbrunst mit abgebrannt. Unter den verbrannten Dingen befand sich auch etwas Lein, wovon der oberste Theil ganz verbrannt war. Diesen durchbrannten Lein, den er vorher reinigte, und welcher nach der Reinigung so leicht, wie Spreu war, nahm er auf gut Glück, und besäete damit den noch fehlenden dritten Theil des Ackers, in der Meinung, wenn er nicht aufgieng, entweder etwas anders hin zu bestellen, oder, wenn er noch Leinsaamen erhalten sollte, solchen nach zu säen. Wider seine Erwartung aber gieng nicht nur der Lein gut auf, sondern der Flachs übertraf auch in der Folge den andern an Güte, und an der Länge über eine halbe Elle. Bekanntlich ist es eine ökonomische Regel, daß, um guten Flachs zu erhalten, man alten Leinsaamen nehmen muß. Sollte nun nicht, wenn der Lein durch eine gemäßigte Hitze durchwärmt und getrocknet würde, der Zweck erreicht werden, warum man ihn so lange liegen läßt, oder wohl gar von Riga verschreibt? Wie wichtig wäre folglich diese Entdeckung! Und sollte dieser Fall nicht auf andere Sämereien angewendet werden können?

Alter

Alter Rübesaamen z. E. verspricht nicht nur bessern Aufgang, sondern giebt auch größere und schönere Rüben, und was noch zu merken, die Erdsöhe schaden ihnen so leicht nicht, weil sie ihn bey dem schnellern und kraftvollern Wachstume nicht so viel anhaben können, als denen von frischem. — Ich sprach mit einem Freunde, der viele Kräfte der Natur genau kennt, und der gelehrten Welt schon vortheilhaft bekannt ist, über diesen Fall, und er hat mir folgende Auflösung gegeben. — Nach wahrscheinlichen Gründen ließe sich diese Erfahrung so erklären: Durch das Feuer ist ein großer Theil des Öls zerstört und verflüchtigt worden, der Keim aber noch unversehrt geblieben. Durch die Entziehung der Öltheile ist nun bewirkt worden, daß die wäsrigten salzigten Theile schneller und besser eindringen, den Keim entwickeln, und sogleich das Wachsthum der Pflanzen befördern können. Daß bey dem öligten Saamen, das Öl nicht zu der Ernährung beiträgt, im Gegentheile schädlich ist, scheint die Erfahrung zu bestätigen.

1) Es ist eine bewährte Regel, daß alter Leinsaamen bessern Flachs giebt und schneller aufgeht, als frischer, und warum? weil eine große Menge seines Öls verfliegen ist.

2) Nach Rückerts Erfahrung, der wahrlich auch ein kundiger Ökonom ist, steckt in dem Miste nur eine sehr geringe Menge Öl, obgleich ihn irrige viele Landwirthe für lauter Fett und Öl halten.

3) Wenn Saamen in eine Erde, die absichtlich mit Öl angefeuchtet worden ist, gelegt werden, so gehen sie nicht auf, eben weil das Öl das Eindringen der wäsrigten Feuchtigkeit verhindert.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Erfahrung mehrere Ökonomen anfeuern möchte, ähnliche Versuche zu machen, um zu sehen, ob sie sich stets anwenden ließe, und, wenn sie denn die Bestätigung derselben finden, den Erfolg durch öffentliche Blätter dem Publikum bekannt zu machen.

E...rt

R...n.

B e r i c h t i g u n g.

Es ist in das rote Stück des Volksfreundes ein Mittel gegen erfrorene Füße eingerückt, welches nach der Belehrung eines geschickten Arztes, nicht ganz so, wie dort angegeben ist, befolgt werden darf. Der Schnee ist gut, aber das Salz muß herausbleiben, sonst wird das Erfrieren des Gliedes noch mehr befördert.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Zwölftes Stück.

Kurze Lebensgeschichte
Ludwigs des Unglücklichen,
Königs von Frankreich.

Die schreckliche That, deren Möglichkeit in unserm Jahrhundert der Menschenfreund in banger Ahndung immer noch bezweifelte, ist in diesem Jahre geschehen; Ludwig XVI. ist hingerichtet; Europa zerfloß in Thränen des Mitleidens und Unwillens um einen Monarchen, der von seinem Volke, das ihn aus Liebe sonst vergötterte, vom angestammten Throne in den Kerker geworfen, wie ein Missethäter vor das peinliche Halsgericht gestellt, des Todes schuldig geachtet und gewaltsamer Weise des Hauptes beraubt ward, dessen Wink über Leben und Tod so vieler Millionen gebieten konnte. Welches Menschenherz konnte bey einem solchen Wechsel des Glückes gleichgültig bleiben? Wer sollte nicht, da der erste Schrecken über diesen für das Wohl der ganzen Menschheit bedenklichen Trauerfall vorüber ist, den unter tausend Unglücklichen durch die Größe seines Falles

ausgezeichneten Märtyrer der Königswürde näher zu kennen, oder wenigstens sich der Geschichte seines Lebens im Ganzen zu erinnern geneigt seyn, um aus seinen vorhergegangenen Gesinnungen und Thaten zu urtheilen, ob er als Mensch und Regent ein so hartes Schicksal verdiente? oder ob die Stellvertreter und Gesetzgeber der französischen Nation ihn als ein unschuldiges Staatsopfer zur Schlachtbank verdammten?

Um einen kurzen Abriss seines Lebens zu entwerfen, sind weder die Geheimnisse der Politik, noch die Schändlichkeiten der Laster-Chronik aufzudecken: sondern man kann sich gern auf die öffentlich bekannt gewordenen Thatfachen einschränken, deren Wahrheit Freunde und Feinde anerkennen, und welche hinreichend sind, diejenigen Gesinnungen und Empfindungen zu erwecken

M

oder

oder zu unterhalten, deren Beförderung der vornehmste Zweck der Bekanntmachung ist.

Ludwig der Unglückliche — diesen Beynahmen giebt ihm gewiß das Herz eines jeden nicht ganz gefühllosen Menschen, — ward geboren am 23sten August 1754 unter den schönsten Ausichten, die man einem neuen Erdenbürger wünschen kann. Die Vorsehung hatte ihm ein Glück vorbereitet, das nur selten gemeinen Menschenkindern, und noch seltner Fürstenkindern zu Theil wird — eine vortreffliche Erziehung. Sein Vater, der Dauphin **Ludwig**, einziger Sohn **Ludwigs XV.** war ein eifriger Freund und einrichtsvoller Kenner der Wissenschaften, studirte und übte die Kunst Menschen und Länder zu beglücken in ihrem ganzen Umfange als seinen ordentlichen Beruf, besaß alle zur Beherrschung eines großen Staates erforderlichen Eigenschaften des Verstandes und Willens in einem hohen Grade. Er würde auch vielleicht als bloßer Privatmann den höchsten Preis der wahren Tugend und Frömmigkeit unter seinen Zeitgenossen davon getragen haben, und — dieser auf der Leiter der menschlichen Vollkommenheit so hoch gestiegene Mann war ein Königssohn, war am Hofe zu **Versailles** in den Zeiten einer **Pompadour** erzogen worden: ein schöneres Beispiel von der Wirksamkeit des Widerspruchs in der Bildung solcher Seelen, die eigne Kraft und Selbstständigkeit besitzen, hat vielleicht die Geschichte nicht aufzuweisen.

Seine Mutter, **Marie Josephe**, Tochter **August III.** Königs von Polen und Churfürsten zu Sachsen, verdiente durch die Vorzüge ihres Geistes und Herzens das Glück, einen solchen Gemahl zu besitzen, vollkommen, und beyde zogen stille häusliche Lebensfreuden den Zerstreungen des Hofes vor; beyde hatten sich in den ersten Wochen ihres Ehestandes verabredet, ihre gegenseitige moralische Besserung als eine tägliche Pflicht der Liebe und Freundschaft anzusehen; beyde achteten es für eine unnachlässliche Schuldigkeit, ihren Kindern im erhabensten Sinne selbst Vater und Mutter zu seyn, ihnen von der Wiege an selbst Weisheit und Tugend durch Lehre und Beispiel einzufloßen. Nicht genug daß der Dauphin ihren mit größter Vorsicht gewählten Aufsehern und Lehrern die volle väterliche Gewalt über sie anvertraute, damit seine Kinder, die dereinst der Nation befehlen sollten, wie er sagte, selbst erst gehorchen lernten; nicht genug, daß er mit allen zu ihrer Erziehung mitwirkenden Personen einen festen Plan verabredete, den sie einstimmig befolgen mußten: er behielt sich auch selbst einen thätigen Antheil an ihrer Ausbildung vor, und versah dieses Amt mit der größten Pünctlichkeit und Treue. Alle Mittwoche und Sonnabende wurden die jungen Prinzen von ihrem Lehrer in das Zimmer ihrer Mutter geführt, wo der Dauphin selbst zugegen war. Hier prüfte der Prinz ihre Arbeiten, und ließ sie Rechenschaft von den Fortschritten ablegen, die sie in jedem Fache der Kenntnisse gemacht

macht hatten. Er selbst examinirte sie über die Sprachen, und die Prinzessin über die Religion und Geschichte. Der bey dieser Gelegenheit weislich ausgetheilte Beyfall und sanfte väterliche und mütterliche Tadel erweckte eine solche Lust zu lernen in den jungen Seelen, daß einer von den Prinzen einmal im jugendlichen Eifer mit seinem Vater wetteifern zu können wünschte, und ausrief: „ach, wenn ich doch nur etwas lernen sollte, das Papa nicht weiß!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ist es besser, eine Summe mit Zahlen oder mit Worten auszudrücken?

In einer Handelsstadt lebte ein Mann mittlern Alters mit einer jungen blühenden Frau in vergnügter Ehe. Der Reichthum, welcher nach der gemeinen Sage aller, denen er nicht zu Theil ward, nicht glücklich macht, widerlegte diesen immer sehr zu bezweifelnden Satz wenigstens bey diesem Paar. Er verschaffte ihnen alle Bequemlichkeiten des Lebens, und bey ihrer guten körperlichen Gesundheit viele Freuden.

Nur einen Mangel, der gewöhnlich den Armen in der halboffenen Hütte am seltensten trifft, mußten sie erfahren. Es fehlten ihnen Erben, zwar nicht ihres Vermögens, denn wem hätte es daran je gemangelt? sondern des Leibes.

Nun traten, wie es in den Ehen, wo es an diesem Segen fehlet (es giebt Ungläubige, die Kinderbescherung nicht für

Segen gelten lassen wollen,) gewöhnlich zu geschehen pflüget, als Stellvertreter jener lieben Pflänzchen, zum Ernst und Scherz nach einander ein: Pferde, Hunde, Enten, Tauben, Vöglein aller Art von der holden Nachtigall bis zum buntscheckigen Hänfling, Blumen-Beeten, Kleider, Spitzen etc. bis endlich der Mann auf den possierlichen Einfall kam, zum Geburtstage der jungen Frau, einen oder ein paar muntre Affen kommen zu lassen.

Obwohl diese in der Nähe noch wohl hätten aufgetrieben werden mögen, so zog er doch vor, sie aus der Ferne, wo diese Waare mehr current, also wohlfeil, auch die Wahl nicht so eingeschränkt war, kommen zu lassen.

Er schrieb also einem Freund mit dem er in Handlungs-Verbindungen stand, in Zeiten, ihm 1. 0: 2 Affen zu kaufen, und mit erster Schiffsgelegenheit zu übersenden. Die flüchtige Handlungs-Feder hatte den . bey 1 und die beyden: bey 0 nicht deutlich, und dies 0 selbst klein gerathen lassen, so daß, wer nicht mit der hellsten aller Brillen bewaffnet war, nicht auf den Einfall kommen konnte, die Scriptur anders als drey Zahlen zu lesen 102. Dem Handelsmann ziemet überhaupt nicht, bey Verschreibungen sich weiter als um das Vermögen des Committenten, oder gar um die Ursache der Bestellung zu bekümmern. Die Folge davon war, daß der thätige Handelsfreund 86 Affen auf das zuerst abgehende Schiff bringen ließ, und dabey schriftlich meldete: ihm sey aller angewandten Mühe ungeachtet unmöglich gewesen,

wesen, die committirten 102 Affen aufzu-
treiben, und er könne vorläufig nur mit 86
Stück aufwarten, welche bereits embar-
kirt seyn, und G. G. gesund und munter
a Costy kommen würden, er hoffe den
Rest von 16 Stück nächstens nachzusen-
den.

Ein günstiger Wind führte diese lu-
stige Gesellschaft bald an den Ort ihrer
Bestimmung.

Dem Empfänger blieb die Ursache des
Mißverständnisses, welches ihn in den
Besitz mehrerer Affen setzte, als er un-
terzubringen im Stande war, wenn auch
jede kinderlose Ehe an dem Wohnorte
mit einem dieser Possenreißer hätte ver-
sehen werden sollen, nicht lange verbor-
gen, und er konnte nach einigem Nach-
sinnen bey dem Anblick dieser ganzen Com-
pagnie Halbmenschen den Ausruf des
Unwillens nicht unterdrücken: hätte ich
Einfaltspinsel doch einen oder ein paar
Affen in der Nähe, allenfalls in mensch-
licher Gestalt, woran es ja hier nicht feh-
let, angeschafft, oder wenigstens die ver-
trackten Zahlen unterwegs gelassen, und
geschrieben: einen oder zwey, so hätte
ich mich jetzt nicht mit diesen Bewohnern
des Tafelbergs, die Miene machen, mich
aus meinem Besitzthum zu vertreiben,
zu plagen.

Sein liebes Weib heilte diese Wunde,
welche ihm der unzeitige Gebrauch der
Zahlen geschlagen hatte, als sie, nachdem

ihr der Besuch gemeldet worden, mit
diesen Worten in die Versammlung trat.
Aber lieber Mann warum denn einige
Affen, wären es auch nur 1, oder 2.?
Weißt ja mein Trauter, daß du mir
Affe genug bist.

Was nun das weitere Schicksal dieser
86. sage Uchzig Sechs Affen gewes-
sen, und ob die fehlenden Sechszehn
nicht mit erster Post abbestellet worden,
ist unbekannt.

Auflösung der Aufgabe im Neun- ten Stück d. B.

Da mehrere eingelaufen sind, setzen
wir nur wegen Mangel des Platzes die
erste her, die andern sollen nachher folgen.

Der Sohn soll 2mal so viel haben als
die Mutter, diese 2mal so viel als die
Tochter. So zerfällt das Ganze in
7 Theile, davon dem Sohn 4, der Mut-
ter 2 Theile und der Tochter ein Theil
zukommt.

4 Dem Knaben.

2 Der Mutter.

1 Der Tochter.

7) 51996 Rt.

7428 Rt. der Tochter.

14856 — der Mutter.

29712 — dem Knaben.

51996 Rt.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Dreizehntes Stück.

Wird es schlimmer oder besser?

Bei Beantwortung dieser Frage wird allein auf dieses Land Rücksicht genommen, dem der Volksfreund zunächst gewidmet ist. Wir wollen daher den Blick nicht auf andre Länder werfen, besonders nicht auf das große und sonst blühende Land, welches seit einigen Jahren alles Elend in sich fasset, welches in dem nun abgewichenen Jahre, seinen rechtmäßigen Beherrscher öffentlich mordete, wo Religion, Gesetz und Ordnung unter die Füße getreten sind, Morden und Rauben zu den gewöhnlichen Belustigungen gezählet werden, der Bürger das Schwerdt gegen den Bürger zückt, und ihn nach dem Recht des Stärkern umbringet, täglich das Blut theils unschuldiger, theils wenigstens in Absicht derer nicht schuldiger Menschen, von denen sie gerichtet werden, in Strömen fließet, kurz, wo eine Hölle, fürchterlicher als je eine überspannte Einbildungskraft sie mahlen kann, ihren Sitz aufgeschlagen hat.

Wir reden also von unserm Vaterlande, wo die obige Frage sich eigentlich von selbst beantwortet. Aber nicht alle Menschen haben gleiches Gefühl. Einige sehen alles von der schlimmsten Seite an,

und glauben wohl gar zu Zeiten, was sie oft ohne gehöriges Nachdenken im Unmuth sagen: **Vormals war doch alles besser.** Es ist bekannt, daß körperliche Schwächen, Stockung in den Säften, Mangel an Verdauung, und besonders die hypochondrischen Leiden, als die schrecklichsten aller Plagen, selbst auch äußere Umstände auf unsre Sinnesart einen wichtigen Einfluß haben. Daher giebt es weit härtere Winter als vormals, (über die Kälte des jetzigen findet doch wahrlich keine Klage Statt) weil jene Unmuthigen die Kälte nicht mehr so gut vertragen können. Im Sommer wird es fast gar nicht mehr warm, weil sie die Wärme minder fühlen, als vor 40-50 Jahren. Es giebt keine wahre Freunde mehr in der Welt, weil die Freunde ihrer Jugend abgeschieden sind, und wahre dauernde Freundschaft nur in jungen Jahren geschlossen wird. Alle Speisen waren vormals besser als jetzt, weil sie sie besser vertragen konnten. Die Weine waren feuriger, weil ihr lebhaftes Blut weniger Anfeuerung bedurfte. Die Gerechtigkeit wog viel richtiger und schneller als jetzt, weil Prozesse ihnen besser gefielen,

N

len,



len, als im jetzigen Alter, und sie ein Vergnügen darin fanden, ihre Gegner zu quälen. Es war in allen Stücken bessere Ordnung, weil ihnen die Unordnung angenehm war.

Erinnern sie sich noch der Männer aus dem vorigen Jahrhundert, so stellen sich ihnen nur Elephanten, Löwen und Bären in menschlicher Gestalt dar, jetzt kleine ohnmächtige Geschöpfe, allenfalls Füchse, Affen &c. Ja das vorige Jahrhundert! Es hatte durchaus felsenfeste Leute hervorgebracht, und wenn von einem Mann die Rede war, der im 75sten Jahre noch einen Sohn zeugte, täglich seine drei Mahlzeiten hielt, Morgens Feldbohnen mit Biersuppe, Mittags Schweinshopf, Abends Blutwurst, und zum Dessert ein halb Pfund Schweineschmalz genoss, dann aber sich von einem treuen Diener aus Neben-Ursachen aus frohen Gesellschaften zu Hause geleiten ließ, so hieß es nie anders als: **er ist aus dem vorigen Saeculo.** Wohl uns, daß wir einem neuen Jahrhundert so nahe sind, um dereinst von den Enkeln uns Jahr 1820, 50 wegen unsrer Elephanten und Bärenschafft angestaunet zu werden. Nur für dieses unrichtige Gefühl dienet die Beantwortung der Frage: wird es schlimmer oder besser? Man muß dabei nicht auf ganz zufällige glückliche Umstände, die sich zu einer Zeit ereignen, und sich schnell wieder ändern können, sehen, sondern sein Augenmerk auf eine solche veränderte Lage, und in derselben ihren Grund habende glückliche Folgen richten, die den Veränderungen minder, und nur in soweit unterworfen sind, als bey der Unvollkommenheit menschlicher Beschlüsse

und Anordnungen, alles in der Welt wandelbar ist. So z. B. kann ein glücklicher Kornwuchs einiger Jahre, die anhaltende Gesundheit des Hornviehes in den Marschländern, die von diesem ihren Haupt-Erwerb ziehen, der glückliche Fall, daß hohe Sturmfluthen eine zeitlang nicht gewüthet haben, und dgl. einer Antwort auf jene Frage nicht den Ausschlag geben, weil durch eine Umwälzung menschlicher Schicksale uns diese Glückseligkeit bald wieder geraubt werden kann. Nach dieser ungefähren Bestimmung wollen wir uns von vorigen Zeiten ein wenig unterhalten.

Oldenburg hatte in vorigen Jahrhunderten seine eignen Regenten, und war nicht eine Provinz, oder Antheil eines größern Staats. Seine Beherrscher waren zum Theil weise und gut, welches wenigstens gleichzeitige Geschichtschreiber von einigen versichern. Indessen war die Leibeigenschaft älterer Zeiten kein angenehmes Loos, und später waren die Natural-Lieferungen weit drückender, als der jetzige Geld-Beitrag. Schwerlich aber berichten auch in irgend einem Lande die Schriftsteller so zuverlässig, als von der Vorzeit her aufbewahrte öffentliche Papiere. Indessen können Sitten des Zeitalters, wornach es nicht ungewöhnlich war, demjenigen, von welchem man sich beleidigt glaubte, eher hart zu fallen, als ihn mit Schonung zu behandeln, und Bewilligungen zu erpressen, die durch angelegten Zwang solche zu seyn aufhörtten, manches entschuldigen.

Nach dem Absterben seines letzten regierenden Grafen kam es unter den Dänischen Zepher, und ward in dem Zeit-

raum

raum von einem ganzen Jahrhundert, durch die einander gefolgte Dänische Könige, welche aus diesem uralten Hause herstammten, mit Milde und Güte beherrschet. Aber als ein Theil der Königlichen Staaten mußte es an den Schicksalen Aller einen Antheil nehmen, der ihm schwerlich günstig seyn konnte, hergegen gewöhnlich drückend war.

Das Land stellte ein ganzes Regiment Soldaten, aus welchem im Nothfall die auserlesenste Mannschaft gehoben ward, und zum Dienst des ganzen Staats die Armee im Felde verstärkte, wie solches in den Deutschen Ländern überhaupt herkömmlich ist. Der Krieg veranlassete außerordentliche Kosten, und daher sonst unbekannte und ungewohnte, aber auch eben so unvermeidliche Abgaben, und Steuern. Die Sicherheit des Staats erforderte zweymal eine beträchtliche Befestigung der Stadt Oldenburg, und es mußten daher Anfangs alle Häuser auf dem sogenannten mittlern Damm, der damals vor dem Stadthor lag, und jetzt wieder bebauet wird, 32 an der Zahl, abgebrochen werden. Die Besitzer der Häuser, welche nach der bekannten Regel, sobald das öffentliche Wohl es erforderte, dort weichen, und mit ihren abgebrochenen Hütten, deren Materialien freylich zum neuen Bau wenig wehrt blieben, in die Stadt ziehen mußten, erhielten zwar aus Gnaden ein Geschenk, welches aber wohl nicht weit reichen konnte.

Die Landes-Untertanen wurden zur Arbeit bey der neuen Festung gekündigt, und leisteten selbige Vogtenweise bey eigener Kost.

Zum zweytenmal ward vor etwan 60 Jahren, die Stadt ringsum erheblich befestiget, und es mußten alle Gärten, und Ländereyen, welche den Einwohnern theils unentbehrlich waren, theils zum Vergnügen gereichten, gegen ein mäßiges Kaufgeld, ohne Rücksicht auf die daran gewandte Kosten, hergegeben werden. Wo sich vorher anmuthige Gärten und blühende Wiesen befanden, da standen nun Brücken, Schanzen und Pallisaden. Der Hauptwall mußte im beständigen Festungsstande von den dazu verpflichteten Untertanen gehalten werden. Die Stadt mußte ein ganzes Regiment Soldaten, nebst einer Compagnie Artilleristen einnehmen, welches der Bürgerschaft äußerst lästig ward, da die Stadt bey weitem nicht so viel Häuser, als jetzt enthielt.

Nach vielen drückenden Jahren blieben nur, als die Hälfte dieses Regiments, immer noch zuviel meist zusammen geworbene Leute, worunter viele, die zur Arbeit keine Lust hatten, oder auch aus Mangel derselben, sich auf Stehlen und Rauben legten. Daher ganze Diebesbanden, die Jahre lang gewaltsam in die Häuser und Keller brachen, worin sogar einzelne Bürger der Stadt gehehlten, und die erst nach vielen Jahren ausgebreiteter nächtlicher Unsicherheit, welche alle redliche Einwohner traf, mühsam getilgt wurden. Kein begüterter Mann legte sich schlafen, bevor die mit dicken eisernen Stäben inwendig versehene Fenster mit starken Läden, und eisernen Stangen von außen belegt waren, und doch mußte er gewaltsamer nächtlicher Besuche gewärtig seyn. Die Stadt erlebte doch auch eine Befreyung von

von dieser Last, welche dagegen das Land hart traf, da die Miliz, welche es stellen mußte, Jahre lang den Garnisons-Dienst in der Festung zu besorgen hatte, wo der rüstige Bauersohn statt das Feld zu bestellen, mit der Muskete laufen, oft auch Schläfenwächter seyn, und ausserdem unnütz die Zeit verbringen mußte.

Endlich ward diese Last auf ganze Monate der Bürgerschaft zu Theil, welche dadurch in ihrer Nahrung so sehr zurückgesetzt werden mußte, als solches in vielen deutschen Städten zu Kriegszeiten gewöhnlich geschieht. Es war dann wohl unmöglich, daß der Regent auch bey dem besten Willen auf besondere Verbesserungen des Landes denken konnte. Der Staat bedurfte Geld, also konnte es in der einzelnen Provinz ohne die äußerste Noth nicht verbraucht werden. Er wünschte daß Recht und Gerechtigkeit gehörig gehandhabet, und alle im bürgerlichen Leben nöthige Ordnung erhalten werden möchte, aber die allgemeinen Ausgaben erlaubten nicht, den Nichtern Besoldungen zu geben, und statt dessen die Gerichtsgelühren in die Landes-Casse fließen zu lassen, woben einlandesherr immer viel aufopfert, auch erlaubten sie nicht, andre nothwendige Dbrigkeiten zu bestellen. Verbesserungen des Landes und Aufhebung des Nahrungsstandes blieben daher fromme Wünsche. Man sahe auf die Anziehung fremder Menschen überhaupt mit besonderm Fleiße, in den Städten und auf dem Lande, nicht solcher Menschen, als jetzt vorschriftsmäßig nur aufgenommen werden können, nämlich derer, welche Beweise ihres rechtschaffenen Betragens aus der Fremde bringen, und anweisen, wovon sie sich und die Ihrigen zu ernähren im Stande sind. Es war an keine richtige Ar-

menpflege, so gut auch manches darüber vorhandene Gesetz gemeynet war, und so wichtig diese für den Staat ist, sowohl in Absicht seiner jetzigen Glieder, als besonders der Nachkommenschaft, irgend zu denken. War es zu bewundern, wenn bey der uneingeschränkten Aufnahme der Fremden, und den mangelnden Mitteln sie sowohl, als auch einländische Dürftige zu ernähren, das Eigenthum des Landmanns in verschlossenen Häusern selten gesichert war, ja selbst die Wege und Heerstraßen unsicher wurden?

In dem Mangel des Geldes, der dadurch sich vermehren mußte, daß die Hauptstadt des Reichs, wie solches gewöhnlich ist, zuviel an sich zog, lag auch der Mangel jeder andern Unterstützung, welche Stadt und Land sonst von gnädigen Regenten erwarten konnte. Es mußte daher an Verbesserung der Schulen, des Armenwesens, der Medicinal- und Hebammen-Anstalten, der Sicherstellung der Schiffahrt auf dem Weserstrom, der Errichtung von Schiffsbauwerften, der Haven-Anstalt, der Verbesserung der wichtigen Pferde-zucht, der Bewachung der Heerstraßen, und der Aufsicht auf fremde und einländische verdächtige Leute, und dergl wichtige Sachen, welche sämtlich Aufopferungen großer Summen erfordern, nothwendig fehlen. Bey diesen Umständen wäre schon der entfernteste Gedanke, die Stadt in einen bessern Wohlstand gesetzt, ja gar verschönert zu sehen, zu den Träumen zu zählen gewesen. In den letzten 30 = 40 Jahren Königlich-Regierung sahe auch das getreue Land seine immer tief verehrten Beherrscher nicht in seinen Gränzen. Sie wohnten in einer Entfernung von 80 Meilen.

Wird es schlimmer oder besser?

Wir können uns der Beantwortung dieser Frage nun füglich überheben.

Gott erhalte uns nur unsern jetzigen geliebten Fürsten noch viele Jahre, dann wird es immer besser, unendlich viel besser.

den 1sten Januar 1794.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Wierzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.
(Fortsetzung.)

Eben so sorgfältig waren beyde Ältern bemühet, in den Herzen ihrer Kleinen die sanften E. pfindungen der Menschlichkeit zu entwickeln, ihnen war Liebe zur Tugend und Religion einzusößen, sie vor dem herrschenden Sittenverderben zu bewahren, und alles was ihrer Unschuld gefährlich werden konnte — Menschen, Bücher und Gemälde — von ihnen zu entfernen. Der Dauphin ließ selbst keine Gelegenheit, ihnen bey den täglichen Vorfällen des wirklichen Lebens nützliche Lehren zu geben, vorbegehen, und mußte solche oft absichtlich zu veranstalten. So brauchte er z. B. die Feyerlichkeit ihrer Taufe *) dazu, ihnen Achtung für die Würde des Menschen im geringsten ihrer Unterthanen einzuprägen. Nachdem ihre Namen in das Taufregister der Pfarren eingeschrieben waren, ließ er sich das Buch bringen, öffnete es, zeigte den Prinzen, daß der unmittelbar vor ihnen getaufte der Sohn eines armen Handwerkers war, und sprach zu ihnen. „Seht ihr es, meine Kinder! Vor Gottes Augen sind die Stände gleich, und es gilt kein Vorzug, als den die Religion und Tugend den Menschen geben. Ihr werdet dereinst in der Meinung des Volkes größer seyn, als dieses Kind: aber es wird vor Gott größer seyn, als ihr, wenn es tugendhafter ist.“ Einige Zeit vor seinem Tode betrachtete er in Gegenwart der Prinzen seine abgezehrten und magern Arme und sagte zum Herzog von Berry (Ludwig XVI.) und Grafen von Provence: „Da seht ihr, meine lieben, was ein großer Fürst ist! Gott allein ist unsterblich; und diejenigen, die man Herren der Erde nennt, sind den Krankheiten und dem Tode eben so unterworfen, wie andere Menschen.“
Ihren

*) Die französischen Prinzen werden nach der Geburt nur eingesegnet, und empfangen die heilige Taufe erst, wenn sie so weit erwachsen sind, daß sie den Zweck dieser Feyerlichkeit einsehen, und Nutzen davon haben können.

Ihren Aufsehern empfahl er, sie in die Hütten des Landvolkes zu führen, damit sie weinen lernten.

Was hätte aus Prinzen, nur mit einigen natürlichen Anlagen, werden müssen, wenn sie durch solche Hände bis zur Reife ausgebildet worden wären?

Allein, der Tod entriß ihnen und der Nation diesen wahren Vater in der Blüthe seines Lebens. Er starb am 20. December 1765 an einer Auszehrung. Die Dauphine, das Muster der Gattinnen und Mütter, setzte zwar die Erziehung ihrer Kinder, auf denselben Fuß, dem letzten Willen ihres Gemahls zufolge, mit gleicher Sorgfalt fort: aber, da sie bey der unermüdeten Pflege ihres Gemahls auf seinem Krankenlager den Stoff zu einer gleichen Auflösung der Lebenskräfte eingeathmet hatte; so brach der Gram ihr zärtliches Herz auch bald nach diesem unerfesslichen Verluste. Sie starb am 13. März 1767. ein Jahr und 3 Monate nach ihm, und ward ihrem Verlangen gemäß, an seiner Seite begraben.

Von den acht Kindern, womit dieses außerordentliche Beispiel einer Fürstenehe gesegnet ward, starben drey vor den Altern. Die Erziehung der fünf übrigen sollte zwar, nach dem Testamente der Prinzessin, ganz nach dem bis dahin befolgten Plane vollendet, und auch, wenn sie sich verheuratheten, ihnen keine andere als tugendhafte und gottesfürchtige Personen zugegeben werden: allein, man mochte in der Vollziehung dieses adlen Verlangens noch so gewissenhaft seyn, so fehlte diesen jungen und weichen Seelen

an ihren Altern doch das vielleicht einzige Muster hoher menschlicher Würde und Vollkommenheit, das an einem Hofe, dessen Sittenverderben allen Glauben überstieg, zu finden war, und welches auf sie desto nachdrücklicher gewirkt hätte weil die väterliche und mütterliche Zärtlichkeit das ernsthafte Ansehen der Weisheit mildert, und die Hand der Liebe geschickter ist, den Keim der Tugend aus einem Herzen ins andere zu pflanzen, als der beredteste Sittenlehrer.

Jedoch, da der nunmehrige Dauphin Ludwig dieses Glück am längsten, bis in sein 13tes Jahr, genossen hatte: so zeigten sich die Früchte davon bey ihm so deutlich, daß die französische Nation sich mit Recht die schönsten Hoffnungen von seiner vereinstigen Regierung machte.

Er glich als Jüngling schon seinen vor trefflichen Altern an Menschenliebe, Frömmigkeit, gefestem Wesen, Neigung zur Ordnung und Sparsamkeit, und machte sich zur täglichen Pflicht, seine Fehler, besonders die Heftigkeit und Härte gegen seine Diener, abzulegen und seinem Großvater an Freundlichkeit und Herablassung ähnlich zu werden, gegen den er die kindliche Achtung und Liebe nie verlegte; so sehr ihm auch die an seinem Hofe und in seiner Regierung herrschende Verschwendung und Sorglosigkeit zuwider war. Aus einer Menge damals von ihm be kanntgewordener charakteristischer Äußerungen und Handlungen mögen nur folgende zum Beweis dienen, daß die Schmeicheln, die er wenigstens nicht mehr belohnen kann, dieses Bild nicht entworfen hat.

Als

Als er durch den Tod seines Vaters die nächste Anwartschaft zum Thron erhielt, versammelte sich auch bald ein Schwarm von Speichelleckern und heuchlerischen Schranzen um ihn, die es versuchten, sich in seine Gunst einzuschleichen, und ihn durch scheinbare Gefälligkeit gegen seine Wünsche und Neigungen, zum Sklaven ihres Eigennuzes zu machen. Sie bedienten sich des gewöhnlichen Mittels, den jungen Prinzen durch den Glanz seiner künftigen ihm bestimmten Hoheit zu blenden, und giengen so weit, daß sie schon auf einen zierlichen Beynamen dachten, den ihm die Dankbarkeit seiner Unterthanen geben könnte, ehe er ihn verdiente. Da rief Ludwig mit einem Tone, der fähig war, dieses Geschmeiß von ihm zu verschrecken: „man soll mich Ludwig den strengen heißen!“

Er wollte einmal ein Gitter machen lassen und fragte den gewöhnlichen königl. Hof-Schlosser, wie hoch diese Arbeit kommen könnte. Dieser berechnete sie auf 40,000 livres. Nun ließ der Prinz insgeheim einen Schlosser aus Versailles kommen, und legte ihm seinen Plan vor. Dieser forderte 2000 Thaler (nur 6000 livres), wofern die Bezahlung baar erfolgen sollte. Der Handel kam zur Reichtigkeit, und als die Arbeit fertig war, ließ er den ersten rufen und überführte ihn von seiner bey dem Anschläge bewiesenen Dummheit oder beabsichtigten Betrügeren, welcher sich aber dreist mit dem bey Hofarbeiten zu gebenden Credit entschuldigte.

Als er im Jahre 1769 auf einem Spaziergange nahe bey einem Bauer, der mit Pflügen beschäftigt war, vorbeikam, ließ er sich von ihm die Beschaffenheit des Pfluges, dieses Werkzeugs, das auch den Königen und Fürsten Brod verschafft, erklären, und versuchte selbst, einige Furchen im Acker zu ziehen: welche Handlung der damals noch allezeit fertige Wiß der Franzosen durch Sinngedichte verewigte, die ihn dem Erfinder des Ackerbaues Triptolemus, und dem Kaiser von China an die Seite setzten.

Beu seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Antonie, Kaiser Franz I. und Marie Theresiens Tochter, welche am 10. May 1770 vollzogen wurde, zeigte Ludwig XV. die Hoheit seiner Krone durch ungeheuren Aufwand bey den der jungen Dauphine zu Ehren angestellten Feyerlichkeiten, aus welchen gleichwohl der Verfall der Finanzen und die Noth des Landes unter dem glänzendsten Schimmer hervorsah. Der Dauphin war aber so sehr gegen alle Pracht und Verschwendung, daß er nicht einmal seine Zimmer neu meubliren lassen wollte, und die zu seinem Gefolge gehörigen Personen bat, sie möchten bey seiner Vermählung einander nicht durch prächtige Aufzüge zu übertreffen suchen. Er würde den Mann vom kostbarsten Kleide zu unterscheiden wissen, und sich nicht dadurch hintergehen lassen.

Ein sehr trauriger Vorfall, der diese Freudenfeste störte, zeigte der Nation auch das gute und mitleidige Herz dieses Prinzen. Die Stadt Paris gab am 30sten

zosten Man ein Feuerwerk auf dem Plage Ludwigs XV. und eine Erleuchtung auf den Boulevards. Als nun die halbe Million Menschen, welche auf dem Plage, wo sie Raum genug hatten, versammelt war, durch die zu den Boulevard führenden zwar sehr breite, aber zur Erhaltung der Sicherheit nicht genug mit Wache versehene Königsstraße strömte: so verursachte eine Bande Beutelschneider eine Hemmung des Volksstromes, um in dem entstehenden Gedränge ihr Handwerk bequemer zu treiben. Der unaufhaltbare Stoß der nachkommenden Menge ward aber so heftig, daß man 130 Personen todt vom Plage trug, und die Zahl der in den nächsten 6 Wochen noch an den empfangenen Wunden und Quetschungen gestorbenen auf 11 bis 1200 schätzte. Der Dauphin war über dieses, wiewohl ganz ohne seine Schuld erfolgte Unglück untröstlich, und schickte auf der Stelle sein Monatsgeld von 2000 Thaler, das einzige, dessen er mächtig war, zum Polizeilieutenant zur Unterstützung der Verunglückten.

Die Unsittlichkeit im Umgange beider Geschlechter war ihm schon im Jünglingsalter äußerst verhaßt. Von der ganzen königlichen Familie war er allein nicht dahin zu bringen, der berücktigten **Du Barri** zu huldigen und Achtung gegen sie zu heucheln, und suchte sie von seiner Gemahlin immer entfernt zu halten.

Der königliche Kammerdiener **La Borde** mißbrauchte die Gewalt, die er über Ludwig XV. erlangt hatte, so sehr, daß er seine Buhlschaften, Actri-

cen und Operistinnen, wenn er den Dienst hatte, in des Königs Zimmer kommen ließ, und dann in dem seitigen verbarg. Diese unverschämten Creaturen lagen den ganzen Tag an den Fenstern, die den Zimmern des Dauphins gegen über waren, und belustigten sich damit, ihn und seine junge Gemahlin zu beobachten. Über diese Frechheit aufgebracht, schickte er auf der Stelle hin und ließ die Fenster dieses Kammerdienerlichen Harems zumauern.

Es konnte nicht fehlen, daß solche Züge eines tugendhaften Gemüthes dem Thronfolger eines Ludwigs XV. die Liebe der Nation erwarben, und dazu trug auch seine Gemahlin nicht wenig bey. Sie war eine erklärte Feindin der Etiquette und alles streifen Zwanges, liebte Scherz und Munterkeit im gesellschaftlichen Umgange, und vermochte so viel über ihn, sein ernsthaftes Wesen zu mildern, so daß er oft mit ihr die Pallisaden des Hof-Ceremoniels und der Rangordnung überstieg und sich überall in Paris ohne alles Gepränge dem Volke zeigte, welches gewohnt war, seine Könige nur wie Götter in Wolken gehüllt zu sehen. Auch wollte man ihm den schönen Beynamen der **Gewünschte** (*Louis le desiré*) schon bey Lebzeiten seines Vorfahrs ertheilen, dessen Ehrentitel: **Der Vielgeliebte** (*le bien aimé*), dadurch freylich von der Stimme des Volks, das ihm solchen gegeben hatte, widerrufen worden wäre. Allein Ludwig besaß Bescheidenheit genug sich diese seinen Gesinnungen zugebachte Ehre zu verbitten, bis er sie durch Thaten verdient habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Fünfzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.

(Fortsetzung.)

Nach entwichte ihm als Kronprinzen nie ein Merkmal von Ungeduld über die für das Wohl von Frankreich mehr als zu lange Lebensdauer seines Großvaters. Als dieser auf dem Todesbette lag, und wegen der zu besorgenden Ansteckung von seiner Krankheit, den Kinderblattern, die königliche Familie nicht vor sich ließ, verschloß sich der Dauphin mit seiner Gemahlin, ließ alle Höflinge, die mit ihrer Dienstergebenheit bey dem neuen Monarchen dem Tode zuvorkommen wollten, abweisen, und trug noch zwey Tage zuvor dem General-Controleur auf, 200,000 Livres unter die Armen auszutheilen, daß sie für die Erhaltung des Königs beten sollten, und wenn kein Geld in der Casse wäre, diese Summe auf sein Taschengeld anzuweisen.

Mit solchen Gefinnungen und Tugenden, die von der Nation erkannt und mit warmer Liebe und Verehrung vergolten wurden, bestieg Ludwig XVI. den Thron seiner Väter am 10ten May 1774 und blieb dem Vorsatze, sein Volk glücklich zu machen, seine ganze Regierung

hindurch eben so getreu, als der Reinigkeit der Sitten, der Liebe zu häuslichen stillen Freuden im Schooße der Seinigen, der Sparsamkeit und andern persönlichen Vorzügen, die ihn zum glücklichsten Privatmann gemacht haben würden. Und das fröhlichste und leichtsinnigste Volk der Erde konnte diesen Monarchen vom Throne stürzen, ihn mit seiner Gemahlin — einer Kaiserstochter und Schwester — und mit seinen unschuldigen Kindern in den Kerker werfen, und ihn endlich mit seiner Gemahlin auf das Blutgerüste führen?

Jüngling oder Mann, der du dieses siehst, und die Thräne des Mitleidens aus deinem Auge über die Wange herab gleiten fühlst, wenn deine Seele das Bild des Unglücklichsten der Erdengötter denket, wie er sein zum Herrschen über Millionen bestimmtes Haupt, nicht nur der Krone, sondern auch seines natürlichen Haarschmuckes beraubet, auf den Armen-sünder-Bock legen muß, ohne die Bezeugung seiner Unschuld und sein letztes Wort: **Vater vergieb ihnen!** ausreden

P

den

den zu dürfen; und wie nun die Mordmaschine klirrend niederfällt und der Hentzer das vom Leibe getrennte, blutige Köpfigshaupt empor hält — lege die Hand aufs Herz und frage dein Gewissen: ob du bisher deinen kleinen Beruf treuer erfülltest, als er die großen und schweren Regentenpflichten? und fasse den festen Vorsatz, nie ein Werk zu unternehmen, das deine sorgfältigst geprüften Kräfte übersteigt. Ludwig fiel, ohne seine Schuld, in diese Tiefe des Unglücks: weil er zwar den besten Willen, aber nicht den hohen Grad von eigener Geisteskraft besaß, und sich ihn nicht geben konnte, welcher nothwendig war, sein so großes Reich von der niedrigen Stufe des Verfalles, worin es unter seinen beyden unmittelbaren Vorfahren in der Regierung gesunken war, wieder aufzurichten, und dem Ungewitter, welches aus dem Abgrunde des von jenen verschuldeten Volkseleudes sich über seinen Thron aufthürmte, die Stirne zu bieten. Seine ganze Regierungsgeschichte zeigt dieses so deutlich, daß auch sein erklärtester Feind ihm die Thräne des Mitleidens nicht versagen kann, und gestehen muß, daß er ein Schlachtopfer für fremde Sünden wurde. Bey den theilnehmenden Lesern dieses Volksfreundes wird aber folgender kurze Abriß derselben hinreichen, diese Wirkung hervorzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Diebstahl aus kindlicher Liebe.

Der Schulze zu * * * in der Mittelmark, ein wohlhabender Mann, brachte seinen siebenzehnjährigen Sohn nach Berlin in die Lehre bey einem Sattler.

Unglücklicherweise schnitt sich hier der junge Mensch bey der Arbeit mit einem Messer in einen Finger, und diese Wunde wurde nach einiger Zeit so schlimm, daß er Gefahr lief, den Finger zu verlieren.

Die Besorgniß, daß er in diesem Fall unfähig seyn würde, die Profession weiter fortzulernen, noch mehr aber der Gedanke, daß alsdann die von seinem Vater für ihn gezahlten zwanzig Thaler Lehrgeld und das mitgebrachte Bett, nach Handwerksgebrauch, verloren wären, machten ihn sehr niedergeschlagen und betrübt, und da er überdem noch erfuhr, daß sein Vater in diesem Jahr gerade durch einen späten Frost an seinen Einkünften einen beträchtlichen Schaden erlitten hätte; so sann er Tag und Nacht auf ein Mittel, seinen Altern, die er sehr liebte, den Verlust, den er ihnen durch seine unglückliche Wunde am Finger verursachen würde, wieder zu ersetzen.

Weil er von Natur ein sehr guter, stiller und ordentlicher Mensch war, so hatte er sich bey seinem Lehrherrn sehr beliebt gemacht, und dieser setzte nicht das geringste Mißtrauen in seine Ehrlichkeit. Der junge Mensch hatte also oft Gelegenheit, zu bemerken, daß sein Herr sein Geld in einem in der Werkstätte befindlichen Schrank aufzubewahren pflegte.

Eines Sonntags, als der Sattler mit seiner Familie spazieren gefahren war und der junge Lehrling sich allein in der Werkstätte befand, fiel es ihm auf einmal ein, daß sein Lehrherr vor einigen Tagen Geld in den Schrank gelegt, und daß er nun seinen seit einigen Tagen schon bey sich gefaßten Vorsatz, ihm so viel davon zu entwenden, als sein Vater Lehrgeld

geld für ihn bezahlt habe, am sichersten und leichtesten ausführen könne. Er hatte zwar einige Gewissensunruhe über den Gedanken an diesen Diebstahl, aber er beruhigte sich bald dadurch, daß er es für minder strafbar hielt, diese Untreue zu begehn, wenn er seinem Meister nur so viel entwendete, als dieser ohne Erfüllung der Bedingung, als Lehrgeld von ihm behalten würde, weil ihm doch sein schadhafter Finger zur völligen Erlernung der Sattlerprofession untüchtig mache.

Nun untersuchte er den Schrank, in welchem das Geld befindlich war, und fand solchen sehr wohl verwahrt und verschlossen.

Ihm fiel aber ein, daß der Geselle ihm einst erzählt habe, wie sich Diebe, durch Bohrung verschiedener Löcher die Erbrechung von Schränken und Kasten sehr erleichtert hätten; er benutzte also diese Nachricht, und nahm auf diese Weise gegen achtzig Reichsthaler in Golde, in der Meinung, (weil er den Werth des Goldes nicht kannte,) daß es ungefähr den Betrag des Lehrgeldes und des Bettes ausmachen mögte, und ließ das übrige liegen.

Am Abend kam der Sattler mit seiner Familie wieder nach Hause, aber keiner bemerkte den Diebstahl.

Bis ist hatte der junge Mensch noch an keine Beschönigung oder Entschuldigung der That gedacht, nur in der Nacht, wo er aus Unruhe nicht schlafen konnte, fiel es ihm ein, die Sache so einzuleiten, als ob von außen Diebe ins Haus gekommen wären.

Zu diesem Ende schlich er sich aus seinem Bette in die Werkstätte, nahm ei-

nen Sattel, versteckte ihn unter einen Wagen unter dem Schoppen, öffnete den Thorweg auf den Hof, warf einen seiner Strümpfe auf die Flur, legte sich darauf wieder zu Bette, und fieng, nach einer Weile, ein heftiges und klägliches Geschrey: „Diebe, Diebe!“ im Hause an.

Alle Bewohner des Hauses wurden darüber wach. Der Sattler sprang aus dem Bette; es wurde Licht angeschlagen, man bemerkte den Diebstahl, und der Bursche hatte seine Anstalten so gut getroffen, und spielte ist seine Rolle so natürlich, daß jedermann auf den Verdacht gerieth, daß ein ehemaliger Hausknecht der Thäter gewesen sey.

Der Bursche schwieg, und der Hausknecht wurde zur Untersuchung gezogen.

Dies Verfahren jammerte ihn; er hielt es für seine Pflicht, den unschuldigen Menschen zu retten. Er setzte also die darauf folgende Nacht seine Spuckerey unter fast ähnlichen Umständen fort; und er schnitt sich sogar des Abends vorher mit einem Messer sein Halstuch entzwey. In der Nacht fieng er nun ein ängstliches Geschrey an, daß man ihn ermorden wolle, sagte zu dem Gesellen, es sey jemand bey seinem Koffer gewesen, und schnappte selbstigen, den er vorher leise aufgemacht mit solcher Gewalt zu, daß es der Geselle in der daran stoßenden Kammer sehr deutlich hören konnte, und selbst auf den Argwohn kam, daß fremde Diebe bey des Burschen Koffer gewesen wären.

Bei diesen Umständen konnte man auf den ehemaligen Hausknecht nicht weiter Verdacht hegen, man setzte ihn also in Freyheit; aber nun fiel aller Argwohn auf den Gesellen. Er wurde also arres-

tirt



tirt und wider ihn eine gerichtliche Untersuchung verhängt.

Was hatte nun der unglückliche Dieb mit seiner Spückeren gewonnen? Ist war ein anderer Unschuldiger durch ihn beschimpft und gefänglich eingezogen worden. Auch diesen mußte er retten. Er beschloß also, sein Spiel weiter fortzusetzen, ob er sich gleich zum Schein stellte, als fürchte er sich sehr, und wolle nun nicht mehr im Hause bleiben, sondern zu seinen Eltern zurückgehen.

In einer der folgenden Nächte wurde er aber an der Ausführung seines Vorhabens dadurch gehindert, daß die Glashüre zur Werkstätte verschlossen war, durch welche er in den Hof gehen wollte. Hier stieß er in Unüberlegtheit das Fenster ein. Das von ihm herausgestossene Glas verrieth sogleich bey der Besichtigung, daß diese Spückeren von keinem außer dem Hause, sondern von dem Burschen selbst vorgenommen seyn müsse. Er wurde darauf vernommen, läugnete aber alles, und wurde endlich, gegen eine gestellte Kaution seinem Vater überlassen, der ihn mit sich nach Hause nahm.

Da ihn der Sattler inzwischen nach Verlauf von einiger Zeit demungeachtet wieder annehmen wollte, so machte sich der Vater mit ihm auf den Weg nach Berlin. Der junge Bursche gieng hinter dem Vater, und ließ nun, das seit der Zeit des Diebstahls beständig bey sich getragne Geld in den Weg fallen, und rief dann seinem Vater zu: „Vater, seht doch, was liegt da!“

Dieser hob das Geld auf, und als er es genauer betrachtete, kam er auf den Gedanken, daß dieß wohl das dem Sattler entwendete Gold seyn möchte.

Er stellte seinen Sohn auf der Stelle sehr ernsthaft darüber zur Rede, dieser läugnete aber die That standhaft, versicherte den Vater, daß es jemand verloren habe, und bat ihn dann, ihm zu erlauben, daß er es der Mutter nach Hause tragen könne, bis Nachfrage darnach geschähe. „Wenn sich aber keiner dazu meldet, Vater!“ setzte er hinzu: „so kann es ja ein kleiner Beytrag zu meiner Wanderschaft abgeben.“

Der Vater ließ sich endlich überreden, und der Sohn brachte der Mutter das gestohlene Geld.

Indessen konnte der ehrliche Schulze diesen Vorfall nicht verschweigen, er entdeckte solchen dem Sattler, und als ihm dieser die entwendeten Godstücke näher beschrieb, und solche gerade von eben dieser Art waren, als diese von seinem Sohn in den Weg geworfenen Stücke, so brachte er sie sogleich dem Sattler zurück.

Nun wurde der Dieb abermals in Verhaft genommen, anfänglich läugnete er alles, bis man ihn endlich dadurch überführte, daß man den Lappen, in welchem das Geld gewickelt war, genau in den Abschnitt eines Stückes Leinwand paßte, das man in seinem Koffer gefunden und welches ihm die Mutter zu Hemden gegeben hatte. Ist läugnete er nichts weiter, und erzählte den ganzen Diebstahl mit allen Nebenumständen.

Er ward hierauf zu einjähriger Zuchthausstrafe, jedoch ohne infamirende Umstände, verurtheilt. Der Kriminalsenat schränkte die Strafe auf ein halb Jahr ein, und der Vater des Knaben erhielt, wegen seiner bekannten Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit bey Auseinandersetzung der Gemeinheiten, vom König auf eine unmittelbare Vorstellung, so viel, daß sein Sohn nach zweymonatlicher Zuchthausstrafe entlassen wurde.

Übrigens gereicht es dem Sattlermeister zur Ehre, daß er dem jungen Menschen, nach überstandner Strafe, alles verzieh, und ihn sogar, da die Wunde seines Fingers völlig geheilt war, wieder zu sich in die Lehre nahm.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Sechszehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.

(Fortsetzung.)

Die besten Menschen fallen oft an moralischem Werthe, wenn sie das Glück erhebt: aber der große Schritt vom Privatleben zur höchsten Stufe menschlicher Ehre, und von der Abhängigkeit, in welcher Ludwig XVI. unter seinem Großvater gestanden hatte, zur unumschränkten Gewalt, veränderte seinen einfachen, geraden und menschenfreundlichen Charakter nicht. Er blieb der Mensch auf dem Throne, der er vorher gewesen; und er wollte nicht wie ein lebloses Götzenbild auf demselben sitzen, sondern kannte die schweren Pflichten desselben und strebte ernstlich, sie zu erfüllen.

Man hat eine Menge solcher kleinen Charakterzüge und Äußerungen, die das Innere des Menschen zuverlässiger verrathen, als große Amtsheden und Prunkhandlungen, in den öffentlichen Blättern von ihm aufgezeichnet, aus welchen dieses erhellet, und davon hier wenigstens einige angeführt zu werden verdienen.

Als ihm seine Brüder zum Antritt der königlichen Würde Glück wünschten, sagte er zu ihnen: „Ihr sollt mich nicht **Sire**, „oder **Ihro Majestät** nennen. Ich „würde zu viel verlieren, wenn ich d n „Brudernamen nicht mehr hören sollte, „an den ich gewöhnt bin.“

Dem Grafen von Provence erlaubte er sogleich, dem Staatsrathe beizuwohnen, mit den Worten: „Da du „einst mein Nachfolger werden kannst: „so wird es besser für dich seyn, wenn „du in den Geschäften nicht so fremd bist, „als ich jest bin.“

Sein Vater hatte in den letzten Jahren seines Lebens einen Regierungsplan schriftlich entworfen, unter der Aufschrift: **An denjenigen von meinen Söhnen, der zum Throne gelangen wird, von den Mitteln sein Volk glücklich zu machen.** Er hatte diese Schrift seiner Gemahlin zur Bewahrung anvertrauet, und diese hatte solche, als sie sich dem Tode nahe fühlte, dem Bi-

Q

schof



Schof von Verdun übergeben. Dieser Prälat eilte auf die erste Nachricht vom Tode **Ludwigs XV.** nach Hofe, und übergab dem jungen Monarchen den ihm aufbewahrten Schatz, welcher sich damit fünf Stunden lang in sein Cabinet verschloß, und beim Herausstreten einen Expressen abfertigte, den **Grafen von Meurepas**, einen der würdigsten Minister seines Großvaters, den die berühmte **Marquise von Pompadour** von seinem Posten verdrängt hatte, zu seinem Rathgeber zu berufen. Er that dieses durch folgendes eigenhändige Schreiben:

„In dem tiefen Schmerze, unter dem ich erliege, und den ich mit dem Königsreiche theile, habe ich der Pflichten viele zu erfüllen: ich bin König, und dieser Name legt mir große Verbindlichkeiten auf. Allein ich bin erst zwanzig Jahr alt, und habe noch nicht alle Kenntnisse, die ich haben muß. Meine Überzeugung von Ihrer Rechtschaffenheit und tiefen Einsicht in den Geschäften bewegt mich daher, Sie zu nöthigen, daß Sie mir mit Ihrem Rathe beystehen. Kommen Sie also so bald zu mir, als es Ihnen möglich seyn wird.“

In dem ersten am 20sten May gehaltenem Staatsrathe that er folgende Anrede an die Minister:

„Ich muß meinem gerechten Schmerz Grenzen setzen, um die Pflichten der königlichen Würde zu erfüllen. Ich habe Sie zusammen berufen, Ihnen meine Absichten bekannt zu machen. Ein jeder von Ihnen mache sich bereit, mir auch außer dem Conseil, dem ich

„regelmäßig benzuwohnen verspreche, und wozu ich würdige und einsichtsvolle Personen berufen werde, deutliche und genaue Nachricht von seinem Departement zu geben, und meine Befehle zu den fernern sich darauf beziehenden Geschäften zu empfangen. Da ich bloß die Ehre meines Reichs und die Glückseligkeit meiner Unterthanen befördern will: so wird Ihre Geschäftsführung nur dann meinen Beyfall haben, wenn Sie diese meine Grundsätze befolgen. Zum Generalleutenant der Polizey von **Sartine** sagte er: Stellen Sie die guten Sitten in der Hauptstadt wieder her! Ihre Wiederherstellung bey Hofe nehme ich über mich.“

Als der **Herzog von Bourbon** ihm zu **Choisly** die Aufwartung machte, fragte er ihn: **Wo bleibt denn Madame de Bourbon?** — Sie kommt Sire! Aber, versetzte der König, warum geht denn Ihre Frau nicht mit Ihnen? **Gehe ich doch auch mit der Meinigen?**

Ein gewisser Minister unterhielt einen strafbaren Umgang mit der Frau eines Mannes, der sich durch diese Verwandtschaft mit dem Ministerium geehrt glaubte. Dem verwies es der König mit den Worten: ein Minister müsse dem Volke mit gutem Beispiele vorgehen, und ihm kein Uergerniß geben.

Er erfuhr, daß ein Becker zu **Passy**, da wegen des Frohnleichnamfestes, welches der Hof daselbst begieng eine große Volksmenge zusammen kam, das Brod um 6 Sous über die Taxe verkauft hatte.

Diesen

Diesen ließ er selbst vor sich kommen, gab ihm einen derben Verweis, und verdammte ihn zu 500 livres Geldstrafe.

Er fragte auf einem Spaziergange einen Müller, der einen Korn sack trug, was das Pfund Brod koste? drey Sous, sagte dieser. Mein, das ist zu viel! rief der gute König. In kurzer Zeit müssen die Franzosen ihr Brod wohlfeiler essen.

Als er in Versailles ankam, und schon die Treppe hinauf gestiegen war, bemerkte er unter der versammelten Menge das Geschrey eines armen schwachen Greises, der ihm eine Bittschrift überreichen wollte. Gleich kehrte sich der Monarch in der ersten Bewegung der Menschenliebe um, und gieng die Treppe wieder hinunter bis in den Hof, sie ihm abzunehmen.

Auf einer Spazierfahrt näherte sich ein mittelmäßig gekleideter Mann dem Kutschenschlage und sprach einige Minuten mit dem Könige. Man weiß nicht, was sein Anbringen war: aber der Monarch nahm sogleich alles Geld, was er bey sich hatte, und ließ sich der Königin und der Prinzen und Prinzessinnen ihre Baarschaften dazu geben, und schickte es dem Unbekannten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Es wird den Lesern dieses Blatts gewiß angenehm seyn, den Text zu der feyerlichen Musik, welche an dem hohen Fahrtage Sr. Herzogl. Durchlaucht auf dem hiesigen Rathhause aufgeführt worden, hier mitgetheilt zu erhalten:

Chor.

O Tag der Wonne! Taucht ihr Brüder!

Und stimmt in unsern Hochgesang!
Er kehrt, bekränzt mit Heil, uns wieder

Der
Vom Thron des Ewigen hernieder!
Singt Gott zum Lobe Preis und Dank!

Jehovah's Ehre zu erheben,
Ertönen ringsum Stadt und Land:
„Des besten Fürsten theures Leben
„Erhält uns, die Ihn uns gegeben,
„Und schützt uns Gottes Vaters
„Hand!“

O Tag der Wonne! Taucht ihr Brüder!

Und stimmt in unsern Hochgesang!
Er kehrt, bekränzt mit Heil, uns wieder

Der
Vom Thron des Ewigen hernieder!
Singt Gott zum Lobe Preis und Dank!

Recitativ.

Dir danken, deinen Ruhm erhöhen,
Wie billig ist uns diese Pflicht!
Wir treten vor dein Angesicht,
O Gott! mit Lobgesang und Flehen!
Wirst du, o Vater in den Höhen
Dies unser Loblied nicht verwinden?
Verwirfst Du unser Flehen nicht? —
Wenn bey des Aufruhrs Angewittern
Rings um uns her die Wälder ättern,
Und angstvoll jedes Herz erbebt:
Wenn dort die Hyden der Empörung
Ihr grauenvolles Haupt erhebt,
Und mit Verbrechen und Zerstörung
Dein Dir gewohntes Volk bedrückt,
Ihro frech Dein Heiligthum entwehrt:
Dann deckst Du uns mit Deinem Schilde,
Schüttest unter unsers Ferkeln Milde

Der

Des Frevels grause Scenen siehn,
Und Stadt und Land in Frieden blühen?
O sieh, mit Lobgesang und Flehen
Eritt jeder vor Dein Angesicht!
Wirst Du, o Vater in den Höhen!
Dies unser Loblied nicht verschmähen?
Verwirfst Du unser Flehen nicht?

Arioso.

Herr des Lebens! stammelnd fallen
Wir auf unser Angesicht,
Höre Deiner Kinder Lallen,
Und verwirf ihr Flehen nicht!

Großer Vater! ja, Du hörst
Unser Loblied, unser Flehn;
Du bist gnädig, und gewährest
Uns des Theuren Wohlergehn! —

Recitativ.

Wir sind erhört! Verkündet's allen,
Die seiner Huld und Fürsicht traun!
Wir sind erhört! Mit Wohlgefallen
Blickt Gott auf uns herab! Nun schau
Wir in die Zukunft ohne Graun.
Er, den er schuf nach seinem Bilde
Soll lange noch, soll spät noch unser seyn,
Und spät noch sollen wir der Früchte
Seiner Milde,
Und Seines Wohlergehns uns freun!

Duett.

1. Er ist es, der mit Gnade
Mit Weisheit uns regiert!
2. Er ist's, der unsre Pfade
Durch Blumen-Auen führt!
1. Sein Herz ist voll Erbarmen,
Und liebevoll Sein Blick!
2. Ihn rührt die Noth des Armen,
Er sorgt für aller Glück!
1. 2. Er wandelt jede Klage
In frohes Dankgefühl,
Und schafft uns heitrer Tage
Und Lebensfreuden viel!

Recitativ.

O wohl uns allen! Freudig blicken
Wir auf zu Dir, Du Herr der Welt!

Und dankent's Dir, dem unser Dank gefällt,
Daß Deine Hand uns Ihn erhält,
Den sie uns gab, um viele tausend zu be-
gücken!
Wir danken's Dir, um sieb'n von Deinem
Ehron
Vergeltung Ihm, und Seiner Mühen
Lohn! —
O daß auch wir, die wir Ihn kindlich ehren,
Stets Seiner Huld und Liebe würdig
wären!
Auf, laßt uns unsern Bund erneun!
Laßt uns mit Herz und Mund Ihm neue
Treue schwören!
Wir wollen dankend froh Ihm unsre Kräfte
weh'n,
Und unsers Fürsten werth zu seyn,
Durch Widerstan und Entzucht Ihn er-
freun!

Schluß-Chor.

Ja, wir schwören! laß gelingen
O Du Vater der Natur!
Die Gelübde, die wir bringen!
Lehr' uns halten unsern Schwur!

Dieses schönen Tags der Wenhe
Noch im Enkel uns zu freun,
Laß uns liebe, laß uns Treue
Unserm guten Fürsten weh'n!

Heilig, heilig, ewigthueer
Sei uns Recht, Gesetz und Pflicht,
Und die Freude dieser Feyer
Raub' uns Trug und Dünkel nicht!

Unserm besten Fürsten geben
Wir uns ganz zum Eigenthum!
Ihm zum Wohlgefallen leben,
Sei noch sterbend unser Ruhm!

O erhalt' uns diese Triebe
Kindlicher Ergebung voll!
Und auf unsers Fürsten liebe
Bau' des Vaterlandes Wohl!

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Siebenzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.

(Fortsetzung.)

Alle Personen, welche wegen Correspon- denzen oder Hofintriguen, auch wegen schuldiger Ummengelder, Steuern und kleiner Contrebanden gefangen saßen, befahl er los zu lassen. Bey der Durchsicht der Liste der in der Bastille befindlichen Gefangenen fand er einen Mann, der wegen unanständiger gegen den vorigen König geführten Reden 40 Jahr gefessen hatte. Da sagte er: Er ist genug gestraft und muß schon alt seyn. Man setze ihn sogleich in Freyheit; jedoch mit Vorsicht, daß die schnelle Veränderung der Luft und des Zustandes ihm nicht schaden möge!

Bey Durchscheidung der Rechnungen des Polizen-Departements, bemerkte er mit edlem Unwillen die Summen, welche zur Besoldung der Spione bezahlt wurden, und befahl, diese Ausgabe ganz aufzuheben; indem sie eine für den Staat desto unnützer Last wäre, jemehr er dadurch eine niedrige Habsucht, die der Sicher-

heit der Bürger und dem Ruhm der Regierung gleich schädlich sey, begünstigte.

In einem seiner Gärten fragte er zwey mit Jäten beschäftigte Weiber: was ihnen diese Arbeit des Tages eintrüge? Diese antworteten, ohne den König zu kennen: Sechs Sous, lieber Herr! Es ist freylich nicht viel: aber nun wird doch, Gottlob! das Brod wohlfeiler! Der König fragte darauf den Gärtner, wie viel Taglohn diese Weiber bekämen? Und die Antwort war: Zwanzig Sous! Wie, 20 Sous? rief der erstaunte Monarch? Ja, Sire, das ist der gewöhnliche Preis, erwiederte er. Nun wurden die Weiber hergerufen, mußten den Gärtner von seiner Betrügerey überführen, welcher augenblicklich fortgejagt wurde, und erhielten von dem Tage an die ihnen bestimmten und in der Gartensrechnung aufgeführten 20 Sous zum Lohn.

Ein Kaufmann bat im Depeschens-Conseil um eine Frist gegen die ihn ver-

A

folgen

folgenden Gläubiger, und der König war dagegen? Da sagte ihm der Requeten-Meister, daß der Kaufmann zwar viel schuldig sey; aber deshalb nicht bezahlen könne, weil er für Lieferungen an den Hof noch 800,000 Livres zu fordern habe. Diese mußten ihm auf der Stelle angewiesen werden.

Er gieng zu Choisy im Garten mit dem Gärtner Brunn, einem braven Engländer umher, und sagte zu ihm: „Brunn, ich liebe alles dieses Blumenwerk nicht! Ich ziehe die fruchtbringenden Gewächse vor.“ Da kann ich nichts dafür, antwortete der Gärtner! der höchstseel. König liebte die Blumen, und war mit meinem Dienst zufrieden; so wie ichs auch seyn werde, wenn Ew. Maj. auch gnädig gegen mich seyn wollen. „Von Herzen gern;“ mein lieber Brunn, versetzte der Monarch, und — der entzückte Gärtner warf sich ihm zu Füßen, hob die Hände gen Himmel und rief in der Fülle seines Herzens: Ach lieber Gott! der gute König! Wenn sie ihn uns nur nicht verderben!

Als ihm eine vornehme Person verschiedne zu seinem Lobe erschienene Gedichte und Schriften überreichte, sagte er: „Es soll mir nicht leid seyn, wenn ich nicht erfahre, was man Gutes von mir redet: sollte man aber Böses von mir sprechen, so wünsche ich, es zu wissen, um mich zu bessern.“

Es war auch wohl ein unzweideutiger Beweis von einem entschlossenen Muth, daß ein großer König, der eben erst den Thron bestiegen hatte, sich die Blattern einimpfen ließ, an welchen sein Großvater und mehrere Personen vom Hof gestorben waren. Ludwig that dieses zugleich mit seinen Brüdern am 10. Jun. 1774, und erlaubte während dieser Krankheit niemanden von seinen Leuten, der sie noch nicht überstanden hatte, sich ihm zu nähern. Ein schöner Einfall, den die Königin bey dieser Gelegenheit hatte, verdient hier angeführt zu werden: weil er zeigt, wie diese nachmals so unglückliche Monarchin die Herzen der Franzosen ganz nach dem damaligen Geschmacke dieser Nation zu fesseln pflegte. Es meldete sich eine junge und artige Graue Schwester*), und verlangte vor den Patienten gelassen zu werden. Dieß geschah, und sie sagte mit einem furchtsam scheinenden Tone und einnehmender Bescheidenheit: Die hochwürdige Mutter, ihre Frau Priorin habe sie geschickt, den König in seiner Blatterkrankheit zu warten. Er kannte die reizende Wärterin in der Nonnenkleidung nicht bey dem ersten Anblick, und sein Vergnügen war desto größer, da er sahe, wie lebenswürdig die Königin auch in diesem einfachen pudlosen Gewande erschien.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Soeurs grises — eine Art Nonnen, welche sich damit beschäftigen, Kranke unentgeltlich zu pflegen, so wie die Barmherzigen Brüder.

Etwas über die Gebräuche und Sitten der Hottentotten, der südlichsten Bewohner von Afrika.

Diese kunstlosen Kinder der Natur die kein Morallstein besitzen, hängen nur von dem natürlichen Einflusse des Klimas ab, welches sie zu Hirten bestimmt. Ihre allgemeinen Gebräuche, und die Sitten ihrer Väter sind ihnen ihr religiöses und bürgerliches Gesetzbuch. Ihre Lebensart stimmt bennähe mit der jener alten wilden Gallier überein, wovon Cäsar uns Nachricht giebt. Sie vereinigen sich bey den Flüssen und Wäldern in verschiedene Horden oder Völkerschaften, welche eben so viele Dörfer und unabhängige Republiken ausmachen. Die Flüsse verbreiten in diejenigen Gegenden, welche sie benutzen, eine fruchtbare Feuchtigkeit, welche die Erzeugung der Wurjeln und wilden Früchte, wovon die Hottentotten sich nähren, unterhält. Ihre Wälder verschaffen ihnen, vermög des Schattens der Bäume, denselben Vortheil, da wegen des heißen Klimas, im Sommer, alles in der Ebene auströcknet. Diese Wälder gleichen unsern niedrigen Obstgärten; denn die Bäume derselben betragen gemeinlich nicht über 6, 7 Fuß in der Höhe. Die Hütten der Hottentotten sind mit Schaaffellen, oder Binsen und Rohr bedeckt. Zwanzig derselben, die in einem runden Kreise erbauet sind, und sich in der Ferne wie Bienenkörbe ausnehmen, machen ein Dorf aus. Diese Hütten sind so niedrig, daß man nur gekrümmt, oder auf den Knien hineingehen kann. Sie dienen die lebensmittel

und die Geräthe des Hauswesens darin aufzubewahren. Der Hottentotte selbst bedient sich ihrer nur zur Regenszeit. Die Zeit, welche er nicht zur Arbeit oder Jagd gebraucht, liegt er in freyer Luft schlafend, auf dem Leibe, den Rücken der Sonne ausgesetzt. Von Zeit zu Zeit unterbricht er seinen Schlaf, um ein starkes Kraut, welches er Dacha nennt, und die Wirkung unsers Tobaks hat, zu rauchen.

Der Hottentotte ist seinem Gewerbe nach Schäfer; und seine Heerde Schaafe oder Dachsen zu hüten, ist seine vorzüglichste und bennähe die einzigste Beschäftigung. Ein jedes Dorf hat in seiner Mitte eine gemeinschaftliche Heerde, und jeder Einwohner muß die Aufsicht derselben übernehmen, so bald die Reihe an ihm ist. Diese Aufsicht erfordert eine Behutsamkeit, die sehr von der unsrigen verschieden ist, weil die wilden Thiere, die auf dieser äußersten Küste Afrikas so zahlreich und fürchterlich sind, oft große Verwüstungen unter den Heerden anrichten.

Da die Hottentotten keine Schätze oder Reichthum besitzen, da ihre Heerden ihr ganzes Haab und Gut ausmachen, so haben sie daher wenig Anlaß zum Zwist, oder Wortwechsel. Ein allgemeines Wohlwollen zeichnet auch sie, so wie alle Hirten-Völker aus. Durch die genaueste Freundschaft verbunden, leben

leben die Einwohner eines Dorfs, im steten Frieden; und selbst mit ihren Nachbarn würden sie keinen Krieg führen, wenn ihnen nicht oft ihr Vieh gestohlen oder beschädigt würde. Ihre Rache ist grausam; die Ursachen derselben sind gewöhnlich die Klagen der Schäfer über ein gestohlnes Schaafe, oft aber auch ein bloßer Verdacht. So bald sie hiervon Nachricht erhalten haben, so versammelt sich die ganze Colonie, und bestimmt ob sie die Waffen ergreifen, oder ihren Verlust verschmerzen will. Ist der Krieg beschlossen, so überfallen sie den Feind unvermuthet, schonen weder Alter noch Geschlecht, und zerstören die ganze feindliche Colonie, die entweder auf dem Schlachtfelde bleibt, oder an ihren vergifteten Wunden stirbt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige öffentliche Blätter haben zwar schon der folgenden edlen Handlung erwähnt; sie verdient aber durch den Volksfreund auch unter uns bekannter zu werden.

Ein Priester aus dem Franciskaner-Orden in Wien, der schon mehrere Jahre in dem St. Pöltner Kirchsprengel als Gehülfe in der Seelsorge angestellt ist, hat sich sehr vortheilhaft durch eine dem edelmüthigen Betragen des frommen Samariters im Evangelio ähnliche Handlung ausgezeichnet. Er gieng nach einem von der Pfarre eine halbe Stunde weit ent-

legenen Schlosse, um daselbst die Messe zu lesen. Als er von da nach seiner Wohnung zurückkehrte, begegnete ihm bey einem kleinen Park ein junger Mensch, der vor Kälte zitterte, und kaum so viel Lumpen am Leibe hatte, daß er die Blöße damit bedecken konnte.

Der Priester, von dem Elende des jungen Menschen gerührt, langte seine Börse hervor, gab ihm die 16 Kreuzer, die darin waren, und stand eine Weile still. Endlich sagte er: Junger Freund! diese 16 Kreuzer werden ihm einen schlechten Schirm gegen die Kälte geben — es war mitten im Winter — Komme er etwas tiefer in den Park; hier sind wir vor den Augen der Menschen verborgen; da werf er seine Lumpen von sich, ich bin winterlich versehen; alles, was ich zwiefach am Leibe habe, will ich redlich mit ihm theilen. Beide zogen sich aus. Der Priester hatte zwey Hemde, zwey Leibchen, zwey Paar Beinkleider, zwey Paar Strümpfe und über dem Priestertragen ein seidnes Halstuch. Von allen diesen Stücken gab er dem Armen das erstere, folglich das bessere; hüllte sich in seinen Überrock ein und gieng eilends davon, ohne daß er den Menschen gefragt hätte, wer oder woher er sey? Der arme Mensch weinte vor Freude und segnete tausendmal seinen Wohlthäter. — Und wer war dieser halbnackte Mensch? — Ein polnischer Jude, der in Wien dieses von Wort zu Wort erzählte, und seinen großmüthigen Wohlthäter segnet.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Achtzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1775 hob der König die lästige Hofetiquette auf, daß die gekrönten Häupter mit niemandem, als ihren nächsten Unverwandten an einem Tische speisen durften, und ließ alle Sonnabende einige Herren und Damen vom Hofe mit zum Abendessen im sogenannten kleinen Apartement einladen.

Er bezeigte einmal seinen Beyfall über ein bey der Tafel aufgeführtes Musikstück und setzte hinzu: „es ist aber doch nichts gegen das Quatro in der Operette Lucilie; und dieses fängt so an: wo lebt man glücklicher, als in dem Schooß der Seinen. Die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen waren desto mehr gerührt über diese Artigkeit, weil Ludwig nicht gewohnt war, zu schmeicheln.

Ein alter königlicher Bediente hatte eine Pension von 100 Thaler aus der königlichen Schatzkammer zu beziehen, und konnte immer nichts erhalten. Endlich gieng er den Monarchen selbst deshalb an.

Dieser bezeigte dem Schatzmeister seine Verwunderung darüber, daß nach seiner Angabe Geldmangel an dieser Verzögerung einer so kleinen Zahlung schuld seyn sollte, da doch monatlich 100,000 Livres in die Casse fielen, und ließ sich das Verzeichniß der auf die Schatzkammer angewiesenen Pensionen geben. Da fand er, daß die reichsten Leute 10, 20, 30,000 Livres daraus zogen, ohne sie eben verdient zu haben. Er strich aus, und fand endlich auch den 10jährigen Sohn des Schatzmeisters mit 1000 Livres. Diesem strich er eine Null ab und legte sie jenem alten Bedienten zu.

Ein alter Offizier der bey den unter der vorigen Regierung herrschenden Mäzessen und Günstlingen keinen Zugang gefunden und sich lange fruchtlos um eine Pension beworben hatte, wagte endlich unter dem neuen Monarchen das äußerste, drang in das Zimmer, wo er zu Nacht speisete und rief mit lauter Stimme: Sire! die Umstehenden hießen ihn
S
schweiz

schweigen, (denn man durfte sonst den König niemals ohne Erlaubniß anreden); aber er rief noch lauter — wer kann Hungerssterben, ohne laut zu klagen? **Ludwika** hörte es, winkte ihm freundlich, näher zu kommen, und nun sprach der Greis: „ich bin 70 Jahre alt, habe 50 „davon im Dienst Ihrer Vorfahren verbracht, und nun entbehre ich der geringsten Bedürfnisse des Lebens.“ Der Monarch ließ sich seine Bittschrift reichen und Tages darauf wurde der Offizier zu ihm gerufen und empfing Anweisung auf ein Jahrgehalt von 1500 Thaler aus der königlichen Schatoullé mit den Worten: Nun gehen sie zu meinem Cassirer! er wird Sie bezahlen! das erste Jahr ist eben verflossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Gebräuche und Sitten der Hottentotten, der südlichsten Bewohner von Afrika.

(Fortsetzung.)

Die Beforgung des Hauswesens, so wie das Melken der Kühe und Schaafé liegt dem Weibe ob. Am frühen Morgen geht es aus dem Dorfe, begleitet von seinen Kindern, die theils mit laufen, theils von ihm auf den Armen oder dem Rücken getragen werden. Es wandert dann in ein Gehölz oder an den Ufern der Flüsse, um die nöthigen Früchte zu sammeln. Hat es den nöthigen Vorrath bekommen, so kehrt es zum Dorfe zurück,

legt ihn in der Hütte nieder, reibt zwey Stückchen trocknen Holzes so lange an einander bis es Feuer fängt. Dieses Feuer legt es auf einen breiten Stein, der vor jeder Hütte sich befindet und zum Feuerheerde dient, um Fleisch oder Gemüse zu kochen. Ist die Mahlzeit zubereitet, so versammelt es die kleine Familie, wekt den Mann, wenn er nicht die Aufsicht über die Heerde hat, und so speisen sie dann miteinander auf der Erde sitzend.

Die Kleidung der Hottentotten besteht, so wie bey allen wilden Völkern, aus Thierhäuten. Männer und Weiber kleiden sich in Schaaffelle, deren wolligte Seite sie im Sommer auswärts im Winter aber inwärts gefehrt tragen. Weiber bedecken mit der einen Haut, die die Gestalt eines Mantels hat, ihre Schultern, wovon die beyden äußersten Spitzen auf der entblößten Brust sich vereinigen. Mit der andern Haut die bis aufs Knie heruntergeht, bedecken sie den Rücken und Unterleib, um sich gegen die Witterung zu schützen. Zur Zierde tragen sie Armbänder an den Armen, und Ringe an den Füßen, die aus Rohr oder Binsen bestehen, und um zu gefallen, führen sie ein Halsgeschmeide von Muscheln. —

Die Hottentotten bereiten ein Getränk aus einer gewissen Wurzel und Honig, worin sie sich oft so stark berauschen, daß sie gänzlich zu jeder Sache unfähig sind, und kaum haben sie sich von ihrer Sinnlosigkeit erholt, so fangen sie von neuem an zu trinken. Ihr gewöhnliches Getränk besteht

besteht aus einer Mischung von Milch und Wasser. Die Männer trinken die Milch der Kühe, die Weiber Schaafmilch.

Handwerker giebt es bey ihnen nicht; ein jeder macht, was er nöthig hat, selbst. —

Was ihre Religion betrifft, so scheint es nach dem einstimmigen Zeugnisse der Reisenden, welche sie oft besucht haben, daß sie keine Kenntniß von Gott hätten, dem sie Verehrung schuldig wären; doch scheint die Natur ihnen nicht gänzlich allen Begriff von einem höchsten Wesen entzogen zu haben. Vom Beten sollen sie gar keinen Begriff haben. Sie fürchten einige böse Kräfte (Geister), denen sie alles Unglück, was ihnen begegnet, zuschreiben, und die ihrer Meinung nach ein Einverständnis mit den Zauberern haben. Ihr höchstes Glück besteht ihrer Meinung nach in Nichtsthun, und Nichtdenken, daher sie denn natürlich sehr dumm seyn müssen. Ihre Tänze beim Vollmonde sind ein bloßer Gebrauch und zeigen nicht von Gottesverehrung.

Die Ceremonien, deren sie sich bey Erhöhung eines Knaben zum Mannsstande bedienen, um ihn aus der Vormundschaft der Mutter zu befreien und in den Stand der Männer zu versetzen, ist sehr sonderbar. Die Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, bleiben in ihrer Kindheit beständig unter der Aufsicht der Mutter. Es ist ihnen nie erlaubt, in die Gesellschaft der Männer, nicht einmal des Vaters zu gehen, bis sie durch eine feyerliche Ceremonie zum Range der Männer erhoben sind. Dies geschieht gewöhnlich wenn sie 18 Jahr alt sind,

vor welcher Zeit sie auch nicht heyrathen dürfen.

So bald diese Ceremonie soll vorgenommen werden, versammeln sich alle Männer eines Kraals oder Dorfs und setzen sich mit untergeschlagenen Beinen in einem runden Kreise auf die Erde. Der junge Knabe der bestimmt ist mit den Männern auf die Jagd zu gehen, bleibt in einiger Entfernung des Kreises und muß sich daselbst niedersetzen. Während die Gesellschaft so in einem Kreise sitzt, steht einer von ihnen (welches gewöhnlich der Älteste oder Anführer des Kraals ist) auf, und fragt „ob sie es für gut befinden, diesen Knaben zur Gesellschaft und zu der Jagd der Männer zuzulassen?“ Gewöhnlich antwortet man Ja! Dann tritt der Alte, der diese Ceremonie verrichten muß, aus dem Kreise heraus, nähert sich dem Knaben, und hält ungefähr folgende Anrede an ihn:

„Die Männer halten dich für würdig, an ihren Gesellschaften Theil zu nehmen. Es ist also Zeit, daß du deiner Mutter entsagest, und auf jene Vergnügungen und Kleinigkeiten deiner Kindheit Verzicht thust; und wenn du je wieder mit deiner Mutter solltest vertraut umgehen, oder ihre Gesellschaft besuchen, so wirst du wieder Kind, man verbannet dich aus der Gesellschaft der Männer, bis du wieder durch dieselbe Feyerlichkeit bist aufgenommen worden. Alle deine Gedanken Worte und Handlungen, müssen künftig eines Mannes würdig seyn; du mußt tapfer seyn, und durch deinen männlichen Muth dich

„bee

„beeifern, daß du nicht mehr deiner Mutter gleichest, und keine weibliche Schwachheit mehr bey dir ist.“

Bei dieser Rede macht er verschiedene Bewegungen und Gebärden, um dem Herzen des Knaben seine Worte tiefer einzuprägen. Ist diese Rede geendigt, so benezt er mit seinem Urin, den Körper des Knaben, und dieser, den man vorher sorgfältig mit Schaafs fett beschmiert hat, macht mit seinen Nägeln Furchen in dieser Rinde von Fett, damit der Urin hineindringen könne. Dann fügt der Alte noch einen Glückwunsch hinzu.

Diese Feyerlichkeit wird mit einem Mahle geendiget, woben die Eltern des neu gemachten Mannes die ganze Gesellschaft mit einem halbgekochten und halbgebratenen Schaafe bewirthen. Der junge Mann darf nur für diesmal am Ende der Mahlzeit vom übrig gebliebenen sich sättigen, und mit den Männern trinken. Hat er einmal das Recht, in die Gesellschaft der Männer zu gehen, mit ihnen zu essen und zu trinken, und sie treffen ihn an, daß er mit den Weibern umgeht, oder mit ihnen isset und trinket, sey es auch mit seiner eigenen Mutter oder mit seinen Schwestern, so hat er sein eben erhaltenes Vorrecht wieder verloren, man macht ihn lächerlich, schimpft ihn einen Verzagten und Niederträchtigen, und kann nur durch Wiederholung

derselben Feyerlichkeit von dieser Beschimpfung befreuet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hefen (den Gest) lange aufzubewahren.

Nachdem man gebrauet hat, wird der Gest in eine Serviette oder in ein anderes leinenes Tuch gethan, zusammen gebunden, und in einem Gefäß in Asche gelegt, welche man etwas dicke über das Tuch streuet, und wohl zusammen drückt. So läßt man ihn einen Tag oder länger liegen. Die Asche zieht alle Feuchtigkeit in sich, so daß der Gest wie ein dicker Teig wird, den man nachgehends wie kleine Glocken, oben mit einer Öffnung, formt. Diese Glocken setzt man nachher auf ein Brett, damit sie bey gelinder Wärme im Ofen oder sonst trocken; alsdenn zerdrückt man sie, und verwahrt sie in einem Beutel. Wenn man den Gest gebrauchen will, so nimmt man eine Handvoll mehr oder weniger, und löset sie in warmen Bier oder Wasser zum Gebrauch auf. Wenn man also den Gest nach jedem Gebraue verwahrt, so hat man jederzeit einen Überfluß davon zu den Hausbedürfnissen, und auf jede beliebige Art, es sey zum Backen, Brauen oder Brandtweinbrennen.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Neunzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.

(Fortsetzung.)

Bei der Krönung der französischen Könige pflegte man sonst die Straßen durch welche der Monarch gieng, ganz mit Tapeten zu behängen, so daß alle Fenster bedeckt wurden, und die Einwohner der Häuser nicht heraussehen konnten: aber Ludwig verbot dieses asiatische Gepränge und sprach: „Keine Tapeten; es muß meinem Volke und mir nichts hinderlich seyn, uns zu sehen!“

Als zu Dämpfung des im April 1775 in mehrern Provinzen des Reichs entstandenen Brodt-Tumult strenge Mittel angewandt werden sollten, war er so gerührt über das Unglück des Volks, daß er einmal, beim Hinausgehen aus dem Rathe, mit Thränen im Auge zum Finanzminister Turgot sagte: **Wenigstens haben wir uns nichts vorzuwerfen.** Gleichwohl bewies er damals wahrhaft männliche Standhaftigkeit in der Unterdrückung des Aufruhrs.

Die Königin beschwerte sich einmal über die Frechheit verschiedener gegen sie und ihren Gemahl erschienenen Spott-

lieder: und er antwortete: **Madame lassen sie uns nur Gutes thun, und uns dabey nicht umsehen!**

Bei einem vom Grafen von Artois angestellten Pferderennen, verlor dieser große Summen durch Wetten. Der König bezeugte sein Mißfallen über diese Art zu verschwenden dadurch, daß er, auf das dringende Anhalten des Grafen, mit zu wetten, eine Krone (1 Lthlr.) setzte, da dieser mehrere tausend Louis d'or verspielte. Endlich bemerkte der König unter dem aufgerichteten Zelt nicht weit von sich einen schwarz gekleideten Mann, der mit seiner traurigen Farbe unter den bunten lachenden Hofgestalten wunderbarlich abstach. Er fragte, wer der Mann sey? und dieser sagte: er sey der von den Bettenden berufene Notarius, welcher die Wetten förmlich abfassen und das Protocoll darüber führen müsse. Der Monarch hörte dieses mit einem edlen Erstaunen an und sagte: „Ich hätte in meinem Leben nicht gedacht, daß man einen Notarius brauchte, um

2

1131



„zu beglaubigen, wenn Edelleute mit
„einander wetten!“

Der eingeschränkte Raum dieses Volks-
freundes gestattet nicht, diese Samm-
lung von einzelnen Charakterzügen Lud-
wigs XVI. bis an das traurige Ende
seines Lebens fortzusetzen. Auch zeigen
die bisher angeführten Proben seines
Geistes und Herzens zur Gnüge, daß,
so wie die Nation zu den schönsten Hoff-
nungen von ihm berechtigt war, er auch
seiner Seits Alles auf die Liebe und Er-
gebenheit seines Volkes rechnen konnte.
Zur Bestätigung dessen mag hier nur noch
das Urtheil eines Mannes folgen, der
mit unter seinen Blutrichtern saß. Ra-
baud de St Erienne, ehemals Mit-
glied der National-Versammlung, sagt
von ihm in seiner Geschichte der Revolu-
tion:

„Ludwig XVI. brachte ein gutes Herz,
„Liebe für sein Volk und Haß gegen Ty-
„ranney auf den Thron, davon er Be-
„weise gegeben hat, so oft er aus sich
„selbst sprach und handelte. Von seiner
„Jugend an hatte er einen Hang zur Ver-
„besserung der Mißbräuche von sich blicken
„lassen, und die Hofleute hatten davor
„gezittert. — Man hat während seiner
„ganzen Regierung bemerken müssen, daß
„er beständig dem gefolgt ist, was er für
„den Wunsch der Nation hielt; und, da
„jeder Mensch eine herrschende Idee hat,
„die ihn leitet: so kann man sagen, daß
„der König Ludwig XVI. immer durch
„diese ist geführt worden.“

Wie ward es nun möglich, daß seine
Regierung einen für ihn und das Volk so
unglücklichen Ausgang nahm?

Jeder monarchische Staat gleicht
einer Haushaltung, welche nicht anders,
als unter folgenden drey Bedingungen
bestehen kann:

1) Der Hausvater muß Herr im
Hause seyn — nicht die Bedienten
oder Hausfreunde.

2) Das wahre Wohl des Hauses
muß allen Hausgenossen am Herzen
liegen.

3) Die jährlichen Ausgaben dür-
fen die Einkünfte nicht übersteigen,
und diese müssen in Einen Beutel
fallen und durch einerley Hand
wieder aus demselben genommen
und weislich zu den verschiedenen
Bedürfnissen der Nothdurft, der
Bequemlichkeit und des Überflus-
ses abgetheilt werden.

Diese einfachen Regeln waren in der
französischen Staats Haushaltung seit
dem Tode Heinrichs IV. (1610) nicht
mehr befolgt worden: drey Könige nach
einander gelangten in der Minderjährig-
keit zur Krone und blieben dann unter be-
ständiger Vormundschaft ihrer Minister.
Diese Monarchen übten ihr Herrschafts-
recht nur darin aus, daß sie unter ih-
ren Dienern diejenigen auswählten, wel-
chen sie die Führung des Staatshaushal-
tens anvertrauten; wobey sie gemein-
lich den Empfehlungen solcher Personen
folgten, die durch persönliche, vom Zweck
des Staats zuweilen sehr entfernte Ei-
genschaften, ihr Vertrauen erlangt hat-
ten. Auf diese Weise war die Staats-
gewalt in den Händen der begünstigten
Diener und der auf diese Einfluß habens-
den Personen vertheilt; der Hof regierte
unter

unter dem Namen des Monarchen: Krieg und Friede, das Wohl und Wehe des Reiches wurde oft durch den Wink einer Venschläferin oder eines Reichtvaters entschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Gebräuche und Sitten der Hottentotten, der südlichsten Bewohner von Afrika.

(Fortsetzung.)

Ihre Verachtung gegen das weibliche Geschlecht treiben sie so weit, daß ein so eben der Herrschaft seiner Mutter entzogener junger Mann sie ungestraft beschimpfen und beleidigen kann. Und dieses unnatürliche Betragen sehen sie als ein Zeichen eines wirklich männlichen Herzens und einer Tapferkeit an, die Lobsprüche verdient! Fragt man sie um die Ursache eines so besondern Verfahrens, so antworten sie, wie auf alle ähnliche Fragen: „Das ist einmal Gebrauch bey den Hottentotten, sie haben es nie anders gemacht.“

Bemerkenswerth ist es, daß sie, ob gleich sie gerne Wein, Brandtwein, Urak und alle starke Getränke trinken, bey ihren Hochzeiten oder andern Freudenfesten, gänzlich sich ihrer enthalten, und sich mit ihrem gewöhnlichen Getränke, das aus einer Mischung von Milch und Wasser besteht, begnügen. Auch singen oder tanzen sie bey ihren Hochzeiten nicht, welches sie doch sonst so sehr lieben, und finden nur am Essen und Trinken, am

Rauchen und Plaudern ein Vergnügen.—

Zur Ausstattung geben sie ihren Kindern ein oder zwey Ochsen, oder ein Paar Schaafe. Nach dem Tode des Vaters erhält der älteste Sohn die ganze Erbschaft, tritt in der Stelle oder Würde des Vaters und herrscht über seine Brüder und Schwestern. Sterben sie ohne Erben, so fällt das Vermögen an die Familie, woraus sie herkommen, zurück.—

Die Vielweiberey ist bey ihnen erlaubt und gebräuchlich. Ein Mann kann so viele Frauen nehmen, als ihm gefällt. Doch soll nach den Erzählungen verschiedener Reisenden auch der Reichste nicht über drey haben.

So bald die Witwen sich wieder verheirathen wollen, müssen sie sich jedesmal einem harten Gebrauche unterwerfen, und sich das erste Glied am Finger abschneiden lassen. Daher trifft man häufig einige unter ihnen an, die an drey oder vier Fingern verstrümmelt sind, zum Zeichen daß sie so oft verheirathet waren. Durch diese Verstrümmelung wird die Witwe von dem Manne wieder als ein junges Mädchen angesehen. Eine Witwe, die sich zum zweytenmal ehelich verbindet, muß auf Kosten der Erben ihres ersten Mannes ein Gastmahl geben. Deshalb haben sie wol den Gebrauch dieser Verstrümmelung der Finger erfunden, theils um der Witwe die Lust zum Heirathen zu benehmen, theils um den Erben ihres ersten Mannes die Unkosten zu ersparen. Ihre alten üblichen Gebräuche in Rücksicht der Ehe haben bey ihnen die Kraft eines Gesetzes erhalten. Daher sind die Ehen zwischen leiblichen Vettern

und

und Kindern derselben verboten, und werden bey Verletzung mit dem Tode bestraft. So wird auch der Ehebruch mit dem Tode bestraft, doch ist die Ehescheidung erlaubt. Jedoch müssen sie erst ihre Gründe angeben; und die Männer eines Kraals stimmen dann, wann sie selbige für gültig halten, für die Ehescheidung. Als dann kann nur der Mann sich wieder verheurathen, und die Frau muß, so lange der Mann lebt, ledig bleiben, widrigenfalls sie als eine Ehebrecherin angesehen und bestraft wird. —

Auch jene barbarische Gewohnheit die Kinder auszusetzen, oder lebendig zu begraben, ist bey ihnen herrschend, so bald nämlich die Mutter 2 Mädchen, oder ein Knaben und ein Mädchen geboren hat, und wenn sie zu arm ist, oder zu wenig Milch hat, um beyde ernähren zu können. Unter diesen Umständen versammelt man die Männer eines Kraals, als die gewöhnlichen Richter in bedenklichen Fällen; man trägt ihnen die gemeldeten Gründe vor, wovon schon einer hinreichend ist, um den Ältern ihr Gesuch zu gewähren. Haben die Richter ihrer Einwilligung gegeben, so wird das häßlichste von den beyden Mädchen, oder das Mädchen das mit einem Knaben geboren wurde, das Opfer dieses grausanten Gebrauchs. Alsdann trägt man das Kind in einiger Entfernung des Kraals, legt es in die Höhle irgend eines wilden Thieres, die man findet, bedeckt die Öffnung mit Erde und Steinen, und läßt es so

darin umkommen. Finden sie eine solche Höhle nicht, so binden sie es an einen Zweige eines niedrigen Baumes, oder legen es tief im Gehölze auf die Erde, wo es bald aus Mangel an Nahrung stirbt, oder eine Beute wilder Thiere wird. —

So bald einer von ihnen, es sey Mann, Frau oder Kind von einer tödlichen Krankheit überfallen wird, erheben sie ein fürchterliches Geheul. Die Verwandte versammeln sich um den Kranken, schreien, weinen, stampfen mit den Füßen, schlagen mit den Händen wie Unsinnige, und mitten unter diesem Geräusche giebt der Kranke seinen Geist auf, ohne daß er sich auf irgend eine Art auf den Tod oder ein künftiges Leben vorzubereiten weiß, und ohne eine andere Hoffnung, als daß er einige Tage nach seinem Tode von seinen Verwandten und Freunden beweint wird. Hat der Kranke seinen Geist aufgegeben, dann stoßen sie ein übermäßiges Geschrey aus, und machen Vorbereitungen zur Beerdigung. Sie biegen den Körper so stark zusammen, daß der Kopf zwischen den Beinen kömmt, und hüllen ihn in die Haut ein, womit er bey seinem Leben sich zu bedecken pflegte. Während dieses geschieht, geht der Anführer des Kraals mit einigen Ältern, um zur Beerdigung des Körpers ein schickliches Grab zu suchen. Finden sie eine Höhle so geben sie sich nicht die Mühe ein Grab zu machen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Zwanzigstes Stück.

Etwas über die Gebräuche und Sitten der Hottentotten, der
südlichsten Bewohner von Afrika.

(Beschluß.)

Die Zeit vom Tode bis zur Beer-
digung beträgt nie mehr als 6 Stun-
den, und wenn auch der Kranke
am Abend stirbt, so warten sie nicht bis
zum nächsten Morgen, so bald nur Mond-
schein, oder die Nacht nicht zu dunkel
ist. Vor der Beerdigung versammeln
sich alle Männer und Weiber eines
Kraals, setzen sich mit untergeschlagenen
Beinen vor der Hütte des Verstorbenen
nieder, und erheben ein fürchterliches
Gehül, indem sie oft mit einem klagenden
Tone das Wort bo, bo, das so viel
als Vater heißt, wiederholen. Alsdann
decken sie das Dach der Hütte ab, da-
mit der Leichnam dadurch gehoben werden
kann, den sie nie durch die gewöhnliche
Öffnung tragen. Drey oder vier von
den Anführern oder Verwandten, neh-
men den Körper auf ihre Arme und tra-
gen ihn weg. Die übrige Trauerver-
sammlung folgt in zwey Reihen, (wo-

von die eine aus Männern und die andere
aus Weibern besteht,) nach. Nach zur-
rückgelegtem Wege erheben sie unter man-
chen besondern oft lächerlichen Gebehrden
dasselbe Geschrey. Dann legen sie ihn
in die Höhle, die sie sorgfältig mit Erde
zudecken, und mit Holz und Steinen ver-
stopfen, damit nicht die wilden Thiere
ihn wieder auffcharren und verzehren kön-
nen. Sind sie wieder bey der Hütte an-
gelangt, dann setzen sie sich wieder in ei-
nem Kreise, erheben das gewöhnliche
Geschrey bo bo Rhodo oiche, nennen
zuweilen den Namen des Verstorbenen,
machen große Sprünge und seltsame Ge-
behrden, welches ungefähr eine Stunde
währet. Dann stehen zwey Alte oder
Anverwandte des Verstorbenen auf,
gehen, der Eine in den Kreis der Männer,
der Andere zu den Weibern, und benezen
sie Alle nach der Reihe mit ihrem Urin.
Dann kehren sie zur Hütte des Verstor-
benen zurück, nehmen eine Handvoll
Asche und streuen sie über die Männer

ll

und



und Weiber, welche sie dann selbst langsam einreiben. Hierauf stehen Alle auf, erheben dasselbe Geschrey, und die besten Freunde des Verstorbenen, oder die nächsten Nachbarn, beschmieren sich noch, zum Andenken an ihn, mit Kuhmist. Nach diesen drey oder vier Trauertagen, bereiten sie mit ihren Nachbarn, ehe sie sich trennen, ein Gastmahl. Der Erbe schlachtet, so wie seine Nachbarn, ein Schaaf. Das Fell desselben würzen sie und tragen es zum Zeichen der Trauer so lange um ihren Hals, bis es zerfallen ist. Hat aber der verstorbene keine Heerde nachgelassen, oder können die Verwandten zur Bewirthung ihrer Nachbarn kein Schaaf hergeben, so schneiden sie einige Locken von ihren Haaren ab.

Noch ein anderer barbarischer Gebrauch, der bey ihnen Sitte ist, besteht darin, daß sie die alten Leute, Männer und Weiber, die nicht mehr im Stande sind zu arbeiten, lebendig begraben. Diese schließen sie in einer entfernten Hütte ein, und lassen sie da ohne die geringste Hülfe umkommen. Ist ein Mann in diesem bedauernswürdigen Zustande, so bereitet sein Sohn, oder nächster Verwandte und Erbe eine Hütte in einiger Entfernung von dem Dorfe, versammelt die Männer eines Kraals, macht ihnen den Zustand des unglücklichen Greises bekannt, und bittet sie um die Erlaubniß sich seiner losmachen zu dürfen. Diese Bitte wird nie abgeschlagen; doch kann

es ohne Aller Einwilligung nicht geschehen, damit man keinen Mißbrauch hievon mache. Nur aus Mitleid gewähren sie ihre Bitte, damit das Elend des abgelebten Unglücklichen nicht verlängert werde. — Übrigens bemühen sie sich, den Alten ihr Leben, so erträglich als möglich zu machen, sie mit aller Sanftmuth und Liebe zu behandeln, und sie nach besten Kräften bey der Sammlung des Holzes zur Feuerung zu unterstützen. —

Hat die Versammlung des Kraals seine Stimme gegeben, so bestimmt man einen Tag um den abgelebten Greis wegzuführen, und feyert vorher sein Leichenbegängniß. Der Erbe schlachtet einen Ochsen, oder 2 bis 3 Schaafe um seine Nachbarn zu bewirthen, und unter diesen Umständen kommen die Männer eines Kraals, und nehmen von dem Alten Abschied. Ist der bestimmte Tag gekommen, so setzt man den Alten auf ein Lastthier, führt ihn zu der verfertigten Hütte, und der größte Theil der Einwohner des Dorfes folgen nach. So bald sie die Hütte erreicht haben, so legen sie ihn in die Höhle die ihm zum Grabe dienen soll, nebst einigen Lebensmitteln zu seiner Seite. Dann kehren sie nach Hause zurück, und keiner denkt mehr an ihn. So muß er dann in seinem schwachen und dürftigen Zustande, so bald seine Lebensmittel verzehrt sind, elendig umkommen, oder oft auch eine Beute wilder Thiere werden.

R.

Merk:

Merkwürdige Heilung einer von einem tollen Hunde gebissenen Frau durch die Wurzel der Belladonna oder Wolfskirische.

In der beliebten Richterischen chirurgischen Bibliothek ist B. 13. Et. 2. S. 263 folg. von dem Herrn Vergrath Buchholz zu Weimar eine Kurgeschichte bekannt gemacht worden, wo nämlich der Herr Vergrath eine, von einem tollen Hunde gebissene arme Frau, Namens Quenselin, von einer nicht nur wirklich, sondern auch unter den bedenklichsten und gefahrvollestes Umständen, ausgebrochenen Wuth, mit der Belladonnawurzel glücklich geheilet hat. Der Fall hat in seinen Umständen so viel Eignes, und in seinem Erfolge für die Menschheit so viel Interessantes, daß ich wünsche, derselbe mögte in dem Volksfreund eine Stelle erhalten. Er ist folgender.

Am 20sten März v. J. Vormittags 8 Uhr wurde gedachte Quenselin von einem tollen Hunde, der einem hiesigen Einwohner zugehörte, mitten in die äußere Hand gebissen, so, daß zwei Fangzähne durch die Haut völlig durchgedrungen waren. Die Verwundete, hatte eben einen Korb voll Asche auf ihrem Rücken, den sie auf ein entferntes Ackerstück tragen wollte. Durch diese Bürde gehindert, konnte sie sich nicht von dem Hunde los helfen; und er selbst war in solcher Wuth, daß er sie durchaus nicht freilassen wollte. Lange zogen sich beyde mit einander herum, bis endlich der Hund abließ. Weil sie den Hund kannte, fiel es ihr nicht ein,

ihn für toll zu halten und sie vernachlässigte deswegen, irgend ein Vorbauungsmittel zu brauchen. Dieser Unfall begegnete ihr, eben da sie sich ganz nahe bey einem zum benachbarten Gute gehörigem Teiche befand: aber diese Nähe erinnerte sie nicht daran, ihre Wunden in demselben abzuwaschen. Sie begnügte sich damit, das häufig aus den Wunden fließende Blut, und den ebenfalls häufig um die Wunden hangenden den Geifer an ihren Kleidern nur obens hin abzuwischen, und setzte so ihren Weg fort; gieng wieder zurück, holte die zweyte Tracht Asche und trug auch diese an den Ort ihrer Bestimmung. Unterdessen nahmen, bey so gänzlicher und langen Vernachlässigung der Wunden, Schwellung und Schmerz mit jedem Augenblicke zu, bis sie endlich durch die Unerträglichkeit des Schmerzens gezwungen wurde, Nachmittags um 2 Uhr zum Prediger des Orts zu gehen, und Rath zu suchen. Sie wußte nun, daß der Hund toll gewesen, und dies wurde zu gleicher Zeit auch durch andere Zeugnisse außer Zweifel gesetzt. Alle Umstände — der Sitz des Bisses auf einem unbekleideten Gliede; die Heftigkeit der Wuth des Hundes; das lange Festhalten an der angebissenen Hand; das lange Hin- und Herziehen, wobey durch so oftmalige Ausdehnung der Wunden das Eindringen des Giftes desto mehr befördert worden war; die gänzliche und lange Vernachlässigung der Wunden; ihre gegen

gegenwärtige Beschaffenheit, wo die Hand außerordentlich geschwollen, die Entzündung die den ganzen Vorderarm, bis an den Ellenbogen eingenommen hatte, und die Schmerzen bis zur Unerträglichkeit gestiegen waren — alle diese Umstände, sage ich, vereinigten sich jetzt, die Gefahr, in der sich diese Unglückliche befand, auf den fürchterlichsten Grad zu erhöhen. Sein Erschrecken gieng bis zur Bestürzung. Schnellige und kräftige Hülfe war für sie das dringendste Bedürfnis. Unverzüglich eilte er mit ihr zu dem unmittelbar neben ihm wohnenden Chirurgus, **Hrn. Meuselbach**. Dieser reinigte die Wunde mit Weingeist, schröpfte sie tüchtig und verband sie mit dem Ungu. Basilic. unter welches er etwas von dem Pulv. Canthar. gemischt hatte. Nachdem dies geschehen war, war des Predigers angelegentlichste Sorge, diese Kranke ohne Zeitverlust in die Kur des **Hrn. Bergrath Buchholz** zu bringen, der sich schon mehrmalen, in Nachbarschaft des Orts, durch glückliche Heilung der schon ausgebrochenen Wuth rühmlichst bekannt gemacht hatte. Auf sein Bitten gieng **Hr. Meuselbach** selbst, noch denselben Nachmittag auf Weimar, erhielt von dem **Hrn. Bergrath** die nöthige Anweisung wegen Behandlung der Wunden und zugleich den Auftrag: so bald wie möglich zuverlässigere Beweise von der wirklichen Tollheit des Hundes bezubringen, die er ihm nicht Befriedigend genug hatte

angeben können. Nun nahm es der Prediger über diesen Auftrag zu erfüllen, schrieb gleich den folgenden Morgen, den 21. März an den **Hrn. Bergrath**, und meldete ihm die Umstände, welche die Tollheit des Hundes ausser Zweifel setzten.

Eben wollte er seinen Brief siegeln, schon war der Expresse gegenwärtig der ihn überbringen sollte, als gegen 10 Uhr Vormittags die schreckliche Nachricht einging: daß sich die arme **Quenselin** in voller Wuth befände. Der Wundarzt eilte, da der Prediger selbst mehrerer Abhaltungen wegen, nicht konnte, ungesäumt zu ihr hin, und fand sie in dem traurigen Zustand einer wirklich ausgebrochenen Wuth. Sowohl nach seiner Anzeige, als den nachherigen Zeugnissen der Quenselinschen Hausgenossen, war dieser erste Anfall im höchsten Grade fürchterlich. Die Patientin hatte starke Convulsionen; schlug in denselben mit den Armen so um sich, daß sie drey Personen nicht halten, und der Chirurgus, mit der größten Anstrengung nicht darzukommen konnte, den Puls zu untersuchen; verzog das Gesicht, knirschte mit den Zähnen, delirirte und wollte immer fort, weil sie sich nicht zu Hause glaubte. Dies alles meldete der Prediger dem **Hrn. Bergrath** noch in einer Nachschrift, und fertigte den Boten sogleich ab. Gegen Abend brachte derselbe, nebst schriftlicher Gebrauchsanweisung, die ersten Mittel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Ein und zwanzigstes Stück.

Merkwürdige Heilung einer von einem tollen Hunde gebissenen
Frau durch die Wurzel der Belladonna oder Wolfskirche.

(Fortsetzung.)

Der Anfang der Kur wurde mit einem Brechmittel gemacht, welches gut wirkte. Nachdem dieß angewirkt hatte, wurde mit dem Gebrauche der Belladonnawurzel angefangen und mit derselben Morgens und Abends, in steigenden Gaben von 3 bis 4 Granen, bis zum Morgen des neunten Tages fortgeföhren, wie solches in mehr gedachter Richterschen Bibliothek umständlich zu ersehen ist. Der sorgfältige Wundarzt behielt die Pulver in seiner Verwahrung, und gab sie selbst der Patientin, zu den bestimmten Stunden ein — eine Vorsicht, die von großen Nutzen war — und die — in solchen schweren Fällen, nie unterlassen werden sollte.

Gleich mit dem Genusse der ersten Pulver wurden, in den periodisch wiederkehrenden Anstößen, die Zufälle, besonders die Konvulsionen und Naserelen, schwächer. leichtere Phantasien aber

dauerten, selbst zwischen den Anstößen, einige Tage noch fort. Zwar schien es, wenn man sie in solchen Zwischenzeiten besuchte, als ob sie sich ihrer gut bewußt wäre. Es wies sich aber hinterher aus, daß dieser gute Anschein nur so lange dauerte, als man mit ihr redete und nur Augenblicke erzwungenen Erwachens bey einem Schlassüchtigen waren. Die Kranke selbst versicherte nach ihrer Genesung: sie konnte sich von den ersten vier Tagen nichts besinnen; nur das wisse sie noch; daß es ihr immer vorgekommen wäre, als ob sie nicht zu Hause sey und fort müßte — ein vielleicht nicht unwichtiger Umstand, aus dem sich, wenigstens zum Theil, das Fortlaufen toll gewordner Hunde erklären ließe. — Von Speise und Trank nahm sie, in den ersten vier Tagen, beynah gar nichts zu sich.

z

In

In der Zeit, in welche diese Krankheit fiel — es war die Charwoche — ließ dem Prediger sein Amt beynah keine Stunde frey. Die Augenblicke, die er abnutzen konnte, wendete er zu Besichtigung der Kranken und zu Fortsetzung des Tagebuchs an, welches er über ihr Befinden von Anfang ununterbrochen fortgesetzt hatte und stückweise dem preiswürdigen Arzte derselben zufertigte, so oft die Umstände, ihn zu beschicken, erforderten.

Indessen wurden bis zum 25. März die Zeichen der Besserung immer sichtbarer und die Aussichten günstiger. Hiervon noch mehr gewiß zu werden, machte er den Versuch und ließ am 26. der Patientin Wasser zum Trinken und zum Waschen der Hände und des Gesichts reichen. Denn es war dieß der kritische Zeitpunkt, in dem diese Krankheit, wenn sie in ihrem natürlichen Gange geblieben wäre, ihre höchste Stufe, die eigentliche Wasserscheue, hätte erreicht haben müssen. Zu seiner unbeschreiblichen Freude verrichtete sie aber alles, was er verlangte, mit eben so viel Leichtigkeit, als Willigkeit. — Nun war der Sieg über diesen so lang unbesiegbar geglaubten Feind, schon mehr als halb entschieden und entschied sich täglich mit schnellen Fortschritten immermehr. Die Eslust erwachte, der Schlaf wurde ruhiger, erquickend und phantasielos, und die Kranke machte Versuche, das Bett zu verlassen; nur klagte sie über Mattigkeit, auch daß sie die Pulver — die sie jetzt in stärkern Gaben empfieng — an-

griffen; weigerte sich auch, solche weiter einzunehmen, und würde gewiß bei dieser Weigerung beharret seyn, wenn nicht — wie schon gesagt — der Wundarzt die Vorsicht gebraucht und das Einnehmen selbst besorgt hätte.

So kam der 29. März, als der letzte kritische Tag heran, und die Patientin brachte ihn größtentheils außer dem Bette zu. Der Prediger eilte diese gute Nachricht sogleich dem Herrn Bergrath zu melden, und erhielt von demselben folgende Antwort, die wir im Auszuge mittheilen. —

„Gott lob, daß die schrecklichen Stunden vorüber sind! Nach Grundsätzen der Medicin ist die Kranke nun außer Gefahr und hat kein Pulver mehr nöthig; kann auch nun getrost außer dem Bette seyn. — Für meine Arzeneien und Bemühungen verlange ich nichts. Das Vergnügen, daß sich dieß Mittel abermals als dasjenige bewährt hat, das in diesem schrecklichen Zufall unfehlbar wirkt, geht mir über alles u. s. w.“

Wir enthalten uns, die Bescheidenheit des edlen Mannes zu schonen, aller Anmerkungen, über diese Art zu denken und zu handeln. Wo die That redet, bedarf es der Worte nicht.

Mit obigem Briefe schickte der Herr Bergrath der Genesenen noch stärkende Arzeneien, durch deren Hülfe sie in kurzer Zeit dahin kam, daß sie den Weg nach Weimar antreten und ihrem großmüthigen Erretter ihre Dankbarkeit in den vollsten Herzensergießungen persönlich bezeugen konnte. — Eine ruhrende und

und für gute Seelen belohnende Scene! — die Gerettete vor dem Erreter! — Bis jetzt, befindet sich diese Genesene im Besitze der vollkommensten Gesundheit.

Man braucht wol nicht selbst Arzt zu seyn, um sich zu überzeugen: wie entscheidend dieser Fall für die Wirksamkeit der, schon so vielfältig bewährten Belladonawurzel sey; da die Sache so laut für sich selbst redet. Gefährvoller kann doch nicht leicht ein Fall der Art seyn, als der gegenwärtige war. Dieß wird jedem einleuchten, der die oben bemerkten gefährlichen Umstände, vereint mit dem ungewöhnlich frühen Ausbruch des Uebels, gleich nach den ersten vier und zwanzig Stunden, erwäget. Wie groß mußte die Menge des eingedrungenen Giftes seyn, da es so ungewöhnlich schnell wirkte! Wie zuverlässig und mächtig mußte aber auch die Kraft des Mittels seyn, daß sich, selbst in diesem verzweifelten Falle so herrlich bewährte! Heil unserm Jahrhundert, dem es vorbehalten war, endlich gegen dieß, für so unbezwinglich geachtete fürchterlichste aller Uebel, ein so zuverlässiges Mittel zu entdecken!

Noch können wir nicht unbemerkt lassen: wie in der Hand der gütigen Vorsehung, welche in diese giftige Wurzel die heilsame Kraft gelegt hat, der gefährlichsten Art der Gifte zu widerstehen, auch der Unfall, der sie über die Quenselin verhängt hatte, ein Mittel werden mußte, sie zugleich von einem andern, gleichfalls

schrecklichem Uebel zu befreien. Es hatte nämlich diese Frau, im Sommer des vorhergehenden Jahres, das Unglück gehabt, auf dem Felde, nach einer großen Erhitzung, von einem Hagelwetter überhitzt zu werden. Kaum konnte sie, nach einer so starken und plötzlichen Erkältung, ihre Wohnung erreichen, fiel, nachdem sie die Stubenthüre eröffnet hatte, zu Boden, und blieb sinnlos und erstarrt auf der Thürschwelle liegen. In diesem Zustande fand sie ihr Ehemann, als er einige Zeit darauf nach Hause kam. Er brachte sie ins Bett und hatte den glücklichen Einfall ihr einige Tassen Fliederthee einzusößen, wodurch sie wieder zum Besinnen kam. Seit dieser Zeit behielt sie, weil weiter keine Mittel angewendet wurden, einem reißenden, unerträglichem rheumatischen Kopfschmerz, der sich über den Nacken, die Schultern und andre Glieder gichtisch auszubreiten angefangen hatte, und sie in Gefahr eines höchst elenden und qualvollen Lebens setzte. Von diesem älttern fürchterlichen Uebel ist sie aber nun durch eben das Mittel befreit worden, durch welches sie von der Wasserscheue gerettet worden ist, so, daß sich davon keine Spur mehr zeigt. Auf diese Weise mußte für sie das größte Uebel, der tolle Hundsbiß, sogar noch eine Wohlthat werden.

Dieß ist die wahre Geschichte dieses gewiß merkwürdigen Falles. Wir wünschen nichts sehnlicher, als daß dessen Bekanntmachung vielen Nutzen stiften möge!

Johann Baptista Pigalle,
bekanntlich einer der berühmtesten
Bildhauer, der den 20sten August 1785
zum großen Bedauern aller Freunde der
Kunst und guter Menschen starb, den
seine wohlthätige Gemüthsart nicht we-
niger, als seine hinterlassene Kunstwerke
der Welt unvergesslich machen. Dieser
große Mann sah niemals einen Unglück-
lichen oder Nothleidenden, ohne daß er
vom Mitleid durchdrungen ward, und,
wenn er konnte, gleich zu helfen wünsch-
te. Er leerte öfters seine Taschen ganz
aus, wenn ihm dergleichen Fälle vorkamen.

Während seines Aufenthalts zu Lyon
hatte er sich etwas Geld erspart, weil er
die Absicht hatte, eine Reise nach Paris
zu machen. Nun aber traf es sich, daß
er einst auf dem Lande einen Spaziergang
vornahm, einen Mann erblickte, der im
schnellen Schritt vor ihm hinging und
höchst niedergeschlagen aussah, auch ein
paarmal stehen blieb und tiefe Seufzer
ausstieß. Pigalle verdoppelte seine
Schritte, um den trauernden Mann nä-
her zu kommen, und sah dann, daß dem
Unglücklichen häufige Thränen von den
Wangen rollten und er in tiefsten Schmerz-
gefühlen versunken sey. — Mit jedem
Augenblick stieg der Wunsch unsers gu-
ten Mannes, die Ursache dieser trau-
rigen Gemüthsstimmung seines schwer-
müthigen Gefährten zu erfahren. Er
fragte also: was ihn drückte, und ob er
ihm nicht helfen könne?

„Ach,“ versetzte der arme Mann, „ich
bin verloren, wenn ich nicht noch heute
Abend zehn Louisd'or anschaffen kann, die

„ich gegen Wechsel schuldig bin! Wo soll
ich die hernehmen? Großer Gott, du
kennst meine Leiden! — Und wenn ich
sie nicht bezahle, so schleppt man mich
unfehlbar ins schaudervolle Gefäng-
niß!“ —

„Freund,“ rief Herr Pigalle aus,
„da will ich rather: führen Sie mich zu ih-
rem Gläubiger; ich will ihn befriedigen.“

Sie giengen beide. der edelmüthige
Pigalle zählte die Summe auf, und
mußte hernach auf beständiges Bitten des
Geretteten das Abendbrodt bey ihm ein-
nehmen. Die ganze Familie war durch
diese schöne Handlung gerührt, und seg-
nete den Menschenfreund. — Herr Pi-
galle sagte hernach zu einem seiner Ver-
trautesten, daß wäre einer von seinen
seligsten Abenden gewesen, die er in sei-
nem Leben zugebracht hätte.

Ein guter Rath für fleißige Spinner.

Die Gewohnheit beim Spinnen den Flachs
u. s. f. durch Speichel feucht zu machen,
kann, wie die Aerzte versichern, nachtheilige
Folgen für die Gesundheit der Spinner ha-
ben. Ein wohlfeiles, zweckmäßiges und
ganz unschädliches Mittel, das man statt des
Speichels gebrauchen kann, ist ein wenig
Stärke mit vielem Wasser abgekocht. In Ge-
genden, wo häufig Wispeln (sonst auch Gin-
ster, Kleister, Vogelklee *viscum album* Lin-
naei) wachsen, würde eine dünne Abkochung
der Beeren derselben, die eine erstaunende
Menge Schleims bey sich führen, und die
gerade im Winter, wo am fleißigsten gespon-
nen wird, anzutreffen sind, ebenfalls zu je-
nen Gebrauch dienen können, und es würde
dadurch zugleich nun den Baumen so schäd-
liche Pflanze sehr ermindert werden. Erfah-
rungen werden am besten den Werth dieser
Vorschläge bestimmen.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Zwey und zwanzigstes Stück.

In der bekantten neuen Zeitung, der **Reichs-Anzeiger**, No. 3. findet sich eine Bitte wegen der **Neujahrsnoth**, die den Tausenden im Deutschen Publicum durch die Gratulanten sehr fühlbar wird, und worin jene aufgefordert werden, zu überlegen und Mittel vorzuschlagen, wie der **Neujahrs-Bettel** abgeholfen werden könne.

Am Schluß dieser Bitte heisset es: **Eine besondere Ehre wird sich die Stadt erwerben, welche die erste seyn wird, die ihr abhilft.**

Wie nun wenn die Stadt Oldenburg sich diese Ehre schon zum Theil erworben hätte?

Dürfte das nicht wohl öffentlich gesagt werden? Freylich sind wir so eitel eben nicht, dies dem ganzen heil. Römischen Reiche vorzuposaunen, denn sonst ließe sich bey Befolgung einer jetzt ziemlich allgemeinen Gewohnheit, dem Publicum jede unbedeutende Sache, als Beweis aufgeklärter Zeiten und Verfeinerung der Sitten vorzutragen, und über diese oder jene kleine nützliche Veränderung, oder

verbesserte Einrichtung einen Lärm zu schlagen, als wenn der Stein der Weisen erfunden wäre, über hiesige gute Einrichtungen manches sagen; allein die Einwohner der uns benachbarten Staaten, mit denen wir in freundschaftlicher Verbindung stehen, und die diese Blätter lesen, mögen es wohl erfahren, daß wir in diesem Punct eines der Abstellung würdigen Unfugs, schon viel gethan haben, wovon sie vielleicht Gebrauch machen können, wenn die Umstände darnach gelegen sind, und sie es der Mühe werth halten.

Die **Neujahrsnoth**, wie der **Reichs-Anzeiger** sie zu nennen beliebt, wird den Einwohnern einer Stadt gewöhnlich zugefüget: 1) von offenbaren bettelnden Armen, welche alle ersinnliche Glückseligkeit um einige Pfenninge anwünschen, und sogar verheissen. Ihr Name heisset in jeder Stadt oder Städtchen, nach dem Verhältniß der Größe desselben, Legion.

Gegen diese kann nun nichts in der Welt schützen, als eine gut eingerichtete Armen-Anstalt; denn Geseze, sie mögen

gen so vortrefflich seyn als sie wollen, können den Hunger nicht stillen. Aber diese Armen-Anstalt muß auch gut begründet seyn. Eine Verordnung, die das Betteln bey schwerer körperlicher Strafe verbietet, ohne zugleich anzuweisen, wovon die Armen ihren nothdürftigen Unterhalt in gesunden Tagen, und Pflege und Unterstützung in Krankheiten nehmen sollen, prediget nur Thorheit, und könnte füglich ganz wegbleiben.

Ja man kann mit Grunde sagen, daß eine Armen-Anstalt, welche bey Berechnung ihrer nothwendigen Ausgaben, sich nicht um eine zuverlässige Einnahme bekümmert, und diese sicher zu erhalten weiß, immer ein unvollständiges Werk ist. Denn wer wird den Mann wohl für einen richtigen Haushalter ansehen, der seinen Ausgabe-Stat, mit gutem Logis, und Tafel, Equipage und Bedienten aufs richtigste formiret, ohne sich um den frenlich lästigen Punct, woher er das dazu erforderliche Geld einnehmen könne, zu bekümmern? Frenlich kann ein solcher sich noch helfen, wenn er seine sechs Schüsseln auf eine reduciret, das Hotel mit einem Dachstübchen, welches für Pferde und Bediente nicht Raum hat, verwechselt, und sich der natürlichsten Fuhr auf seinen eignen Füßen bedienet. Aber ein solches Stückchen kann bey den Kehlen unzähliger Armen und Nothleidenden, denen, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehöret, so knapp zugeschnitten ist, daß kein Abzug Statt findet, nicht angewandt werden.

Die Stadt Oldenburg und mit ihr das ganze Herzogthum erfreuet sich einer solchen, so weit menschliche Einsicht reicht, wohl gegründeten Armen-Anstalt, von deren Güte nicht nur der Städter, sondern auch der Landmann völlig überzeugt ist, dem hier im Allgemeinen das Lob gebühret, daß er verständig, und im wahren Sinn aufgeklärt ist, d. i. daß er sich in demjenigen, was er zu richtiger Führung seines Haushalts, seines oft wichtigen ein- und ausländischen Handels, und in Absicht der Verhältnisse, worin er als Glied der Gesellschaft, mit allen andern, also auch den dürftigen Gliedern stehet, wissen muß, gehörig umgesehen hat. Wäre dies nicht der Fall, so würde eine solche Anstalt auch bey den besten Gesezen, und ausführlichsten Vorschriften schwerlich schon große Fortschritte gemacht haben, weil diese Vorschriften unmöglich auf alles gehen können, und hergegen die Mitwirkung einzelner Glieder einer jeden Landgemeinde, und die thätige Bemühung der geistlichen und weltlichen Vorgesetzten derselben, verbunden mit dem Eifer derjenigen Gemeine-Glieder, welche mühsame Arbeiten, bey der Armenpflege, mit vieler Vernunft, und zum Theil mit herzlich lobenswürdiger Willigkeit übernehmen, den Gesezen bey der Ausführung mit zu Hülfe kommen muß.

Diese Armen-Anstalt hat mit Recht die bettelnden Neujahr-Gratulanten in dieser Stadt verschuechet, und sie gänzlich vertilget, indem sie für ihren nothdürftigen Unterhalt auf andre Weise sorget. Statt daß eine Schaar von einigen hundert sowohl am Tage vor Neujahr, als

vop

vor den hohen Festen, im Winter schlecht bekleidet, im Winde Frost und Schneegestöber, von Hause zu Hause liefen, um Friede und Einigkeit, auch die ewige Freude und Seligkeit, zur äußersten Last der Stadt. Einwohner, für baar Geld zu wünschen, dann aber selbige nach dem Ablauf einiger Tage der Schwelgerey, in größeres Elend zurücksaufen, bleiben sie nun fein in ihren Häusern und Hütten, haben keine so ausgezeichnete Lage mehr, die dem Dürftigen am wenigsten dienen, und leiden dagegen in dem ganzen Jahre keine Noth, da für Alle gesorgt ist. Unter diesen gewinnet vorzüglich der arme Knabe, und das junge Mädchen, die sonst mit umher ziehen mußten, also schon in der Kindheit zu dem unseligen Handwerk des Bettelns gewohnt wurden, nun aber von der zarten Jugend an erfahren, daß man nur mit Arbeiten durch die Welt kommen kann.

Dies gewähret uns auch die frohe Aussicht einer künftig nicht bettelnden, sondern arbeitenden Generation.

Die **Neujahrsnoth** wird auch 2) dadurch veranlasset, daß gewisse öffentliche Bediente einer Stadt, oder dieser oder jener Institute, nach einem gewissen Herkommen, eine Neujahrsgabe von den Einwohnern einsammeln, welche einen Theil ihrer rechtmässigen Einkünfte ausmacht. Der gebrauchte Ausdruck, **Noth**, ist wirklich ganz passend; denn mancher Einwohner einer Stadt, dem man es auch äußerlich nicht ansiehet, kann gerade zu Neujahr, weil dann gewöhnlich die Rechnungen des Jahrs abgethan

werden, in einer solchen Verlegenheit seyn, daß er lieber selbst gratuliren, als sich gratuliren lassen möchte. Jenen Personen nun kann man nichts zur Last legen, weil sie mit Recht, herkömmliche obwohl nicht bestimmte Gaben sammeln. Diese den Theilnehmern selbst so wenig, als den Gebern angenehme Sammlung aber kann nicht abgestellt werden, wenn man ihnen den Verlust nicht ersetzen kann. Denn allemal ist und bleibt es ein richtiger Grundsatz: bey Veränderungen, die das allgemeine Beste erheischen mag, müssen Einzelne so wenig als irgend möglich leiden. Man sagt zwar auch: um den Körper zu retten, muß man ohne viele Umstände den Arm abhacken, aber der Arzt, welcher dies anwenden will, muß vorher unumstößlich darthun, daß der Körper ohne den Verlust des Arms schlechterdings nicht gerettet werden kann.

Nach dem vorgedachten richtigen Grundsatz, hat man hier den berechtigten Neujahrgratulanten, welchen man eine Schadloshaltung sofort geben können, solche angewiesen, und nur bey einigen wenigen dies noch ausstellen müssen, welches dem Publicum bis dahin, daß selbige auf gleichen Fuß gestellet werden können, kaum merklich ist.

Die **Neujahrsnoth** wird 3) dadurch verstärkt, daß zu eben dieser Zeit, andern Personen, welche in dem verlaufenen Jahre uns besondere Dienste geleistet haben, eine Erkenntlichkeit gereicht zu werden pfeget. Man kann solche aber zu den erstern beyden Classen gar nicht rechnen. Es ist eine willige Gabe für
geleit

geleistete angenehme Dienste, eine fast schuldige Erkenntlichkeit.

Die Ausgabe wird eigentlich nur lästig, weil sie gerade auf Neujahr fällt, wo ohnehin manches zu bezahlen vor kommt. Ganz leicht ließe sich der Termin ändern, und man könnte z. B. statt des Neujahrs, als der jetzt interpellirenden Zeit, Michaelis oder Johannis annehmen. Eigentlich würde nun dadurch nichts weiter gewonnen, als daß die Neujahrs Ruhe noch mehr befördert würde, und in so ferne scheinete es eben so gleichgültig, ob man die Zahlung zu Neujahr, oder zu einer andern Zeit leistet.

Man suche aber nur derjenigen Gratulanten, deren in den obigen beyden ersten Classen gedacht ist, auf die hier bewährt gefundene Art, woben niemandem zu nahe geschieht, sich zu entledigen, so wird eine solche Klage, als in dem Reichs-Anzeiger, über das Abpressen des sogenannten Neujahrs durch Singen, pfeifen, dudeln, trommeln und haranguiren, geführt wird, aufgehört.

Die vorgeschlagenen, und hieselbst mit dem besten Erfolg angewandten Mittel sind freylich nicht an allen Orten zur Hand, und wenigstens ist eine solche üble Gewohnheit schwerlich auf einmal zu vertilgen, aber wenn man bey einem guten Vorsatz nur ausdauert, so giebt sich endlich dies und noch mehr. Pflanzet doch mancher redliche Haushal-

ter einen Eichbaum, dessen Schattens nur sein Enkel sich erst erfreuen kann.

Brennöl zu sparen, und das schlechteste zu verbessern.

Man löset Kochsalz in Wasser auf, soviel als darin zergehen will, ohne das sich das Salz auf den Boden setzet. In diesem Salzwasser durchnehmet man den Dacht, und läßt ihn dann wieder trocken werden. Auf das Salzwasser gießt man nun eben so viel Öl, schüttelt beydes durcheinander, und gießt von dem Öe oben ab in die Lampe auf den wieder getrockneten Dacht. Nun wird man mit Verwunderung sehen, wie rathsam das Öl brennt, wie rein und weiß die Flamme ist, wie sie ganz und gar nicht qualmt, dampft oder raucht, wenn auch eben das Öl sonst noch so sehr gequalmt hat, und von der schlechtesten und freischelsten Sorte ist. Man spart also außerordentlich viel am Gelde, denn man braucht nur das wohlfeilste Öl zu kaufen, es brennt so gut wie Baumöl. Man schonet seine Gesundheit, da die Qualm-Lampe für alte dumpfige Leute, ja für die gesunden selbst höchst schädlich ist. Man braucht die Stube nicht so oft weissen zu lassen, und nicht den Winter über in einer so räucherichten und schwarzen Stube zu sitzen. Wenn ich also sage, daß man durch dieses Mittel die Hälfte Dsgeld spart, so sage ich zu wenig; vornämlich sparen es diejenigen, welche Baumöl brennen und es doppelt so theuer bezahlen als das Rüböl, da sie nun dieses eben so gut gebrauchen können. Es ist dieses Mittel nicht neu, auch schon lange daß ich Proben damit angestellt habe, allein der Salzacht wolte nicht brennen, er knisterte und endlich gieng das Licht gar aus. Ich hielt also das Mittel nicht für probat, und ließ es dabey, und vielleicht mag es mehrere so gegangen seyn, sonst wäre es schlechterdings nicht zu begreifen, warum das Mittel noch nicht allenthalben sollte eingeführt seyn. Ich nehe nun aber meinen getrockneten Salz-Dacht tüchtig wieder in Öl ein, wenn ich ihn anstecken will, und er brennt wie ein Wachslicht, und hätte mich, daß kein Salzwasser mit in die Lampe kommt. Wer es heute noch probirt, und ordentlich macht, der wird es mir heute noch danken; er muß nur nicht gleich nachlassen, wenn es nicht zum erstenmale gelingen sollte. In diesem Winter läßt sich noch viel Geld damit sparen und die Gesundheit schonen.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Drey und zwanzigstes Stück.

Ueber die Leiden der Menschen.

Unglück und Unfälle sind oft nur ein Regenguß, der das angenehme Thal füllt, damit der Mensch auf den Berg steige, höhere Aussicht gewinne, und reinere Luft athme.

Trage eigene Leiden mit dem Muth eines Mannes und fühle die fremden mit der Zärtlichkeit eines Weibes.

Was drückt schwerer, was trägt sich leichter — **verdientes** oder **unverdientes** Leiden? — Bald sagt der Leidende: „Ich wollte es noch gerne dulden, wenn ichs verschuldet hätte.“ Bald: „das drückt eben so schwer, daß ichs verschuldet habe.“ — Wem es wichtiger ist, schuldlos als schmerzlos zu seyn, der findet bey unverschuldeten Leiden einen großen Trost, schuldlos zu seyn; und bey verschuldeten einen großen Trieb, es nicht wieder zu werden; dagegen wer mehr auf Freude der Sinne, als auf Tugend hält, dem thuts gleich wehe, daß ihm eine gute That so schlecht belohnt wird, und eine Böse nicht mehr geglückt hat. Nur der Gute kann sich mitten im unverdient-

ten Elende mit seiner Unschuld trösten, und mitten im verdienten fassen und aufrichten. Wer ein wundes Herz mit Trostgründen heilen will, mach es erst gut, damit es für Trostgründe empfänglich sey.

Leiden sind trübe Wolken. Der Regen, der aus ihnen fällt, ist eben so fruchtbar, als der heitre Sonnenschein; beyde befördern Wachsthum und Reife. — Der Regen, der naß macht, giebt Saft und erfrischt; die Sonne, welche brennt, macht reif.

Der Glückliche denke bey der aufgehenden Sonne, daß sie untergehen, und der Unglückliche bey der untergehenden, daß sie wieder aufgehen werde.

Willst du Freude hinter Freude in diesem Leben? lauter Tage im Lande, wo es eben so oft Nacht wird? lauter Lustfarth auf dem Meere, wo es öfter stürmt, als säuselt? — Wer sich mit irdischer Freude verhehlichet, wird bald zum Witwer, der damit oft keine andere Frau, als die Unruhe findet. Jeder Augenblick hat

eine Sichel, womit er irgend eine Blume abmäht, und die Zeit eine Axt, deren weiter Hieb ganze Staaten entwurzelt.

Wer über Unglück klagt, das er selbst abwenden könnte, will andre wissen lassen, wie schwach er sey, und wie unklug oder trüg er war; zeigt, daß er eben so wenig Stärke habe, Unglück zu ertragen, als Muth und Vorsicht ihm zu begegnen.

Der Weise ist ein Mensch, der das Unrecht der Lüge und Verleumdung empfindet, aber auch ein Weiser, der es zu tragen weiß. Im Inneren steht er entschlossen darüber weg, aber im Äußern zeigt er nicht zu viele Verachtung, damit er seine Feinde nicht in Wuth bringe, und nicht zu viele Empfindlichkeit, damit er sie nicht aufmuntere. Er wird ihnen durch Nieder geschlagenheit und Jammer nicht wohl thun, damit ihre Schadenfreude nicht erwache, und durch Stolz nicht zu wehe thun, damit ihre Nachsicht nicht belebt werde.

Gräme dich nicht über jeden Tadel. Wer von allen geschätzt und geliebt seyn will, erweist den Narren zu viel Ehre, daß er auch sie, und den Weisen zu wenig, daß er nicht einzig sie als lobredner und Freunde haben will.

Man wundert sich, daß auch die ehrlichsten Leute von bösen verleumdet und gedrückt werden. Sind es aber nicht die besten und reifsten Früchte, an denen der Vogel pickt und der Wurm nagt? Ein Mann mit Ehrlichkeit ist eine lebendige Strafpredigt auf den Schurken — und der wievielfte kann Strafpredigten dulden?

leiden und Unfälle verbittern den Lebenssaft; die Hoffnung träufelt herzhäufende Tropfen in den Kelch der Schicksale und versüßt ihn.

Wenn gleich der Mensch selbst so oft Urheber seines Unglücks ist, so will doch die Eigenliebe nicht gefehlt haben. Ein Wort, das Glück und ein Geist, der Satan heißt, müssen für die Lücke stehen und fremde Schuld tragen.

Wer seine schlechten Schuhe mit den guten Stiefeln anderer vergleicht, thut oft sehr mürrisch und unzufrieden; er halte sie gegen die bloßen oder lahmen Füße des Armen, so wird er Gott danken. Um sich zu quälen, denkt man immer was andre vor uns, und nicht, was wir vor andern voraus haben.

Der Mensch ladet sich viele Sorge und Pein selbst auf. Er weiß sich in seinem Zimmer nicht ruhig zu halten. Er geht in den Krieg, über Meer, an die Wechselbank, an die Reform der Kirche und des Staats. — Wenn er nichts weiter als zu leben suchte, und mit sich und seiner Familie in dem angewiesenen Bezirk zu leben wüßte, so würde er weniger Sorge und gefährliche Unternehmungen auf sich laden und doch meistens mehr Beitrag zum allgemeinen Besten liefern. — Der eine besucht fremde Länder, um sich Erfahrung und Weisheit; der andere, um aus einem anderen Klima Gesundheit zu holen. Jener reiset hundert Meilen weit in die Schule, und dieser eben so weit in die Apotheke. Nicht selten aber kommen sie aus der Schule als Thoren, und aus der Apotheke als Kranke zurück.

Nur

Nur, wer schon einen festen Körperbau, eine ruhig männliche Seele hat, nimmt bey solchen Unternehmungen zu an Kraft und Weisheit, vor Gott und den Menschen.

Die Menschen sind so voll Unruhe, daß sie selten denken; wie sie gegenwärtig leben, sondern immer, wie sie künftig leben wollen. Ihre gegenwärtigen Tage sind lauter Selbstplage über künftige.

Man wünscht sich das Vergnügen, so lange es fliehet; grämt sich, wenn man's verliert, und wird bald satt daran, wenn man's hat. Die meisten streben darnach, wie Kinder nach den Vögeln — sie können's nicht erhaschen und lassen's doch nie aus den Augen.

Die Seele soll dem Vergnügen ein ernstes und dem Schmerz ein heiteres Gesicht machen — oder sie vergift sich bey der Freude aus Übermuth, und bey dem Leiden aus Unmuth.

Es ist einerley, ob ich viel habe, oder bey'm Wenigen weiter nichts begehre. Wer arm an Begierden, der ist reich an Zufriedenheit. Warum soll ich nicht lieber von mir fordern, daß ich Überfluß nicht verlange, als mühselig, und oft vergeblich bey andern und dem Glücke betteln, daß sie ihn geben?

Glück ist nicht selten süßes Gift, das leicht den Magen verdirbt, Unglück bitterer Trank, der ihn stärkt — Unvollkommenheit ist die Krankheit, und Leiden die Arzeney — Weisheit giebt uns gegen günstiges Glück Zaum und Zügel, und bey ungünstigem Muth und Sporn.

Es ist das Meisterstück der Klugheit, aus Bösem Gutes hervorzubringen, und den widrigen Wind so fassen, daß er uns von der Stelle zum Ziele bringt. — Wer Unfälle, die aus eigener Schuld entstanden, dazu nützt, um sich gegen künftige Vergehungen mit Vorsicht und Muth zu waffnen, der schlägt den Goliath mit seinem eignen Schwerdte todt.

Wer von Innen gesund ist, dem schaden Nebel und Regen wenig; statt den Körper zu schwächen, härten sie ihn — Eine gesunde rechtschaffene Seele wird durch widrige Zufälle mehr stark, als schwach.

Keine Art des Lebens ist so knapp, daß sie nicht einiger Erquickung und Erholung empfänglich; kein Gefängniß so dunkel, daß nicht Platz für einen Lichtstral, für ein Lied, für ein stärkendes Gebet darin wäre. Aber der Mensch will selten mit dem Troste sich abgeben, der ihn stärkt, der ihn aufheitert, sondern mit dem Grame, der ihn nagt. Er macht's, wie die Kinder. Nimmt man ihnen ein Stückchen ihres Spielzeuges, so werfen sie aus Verdruß auch das übrige weg.

Die Galeerensklaven heulen, wenn sie auf die Galeeren kommen, und singen, wenn sie ein Vierteljahr darauf gewesen sind — Das Unangenehme und Unangenehme hat seinen Stachel durch Neuheit, und verliert ihn durch Zeit und Gewohnheit. Dem Pöbel wird das Schwerste durch Gewohnheit, dem Weisen durch Überlegung und Bedachtsamkeit leicht. Jener macht sich damit hinterher durch Erfahrung, dieser schon zum voraus durch kluge Vorsicht vertraut.

Es

Es giebt Kranke, die eigentlich keine andre Krankheit fühlen, als die Furcht jede zu haben. Was sie erquickt, wenn die Sonne scheint, das drückt sie, wenn es regnet. Sie sind erst dann zufrieden, wenn ihnen der Arzt für jede Beklemmung einen gelehrten Namen, und für jede Einbildung ein Recept giebt. Sie zehren sich ab, und sterben an der Begierde, gesund zu leben.

Leute von hohem Stande leben meist in einer prächtigen Armuth; sie verbrauchen mehr als sie haben — Leute vom Mittelstande in wahrem Reichthume; sie haben mehr, als sie verbrauchen — Gnügsamkeit ist ein natürlicher Reichthum, Prachtliebe eine erkünstelte Armuth; In diesem Leben fließt unsre Glückseligkeit weit mehr aus der Gnügsamkeit und Unterdrückung, als aus der Befriedigung unserer Neigungen.

Der Mensch klagt am meisten über den Menschen, fühlt sich am meisten von Mitmenschen gedrückt. Die Klage ist laut, aber nicht immer gerecht. Timon entschloß sich, aus der Gesellschaft der Menschen in eine Einöde zu wandeln. Er glaubte es darum zu thun, weil sie böse wären, und er that es darum, weil er es war. Es war laune, wenn ers unerträglich fand, mit ihnen Umgang zu pflegen; aber für sie Grund genug, seine Gesellschaft unerträglich zu finden. Wer zu viel über seine Mitmenschen klagt, klagt oft mehr sich, als sie an.

Gar zu glatte und gar zu rauhe Wege sind schwer zu wandern. Dort gleitet der Fuß aus, und man fällt; hier stößt er an und strauchelt. — Im großen Glücke und Unglücke weise seyn, zeigt von Weisheit. Wer jenes vermag kann auf dem Eise gehen, und, wer dieß vermag, kann Berge steigen.

Diese Welt ist kein Klima für den schwachen Frommen. Gehts ihm gut, so hört er auf es zu seyn, und gehts ihm übel, so ringt er sich die Hände wund. Frommer Wille muß auch entschlossener, muthiger Wille seyn.

Durch kluges Benehmen könnte man sich viele Klagen, vielen Jammer ersparen. Aber man ändert sich nicht, damit es besser komme, und klagt doch, daß es nicht besser kommt. Beym Wein schilt man aufs Podagra und beim Podagra auf den Wein; im Leben auf den Tod, und im Tode aufs Leben. Man wünscht nicht zu sterben, wenn man lebt — und besser gelebt zu haben, wenn man stirbt.

Ein Tieftrauriger und ein heftig Lustiger liegen bende krank, der letzte gefährlicher als der Erste; weil er ein Kranker ist, der gesund aussieht.

Die Menschen machen sich den Tod fürchterlich, wie die Nacht und Finsterniß; jene denken sich über große Schmerzen hinzu, die nicht kommen, und diese Geister und Gespenster, die nicht da sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Vier und zwanzigstes Stück.

Ueber die Leiden der Menschen.

(Fortsetzung.)

Wer sich selbst ein Vergnügen zu entziehen weiß, der gewinnt. Wer sich ungestüm geberdet, wenn's ihm andere entziehen; der verliert. Weist du Ver lust zu tragen, so kannst du vieles, nur die Zufriedenheit nicht, verlieren.

Wer Christum ganz anzieht, hat ein Kleid gegen Wind und Wetter. — Wer nur aufs Wissen, aufs Vernünfteln und Philosophiren hält, einen Regenschirm, dem zur Zeit der Trübsal die Flügel sinken. Der Tod selbst, ist für den christlichen David der Riese Goliath, und es heißt: „Sokrates hat 1000 und der Christ 10000 erschlagen.“

Man redet viel von Trostgründen, aber man traut ihnen nicht so viel Kraft zu, als der Zeit. Die Zeit tröstet jeden, aber langsam. Die Ewigkeit verbindet und heilt den Christen auf der Stelle.

Kreuz und Leiden sind Zaum und Gebiß, das der liebe Gott seinen Rossen ins Maul legt, wenn sie nicht zu ihm wol-

len. Wer dem Glücke zu häufig in die Länge nachläuft, dem muß Unglück in die Quere kommen. Heimsuchung Gottes ruft: Halt! — Die Natur des Menschen hilft sich durch Leiden und Krankheit, wie die große Hauptnatur durch

Donner und Blitz, Hagel und Stürme. Zammere nicht so sehr, wenn der Tod dir deine Lieben von der Seite nimmt. Geliebte Personen machen uns dieses Leiden erträglich, so lange sie bei uns sind, und das künftige erwünschlich, wenn sie von uns scheiden. Wenn uns gute Freunde vorangehen, so bekommt man auch Lust einzupacken.

Lauter lichte Stellen bekommen dem Auge und lautere helle Glückstage der Seele nicht wohl. Je näher der Glanz, desto mehr fodert er Schatten zur Milderung. Der Mensch handelt darnach auch in seiner Kleidung, trägt zur rothen Weste einen blauen Rock.

Wer, nach einer trüben Stunde, dem Tode ruft, ist ein Weib; wer ihn nach

U a

einer

einer frohen noch gut findet, ist ein Mann. Er legt das Leben, wie ein Kleid ab, das ihm zu enge ist; schlägt's wie ein Buch zu, wovon die bessere Fortsetzung künftig folgt.

Willst du in dem himmlischen Gesang; „*Zeilig, Zeilig*“ keinen falschen Ton einnehmen, so laß dein Leben frohe Melodie bey allen Fügungen Gottes seyn. Den ächten Christen bringt auch kein Trübsal aus dieser Melodie; er hält Tact.

„Ich zittere vor einem großen Glücke“ sagte ein großer Mann „denn, wenn es recht warm gewesen ist, so donnert und blizt es.“

Man glaubt oft schon darum sehr unglücklich zu seyn, weil man nicht reich ist. Aber was thust du mit Reichthum, wenn du die Buchhalterey nicht verstehst, die vor Gott gilt? — Es ist schwer Gottes Staatsdiener zu seyn.

Wer sich grämt, daß er nicht eine hohe Geburts- oder Ehrenstelle habe, vergißt, daß er ein Christ sey. Im Gnadenreiche Christi ist kein Dauphin und kein Monsieur, kein Kronprinz und kein Königsbruder; der Erste ist der letzte, und der letzte der Erste; der Geringste der Bornehmste, und der Bornehmste der Geringste — der Größte, wer gern ein Diener von allen Menschen, zu allem Guten ist.

Man wird böse darüber, daß Schmerz und Tod in der Welt ist — Soll man auch nicht böse seyn, weil's Tag und Nacht darin giebt? — Das Bittere be-
hagt dem Magen, warum nicht auch der

Seele? — Zucker schleimt, Wermuth stärkt.

Laß dir den Tadel aus fremdem Munde nicht zu sehr aus Herz gehen. Die Vorwürfe der Weisen, sind eine nützliche Sittenpredigt, die Vorwürfe des Thoren die herrlichste Lobrede.

Daß du arbeiten mußt, kann für dich ein mühseliges aber kein unseeliges Loos seyn. Denke nur, es ist ein Recept gegen die Krankheiten des Leibes und der Seele, das im Paradiese gegeben ward, und so heißet: „Du sollst dein Brod im Schweiß deines Angesichts essen“ Brod und nicht Leckerbissen, und erarbeitetes Brod, das von der Erde, nicht Manna, das vom Himmel kommt.

Der Mensch martert sich vom Anfange bis zum Ende mit Wünschen. Der Knabe will Beinkleider und bald eine Taschenuhr darin, der Jüngling eine Braut, der Mann Vermögen und Ehrenstellen, der Greis Ruhe und ein Landgut — und was sollte der Mensch in jeder Wünscheperiode am ersten und letzten wollen, um mit Ruhe wünschen, das Gewünschte gelassen entbehren, oder froh genießen zu können? — Nur Eins ist Noth.

Macht Arbeit Mühe, so giebt sie auch frohe Ruhe. Wenn man etwas geendet hat, so ruhet und schläft, so steht man auf wie neugeboren. Dem Pfarrer schmeckts am Sonntage, dem Bauer am Schluß der Urnte, und dem Kaufmann am Posttage am Besten.

Ein Ungemach ist ein böses drückendes Weib, wenn jener, der es trägt, kein Mann

Mann ist. Der Kummer ist schwach, so bald man einen Scherz daraus macht.

Darum ist man noch nicht stark genug, Unglück und Schmerzen gelassen zu dulden, weil man gelehrt genug ist, erbaulich darüber zu reden. Der Wortphilosoph kann mit großer Gelassenheit davon schwätzen, der Thatphilosoph kann das Zahnweh ertragen. Man leidet, so bald man zu leiden fürchtet, hat Freude, so bald man auf Freude hofft. Furcht macht Maulwurfshäufen zu Bergen, Hoffnung die Alpen und Pyrenäen zu Hügeln. Furcht zu verlieren, nimmt den Muth zu gewinnen; und Hoffnung zu erhalten, stärkt die Kraft zu erobern.

Worüber grämt sich der Mensch nicht? Er möchte immer gerne haben, was ihm mangelt; und wird's ihm, wieder etwas anderes haben, als ihm ward, einen andern Nachbar, eine andere Regierung, ein anderes Wetter. Aber soll sich denn das Wetter allemal nach seinem Kopf richten, da er doch eben dazu den Kopf hat, um sich in allerley Wetter zu finden?

Der leichtsinnige Sohn weiß sein Glück im väterlichen Hause nicht zu schätzen, bis er fremden Landen nach derselben Mahlzeit mit den Schweinen verlangt. Damit man schätzen lerne, was man hatte, schickt uns Gott zum Mangel und Verlust in die Schule.

Der Lauf der Sterne ist dem Kinde scheinbare Verwirrung, und der Hang der Welt, den meisten Menschen. Aber der Sternkundige ist über den ersten, und der Weise über beide entzückt. Er sieht und ehrt eine Hand, die alles leitet, wo

andere eine schauen und schelten, die alles verwirrt. —s.

Eine schädliche Gewohnheit der hiesigen Landleute.

Die hiesigen Landleute, sowohl auf der Geest, als auch in der Marsch haben, wie ich häufig bemerkt habe, die Gewohnheit ihre Schweine auf die grüne Saat zu treiben, und sie dadurch zu ernähren. In der Marsch geschieht es nur beim Frost, auf der Geest hingegen sowohl im Winter, als auch im späten Herbst, mitunter auch spät ins Frühjahr hinein. Dieß ist aber eine böse und gar nicht vortheilhafte Gewohnheit. Denn, ob man gleich, um das Wühlen zu verhindern, den Schweinen Ringe in die Nase legt, so thun sie doch außerordentlich viel Schaden, theils durch das Abfressen der Saat, theils durch das Zertreten derselben.

Durch das Abfressen verderben sie die Kornpflanze insofern, als die abgebissene und verwundete Pflanze immer mehr vom Frost leidet, als die nicht abgebissene und unverwundete Pflanze. Eine solche wird nun entweder vom Frost ganz zu Grunde gerichtet, oder wird doch wenigstens in der Folge nicht die Ähre tragen, welche sie getragen haben würde. Hat man ferner auf die Art des Fressens bey den Schweinen Acht gegeben, so wird man leicht einsehen, daß sehr viele Pflanzen von ihnen ausgerissen werden müssen. Und wer kann drittens den Schweinen vorschreiben, wie weit sie die Pflanze abfressen sollen? Ist aber einmal der Stengel, worin die Keime zu dem künftigen Halm schon jetzt verborgen liegen, abge-

abgefressen, so ist es unmöglich, daß sie einen Halm treiben und eine Ahre tragen kann.

Daß die Schweine durch das Zertreten der Saat sehr vielen Schaden thun, wird jeder leicht finden können, wenn er sich nur die Mühe geben will, auf solchem Lande, wo die Schweine gegangen sind, zuzusehen. Mit ihren spitzigen Füßen treten sie, welches vorzüglich bey dem sandigen Boden auf der Geest der Fall ist, die Pflanzen in die Erde, daß sie nicht wieder empor kommen können, zerquetschen auch viele von ihnen.

Wenn sich die Landleute auch nicht durch die oben angeführten Gründe von dem Schaden überzeugen könnten, den die Schweine auf der Saat anrichten, so würden sie sich doch dadurch überzeugen können, wenn sie zwey Roggenkämpfe von gleicher Größe, Güte und Einsaat nehmen wollten, auf den einen die Schweine treiben, auf den andern nicht. Bey der Erndte würden sie gewiß über den Nachtheil erstaunen, den ihnen die Schweine gebracht hätten. Ließen sie die Schweine, sowohl im Herbst als auch im Winter und Frühjahr ganz von der Saat weg, so würden sie dieselben mit der Frucht, die sie dann mehr ärnten würden, beynahе mästen können, da sie jetzt weiter keinen Vortheil davon haben, als daß die Schweine ein Paar Futter verlaufen, und das Haus durch ihr ungestümes Fodern nicht beunruhigen.

In einigen Gegenden von Niedersachsen hat man auch die Gewohnheit, im Frühjahr die Schaafse auf der Saat zu treiben, und man ist hierzu oft gewisser-

maßen gezwungen. Einmal um die Schaafse bey eintretendem Mangel des Futters ernähren zu können, bis die Waiden Futter genug für sie liefern. Zweitens, um ihnen dadurch eine Arznei gegen das Faulwerden zu verschaffen, und drittens, um zu verhüten, daß die Saat in dem fetten Boden nicht zu geil wachse. Diese letzte Absicht wird nun durch die Schaafse vollkommen erreicht, und ist zugleich ein Beweis, daß die Schweine auf dem magern Geestlande um so mehr Schaden verursachen müssen, da der Boden hier nicht Treibkraft genug hat, um zu bewirken, daß die Pflanze sich desto leichter von ihrer Wunde erhole.

So vielen Schaden nun die Schweine an der Saat verursachen, so verursachen die Gänse, die man auch wohl dahin treibt, doch noch größeren. Diese sägen mit ihrem Schnabel die Pflanze ab, und verwunden sie dadurch noch mehr, als die Schweine. Überdem weiß man auch, daß eine Pflanze, die von einer Gans abgefressen ist, sich entweder gar nicht wieder, oder doch sehr schwer erholet, wozu noch kommt, daß der überaus stark fressende Roth der Gänse die Pflanze, auf welche er fällt, nothwendig verderben muß.

Es sollte mir lieb seyn, wenn ich die hiesigen Landleute auf den Nachtheil, den die Schweine der Saat bringen, hierdurch aufmerksam machen könnte, und so etwas dazu beigetragen hätte, diese üble Gewohnheit, die vorzüglich auf der Geest nachtheilig wird, abzuschaffen.

S—1.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Unterredung *) zwischen Peter Sinnicht und Johann Denker.

Peter Sinnicht (indem er in Johann Denkers Küche tritt). Guten Abend! Nachbar! — Was lest ihr denn da? Das Wochenblatt?

Johann Denker. Das las ich so eben. Jetzt bin ich am Volksfreund.

P. S. Das Ding halt ich auch; war neugierig, was für Dönnchen wol darin stünden. Aber ich lobe mir das Wochenblatt. Der Volksfreund gefällt mir nicht.

J. D. Das Wochenblatt ist uns Landleuten freylich sehr nützlich und für unsern Erwerbstand durchaus nothwendig. Wo etwas zu verkaufen und zu vermieten ist, wobey man einen erlaubten Profit machen kann, was unsre liebe Obrigkeit will, wenn Veränderungen mit unsern Vorgesetzten vorgehen, das erfahren wir durch das Wochenblatt.

Aber es enthält doch nichts, was lehrreich für uns wäre, oder dienen könnte uns zu besseren und glücklichern Menschen zu machen. Das thut doch der Volksfreund, und darum sollt er Euch billig gefallen, und gern von Euch gelesen werden.

P. S. Lesen? Ey was! zum Lesen hab' ich nicht Zeit — Wenn ich arbeite hab' ich mein Brod und was ich sonst bedarf. Großes Geld und Gut verlang' ich nicht — und ein Schelm, der mir was Böses nachsagt. Was ich war, eh ich den Volksfreund las, bin ich noch nicht besser, nicht schlechter, nicht reicher, nicht ärmer. Was hilft mir das Lesen? Könnten's nur lassen, die das Ding machen. —

J. D. Das wünschen doch wol nicht viele mit Euch. Ich glaub' auch nicht, das Ihr gehörig bedacht habt, was Ihr
B b sagt.

*) Dieses Gespräch hat Johann Denker, so gut er sich dessen nachher hat wieder besinnen können, aufgeschrieben, und den Herausgebern des Volksfreundes mit Peter Sinnichts Bewilligung mitgetheilt. Wir haben uns nur wenige Abänderungen, in Rücksicht der Sprache, erlaubt, und danken dem braven Johann Denker für die Mittheilung desselben von Herzen.

sagt. Laßt einmal sehen ob's Etich hält, was Ihr vorbrachtet. Zum Lesen, sagt Ihr, habt Ihr nicht Zeit?

P. S. Nein! wenn man sein Werk fleißig treiben und ehrlich durch die Welt will, gewiß nicht.

J. D. Das scheint nur. An den Werkeltagen haben wir Landleute gewiß alle Hände voll, und des Abends, müde von den Geschäften des Tages, bedürfen wir der frühen Ruhe. — Da haben wir zum Lesen nicht Zeit. Aber des Sonntags Nachbar Peter! was macht Ihr da?

P. S. Da dien' ich meinem Gott, und geh zur Kirche, um meine Andacht zu haben.

J. D. Das wäre des Vormittags. — Aber des Nachmittags?

P. S. Je nun! nicht immer einerley. Da befeh ich wol meine Aussaat —

J. D. Das lob' ich. Da werdet Ihr Gott danken, wenn Ihr den Seegen auf Euren Feldern seht, und umher schau'n, ob irgendwo Verbesserungen nöthig sind, um darnach Eure Maasregeln zu nehmen, die Ihr am Werkeltag ausführt. Aber das geschieht doch nicht immer — denn im Winter ist's eben nicht nöthig, und wenn's schlecht Wetter ist, bleibt Ihr zu Hause — nimmt auch nicht den den ganzen Tag ein. Was thut Ihr die übrige Zeit?

P. S. Mancherley. Bald geh ich ins Wirthshaus, bald —

J. D. Halt! nicht zu viel auf Einmal! Ins Wirthshaus also? Je! was macht Ihr denn da?

P. S. Was andre Leute dort machen, und Ihr eben so gut wißt, als ich, obwol Ihr dem Wirthshaus eben nicht grün seyd.

J. D. Das sagt mir nicht zum Vorwurf! Ich bin kein Feind des Vergnügens; aber, so wie's gewöhnlich im Wirthshaus hergeht, bin ich ihm mit Recht nicht gut. Man könnte im Wirthshaus zusammen kommen, um sich über Nahrungsstand und Verkehr zu besprechen, oder bey unschuldigem Scherz zu vergnügen. Aber in der Absicht gehen die wenigsten hin. Daher findet Ihr selten etwas anders dort, als Trinkelage und Spielgesellschaften. Beym Trunk wird selten Maß gehalten. Dann hört man nur schamlose unzüchtige Reden, vor welchen jeder Rechtschaffene erröthen muß, und Neckereyen, die bald Streit und Schläge erregen. Beym Spiel hat jeder die Absicht zu gewinnen. Verliert er, so geht er mißvergnügt und mürrisch und mit der Empfindung eine Untreue gegen Weib und Kind, wenn er solche hat, begangen zu haben, nach Hause; gewinnt er, so hat er scheele Gesichter von denen, welche verloren, und Gewissensbisse, daß durch sein Spielglück andre gelitten haben. Solcher Gewinn bringt keinen Seegen ins Haus, und schmeckt wie Galle und Wermuth. Darfür soltet Ihr was Bessers thun Nachbar!

P. S. Wie Ihr auch reden könnt! Man will sich doch vergnügen, wenn man die Woche hindurch gequält hat.

J. D. Vergnügen? — Seyd Ihr wol schon herzlich froh aus dem Wirthshaus zurück

zurück gekehrt, wenn Ihr gespielt oder gezecht hattet? — Ihr schweigt? — Da sagt Euch Euer Gewissen wol, daß dieses der Fall nicht war. Mich dünkt, da müßt Ihr mehr mürrisch als heiter, mehr mißvergnügt, als froh und zufrieden seyn.

P. S. Kommt's mir doch vor, als ob's wahr wäre. Mein! das muß wahr seyn Nachbar! Ihr seyd ein gescheuter Mann und ich weiß es Euch Dank, daß ihr mir die Augen aufthutet. Nun geh ich nicht alle Sonntage mehr ins Wirthshaus, und wenn ich hingeh, so such ich ein kluges Gespräch, nicht das Spiel und trinke nicht über's Maß.

J. D. Daran thut Ihr wohl. Ihr seyd eine gute Haut; nur oft etwas zu unbedachtfam.

P. S. Aber womit soll man des Sonntags Nachmittag denn hinbringen. Singen und Beten kann man doch nicht immer. Oder soll man arbeiten, wie Gerd Ämsig, oder sich auf's Ohr legen, als Nachbar Träge?

J. D. Da fragt Ihr viel auf Einmal und irest doch den rechten Fleck nicht. Singen und Beten kann man nicht immer, das ist wahr; auch thut's nicht Noth, um den Sonntag Gott wohlgefällig hinzubringen. Das Geplär der Lippen hilft zu nichts, wenn Euer Herz nicht gut ist, wenn Ihr nicht treu seyd in Eurem Beruf, nicht gern das Beste Eurer Mitmenschen sucht und Euch redlich bemüht, immer mehr Eure Untugenden abzulegen. — Gerd Ämsig handelt Unrecht

gegen Leib und Seele. Der Körper des Menschen verlangt Ruhe und Erholung. Wenn man sechs Tage gearbeitet hat, so mag man den siebenten wohl feyern. Darum, und daß wir unsern Geist sollten mit allerley nützlicher Lehre bereichern, hat ihn auch Gott geheiligt und zur Andacht und stillen Feyer bestimmt. Sechs Tage gehören dem zeitlichen Gut, der siebente gehört dem ewigen zu. Und das ist wenig genug, wenn wir bedenken, wie hoch das Zeitliche über dem Ewigen erhaben ist. Ruhem das ist, frey seyn von anstrengenden körperlichen Arbeiten, soll man am Sonntage; nicht schlafen, wie Nachbar Träge. Das viele Schlafen macht Geist und Leib träge, und stärkt nur böse Begierden. Anstrengende Arbeit zieht den Geist von der Betrachtung des Guten und Nützlichen ab. Wohnt mit herzlicher Andacht der öffentlichen Gottesverehrung bey, oder — wenn Ihr das nicht könnt — so erbauet Euch selbst, thut Liebeswerke, freut Euch in der Gesellschaft eines redlichen Freundes an schuldlosem Scherz und nützlichem Gespräch, leset ein lehrreiches Buch — und da könnt Ihr auch den Volksfreund nehmen — das ist die wahre Sonntagsfeier. Und gewiß könntet Ihr, wosfern ihr nur wolltet, sonst noch manche Stunde zum Lesen erübrigen: so beschäftigt ist der Landmann nicht immer, daß ihm nicht etwas Zeit übrig blieben, von seinen Geschäften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Den



Dem Menschen und dem Viehe hilft der Herr.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier König, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu beirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brodt vor. — Eset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten mögte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bey uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwey Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz: und gleichwol will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach etwiger Überlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Toch-

ter? — Ja! — Nun wohl! befa Sohn soll deine Tochter heyrathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heyraths gute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. Wie würde denn die Sache in eurem Lande angefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beyde Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besiß genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwunderung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Sieht es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherley Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

Pulver wider die Drosen der Pferde.

Es ist ein sicheres Mittel, wenn man von diesem Recepte im Frühjahre und im Herbst jedesmal 5 bis 6 Tage nach einander früh auf das erste Futter, für jedes Pferd, so viel als man mit 3 Fingern fassen kann, schüttet: Sal tartari 10 Loth, Antim. crudum 10 Loth, Wacholderbeeren 2 Loth, Foenum graecum 4 Loth m. f. pulv. Dieß alles wird zerstoßen, und zu einem Pulver wohl untereinander gemischt. Man muß darnach sehen, daß das Pferd das Pulver nicht aus der Krippe blase. Anstatt es naß zu machen, ist es sicherer und besser, daß man gebackte Disteln oder anderes Grünes darauf streue.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Unterredung eines Weltweisen*) mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bey allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, daß er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherley Art hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen? — Wenn aber Gott die Götzen auszrottete, erwiederte jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja! versetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloß Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer,

Luft, u. d. g. an. Soll der Schöpfer um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide stiehlt und es einsäet; soll das Getreide nicht aufschließen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Benwohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läßt der von ihm selbst so wohlgeordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie mißbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefodert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdkloß da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. — Und die Seele? ohne das Fleisch würde sie sich

E c

*) Ein Weltweiser ist ein solcher, der alles aus eigener Vernunft, nicht aus Offenbarung wissen will.



sich eben so wenig mit der Sünde besleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, so bald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beiden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indessen ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in seinem Obstgarten zwey Sklaven, davon der eine lahm und der andre blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dieß thaten sie und bestahlen ihren Wohlthäter, der sie, als unbrauchbare Knechte, bloß aus Mitleiden ernährte. Er kam und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen, die Früchte zu sehen, der Andere sein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Hausherr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie in der Lage ab, in welcher sie gesündigt hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

Wie in Holland Leinwand und Garn gebleicht werden.

Zuerst wird das Linnen 8 Tage lang in einer schwachen Lauge von Weidenasche, die so dünne und schwach ist, daß man

ihre Schärfe kaum schmecken kann, eingeweicht. Nachher spühlet man die Leinwand wohl ab, windet sie aus, und leget sie in saure Milch, in welcher sie wieder etliche Tage liegen bleibt, dann wird sie nochmals abgespühlet, und an den Ort der Bleithe gebracht. Hierauf wird sie nun mit $\frac{1}{2}$ Schuh hohen Stäben unterflüßt, damit sie beständig schwebend hänge, und die Luft sie also oben und unten, und von allen Seiten bestreichen kann. In dieser Lage bleibet sie 8 und mehrere Tage und Nächte, ohne anders als von der Natur mit Thau und Regen benetzt und von der Luft ausgewittert zu werden. Die Behandlung wird nach allen ihren Theilen drey bis viermal wiederholt; alsdann hat die Leinwand die verlangte Weiße.

Das Garn hingegen läßt man in Pottasche lange kochen und mit Seife auswaschen. Hierauf breitet man es auf Weiden auf die Erde aus. So oft es die Sonne ausgetrocknet hat, wird es mit Wasser begossen. Alles Vorhergehende wird auch noch mehrmals wiederholt.

Erbfen zwischen Kartoffeln zu saen.

Ein Hannoverischer Landwirth machte vor einigen Jahren zuerst auf diese Methode aufmerksam, seinen Acker doppelt zu benutzen. Ein anderer widersprach ihm zwar, (und das ist gut; denn durch Widerspruch muß die Wahrheit herausgebracht werden:) aber ein Landwirth aus Celle bestätigte die

Versuche des Erstern durch seine eigene Erfahrung. Von diesem ist folgender Aufsatz, der im Hannoverschen Magazin stand; aber weiter bekannt gemacht zu werden verdient. Der Vortheil für die Wirthschaft müste denn doch nicht ganz unbeträchtlich seyn, wenn man auf eben dem Acker erstlich die Kartoffeln, wemns auch nur eben so viel wären, als man sonst zu bekommen pflegt, und dann noch zur Zugabe die Erbsen gewönne. Da die Erbsen bekanntlich in Rücksicht auf den Boden, den sie haben wollen, sehr eckel sind, und oft dicht neben einander, auf einem Stück gut und auf dem andern schlecht werden: so gäbe die Methode Gelegenheit, desto mehr Stücke Acker auszuprobiren, ob sie zu diesem Bau geschickt oder ungeschickt sind. Jetzt ist gerade noch die Jahreszeit dazu; weil die Kartoffelpflanzung eben erst angeht. Denn, daß die Erbsen in eine Öffnung mit den Kartoffeln geworfen werden, ist wol sehr unwesentlich bey der Sache, und vielleicht bloße Bequemlichkeit. Es scheint sogar natürlicher und besser, daß jene in die Zwischenräume dieser gepflanzt werden."

"Ich pflanzete im Frühjahr 1788 in sehr sandiges, das Jahr vorher anderthalb Fuß tief gegrabenes und gedüngtes Land, zwey Scheffel Kartoffeln, und wurde mit jedem Scheffel Kartoffeln die Hälfte des Landes bepflanzt. Zwischen den einen Scheffel Kartoffeln pflanzte ich anderthalb Fuß hohe Zuckererbsen, dergestalt, daß in jedes Loch zu den Kartoffeln drey oder vier Erbsen geworfen wurden. Sie

wuchsen mit den Kartoffeln herrlich hervor, blühten und trugen sehr voll, und wie sie reif waren und ausgedroschen wurden, erhielt ich eine ergiebige Erndte trockner Erbsen davon. Daß aber die Erbsen den Kartoffeln an ihrem Wachsthum nichts geschadet hatten, zeigte sich bey dem Aufgraben derselben; denn es waren unter denjenigen, wozwischen die Erbsen gestanden hatten, ein halber Scheffel Kartoffeln mehr befindlich, als unter denen, wozwischen keine Erbsen gestanden hatten.

Meine übrige Pflanzung von Erbsen, die nahe dabey standen, wurden noch überdies ziemlich stark von den Sperlingen besucht: diejenigen aber, die zwischen den Kartoffeln standen, blieben gänzlich mit dieser Verwüstung verschont.

Ich habe diese Pflanzart voriges Jahr verschiedenen hiesigen Freunden, die Kartoffeln auf das Feld pflanzen, angerathen, und sie hat ihnen sehr gefallen; so daß sie dieß Jahr größere Versuche damit anstellen wollen; und da ich selbst ein Stück Kartoffeln ins Feld pflanze, so will ich auch zugleich einen Versuch im Großen damit machen. Mit meinen übrigen Sorten Erbsen, die drey bis vier Fuß hoch werden, hab' ich es auch versucht; ich habe aber auf einem sandigen trocknen Boden die anderthalb Fuß hohen Zuckererbsen zu dieser Pflanzart am zuträglichsten gefunden. Für diejenigen, die ihre Kartoffeln in einen niedrigen und schweren Boden pflanzen, halt' ich die mittelmäßig hohen Erbsen zu dieser Pflanzart am besten.

Der

Der wahre Edelknabe.

Friedrich der Zweyte, König in Preußen, konnte einmal nicht einschlafen. Da fiel ihm ein, sich von demjenigen, der die Nachtwache im Vorzimmer hatte ein Buch zum Lesen reichen zu lassen. Er klingelte; Niemand erschien. Er klingelte zum zweytenmal; und da sich noch Niemand sehen ließ, stand der König auf, kleidete sich an und gieng ins Vorzimmer. Hier fand er zu seiner Verwunderung einen jungen Edelknaben schlafend an einem Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief, den er an seine Mutter zu schreiben angefangen hatte. Der König nahm den Brief und las darin die Worte: „dies ist nun schon die dritte Nacht, da ich für andere, die mirs bezahlen müssen, die Wache beym Könige habe. Beynabe kann ichs nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbey übersende.“ Gerührt durch diesen edlen Beweis kindlicher Liebe ließ der König ihn ruhig schlafen, gieng leise in sein Zimmer, holte zwen Rollen Friedrichs'or, steckte sie dem Schlafenden behutsam in die Taschen, kehrte dann wieder in sein Bett zurück und schlief ein. Wie erschrak der Edelknabe, als er bey dem Erwachen in seine schweren Taschen fühlte, und merckte, was vorgegangen war! Er eilte, sobald sichs thun ließ, zum König, fiel ihm zu Füßen, und bat, mit innigster Dankbarkeit für die ihm erzeigte Gnade, um Verzeihung seines Fehlers. Der gütige Monarch lobte seine kindliche

liebe und — ernannte ihn zum Officier. „Denn, setzte er hinzu, ein dankbarer Sohn gegen seine Mutter wird auch ein braver Soldat für seinen König seyn.“

Die belohnte Barmherzigkeit.

Kaiser **Joseph der Zweyte** kam einst in die Wohnung eines armen Officiers, der viele Kinder hatte. „Wie stark ist Ihre Familie?“ fragte **Joseph**.

Off. Ich habe zehn Kinder.

Jos. Aber ich zähle hier doch deren elfe!

Off. Das eine ist ein Findelkind. Es lag vor meiner Thür; ich nahm es zu mir, und denke es mit meinen Kindern groß zu machen.

Jos. Wie konnten Sie sich dazu entschließen?

Off. Es war mir nicht möglich, den unschuldigen Wurm hilflos liegen zu lassen. Wo zehn essen, dachte ich, da kann sich auch das elfte noch wol satt essen.

„Umgekehrt, erwiederte der gute Kaiser, wo das elfte ist, da sollen auch die übrigen zehn zu essen haben“ und setzte darauf dem edel denkenden Manne nicht allein für dieses fremde Kind, sondern auch für seine eigenen ein ansehnliches jährliches Gnadengeld aus.

So belohnte Gott die Barmherzigkeit des Mannes, und so wurde dieser Findling durch die Lenkung der Vorsehung der Ernährer von zehn andern Kindern.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Die wichtigsten Grundsätze der Gesundheitslehre.

Welch ein schätzbares Gut die Gesundheit, Stärke und Munterkeit ist, weiß ein jeder aus eigener Erfahrung. Auch bey der kleinsten Unbehaglichkeit, wird schon die Heiterkeit des Geistes, das körperliche Wohlbehagen geschwächt. Jede Blume, der Freude welkt dann im Hauche des Unmuths, der von unsern Lippen weht und jeder uns sonst so süße Genuß des Lebens wird uns verbittert. Selbst in der Freundschaft heiligen Becher, so süß er in den Tagen des Wohlbefindens ist, trauert die Krankheit uns Vermuth und jedes Rad der körperlichen Maschine, jede Thätigkeit des Geistes wird gehemmt, geschwächt und unregelmäßig gemacht.

Aber auch für andere, die ein näheres Band an uns schließt, ist unser gesunder Zustand nicht minder wichtig. An statt daß wir zu ihrem Vergnügen etwas beitragen können, so bedürfen wir nur mehr Pflege, Wartung und Aufwand, und werden durch unsere Empfindlichkeit und üble Laune

unsern Angehörigen und Freunden eine Quelle des Mißvergnügens.

Die Luft ist, wenn wir gesund bleiben wollen, einer der vorzüglichsten Gegenstände, worauf wir unser Augenmerk zu richten haben. Sie ist zur Fortdauer unsers Lebens unentbehrlich; sie befördert den Umlauf des Bluts, stärkt und erfrischt, wenn sie rein ist, den ganzen Körper. Man vermeide jede schädliche Luft oder suche sie zu verbessern. Im Freyen sind wir wenig oder gar nicht im Stande dieses zu thun: Gewitter und andere Lusterscheinungen vermögen das nur. Allein in unsern Zimmern haben wir mehr Gewalt über sie. Man öffne in dieser Rücksicht täglich zu jeder Jahreszeit sowohl die Wohn-, als Schlafzimmer. Man wähle hiezu die Zeit des Tages, wenn die Luft weder mit schädlichen Dünsten beladen, noch die Gegend umher von dichten Nebel umzogen ist. Der reinen, frischen und heitern Luft kann man nicht zu viel in die Zimmer lassen.

D d

Die



Die Fenster sehr lange offen zu behalten, ist nicht nöthig, zumal wenn man dabei die Thüren auf und zu bewegt. Im Sommer bey heißen Tagen öfne man die Fenster früh und Abends, und auch im Winter versäume man dieses nicht, weil die Stubenluft durch die Wärme verdünnet und mit vielen fremden Theilen vermischet wird. Wenn die Luft feucht und kalt ist, so wird dadurch die Ausdünstung zurück gehalten, und der Körper zieht noch mehr Feuchtigkeit in sich. In diesem Fall müssen wir uns nur nicht zu leicht kleiden, und unsre Wohnung mit Räucherwerk durchräuchern. Ist die Luft feucht und warm, so erschlaft sie den Körper und macht ihn zur Fäulnis geneigt. Am besten verwahrt man sich gegen dieselbe dadurch, daß man Schießpulver anzündet, oder Essig auf glühendem Eisen verdampfen läßt. Die heiße und trockne Luft erschweret das Athmen, macht Beängstigung und löset das Blut auf. Man verbessert sie, indem man das Zimmer mit frischem Wasser neßt, oder an verschiedenen Stellen Gefäße mit frischem Wasser aufstellt. Vorzüglich wird die Luft in Zimmern, worin verschiedene Personen beisammen wohnen, leicht verderbt. Man muß daher so oft als möglich frische Luft hineinlassen und durch Räuchern zu helfen suchen. — Grüne Gewächse und Blumen vor den Fenstern saugen die Dünste in sich, und hauchen sie balsamisch und verarbeitet wieder zurück. Sie sind daher, so fern sie nicht zu stark riechen, und das Blut zu sehr nach dem Kopfe treiben, der Gesundheit

wegen sehr zu empfehlen. — Es ist gut sich frühzeitig zur Ertragung der Zugluft zu gewöhnen; wer aber einmal verjätelt ist, und sich ohne Schaden ihr nicht aussetzen kann, der suche sie zu vermeiden. Besonders thue man dies, wenn man erhitet ist, denn alsdann wird sie dadurch, daß die Ausdünstung zu schnell unterdrückt wird, fast immer schädlich. Verwahrungsmittel gegen die Schädlichkeit der verdorbenen äußern Luft sind Weinessig und das Kauen der Wacholderbeeren.

Wärme und Kälte, daß man sich in übermäßiger Wärme nicht wohl befindet, weiß jeder aus Erfahrung. Sie macht den Körper weichlich, macht schlaff, erhitet das Blut zu sehr, und vertrocknet die zum gehörigen Umlauf desselben erforderliche Feuchtigkeit. Daher kommt es, daß Menschen unter einem heißen Himmel, den Bewohnern kälterer und gemäßigter Gegenden, sowohl an Maß und Ausdauern der Kräfte als auch an Lebensdauer weit nachstehen. Wie schädlich also, sich zu großer Wärme auszusetzen, Pelzwerk zu gebrauchen, des Tages in heißen Stuben zu sitzen, und sich des Nachts in weichen Federbetten zu vergraben. — Sind wir nun nicht verjätelt, so können wir die Abwechslungen des Wetters und der Jahreszeiten recht gut vertragen, und uns auch im Winter der stärkenden Kälte aussetzen; und so fern wir nur unsern Körper in gehöriger Thätigkeit erhalten, so wird sie uns gar nicht schädlich seyn. Sowohl äußere Bewegung, als starke Speisen, die wir

un

unserm Körper zu verarbeiten geben, befordern diese Thätigkeit. — Doch wie jede schnelle Veränderung nachtheilige Folgen hat, so auch der schnelle Wechsel der Wärme und Kälte. Dadurch wird die Ausdünstung plötzlich gehemmt, und ein Heer von Krankheiten herbeigeführt. Man gehe daher in heißen Tagen, nach vorhergegangener starker Bewegung nicht in Keller und Gewölben, mache sich nach Erhitzung nicht bloß, und setze sich, erhist, weder auf einen feuchten Boden, noch auf einen kalten Stein.

Reinlichkeit ist das Haupterforderniß nicht nur des Wohlstandes, sondern auch der Gesundheit. Sie erstreckt sich auf alles, was den menschlichen Körper angeht, auf Zubereitung und Genuß der Speisen und des Getränks, auf Kleidung, Wohnung, Hausgeräth und alle leibliche Bedürfnisse. Man reinige den Leib sehr oft mit frischem und reinem Wasser, vorzüglich während des Sommers: dadurch wird die so nachtheilige Verstopfung der Schweißlöcher durch die Ausdünstung abgewehrt; die Luft wird nicht verhindert durch offen erhaltene Kanäle, Kräfte und Nahrungsmittel zuzuführen; der Ausfluß der unnützen Feuchtigkeiten wird nicht gehemmt und die Nerven, Sehnen erhalten Spannung und Stärke. — Gesicht, Hals, Nacken und Hände wasche man täglich, denn diese Theile sind am meisten der Luft ausgesetzt. Den ganzen Kopf reinige man, wo nicht täglich, doch oft. Er dünstet sehr aus, und der Puder, oder anderer Staub, verschließt die Schweißlöcher, die nicht zu oft wieder

geöffnet werden können. Nie vergesse man den Mund früh Morgens nach Lische und Abends mit frischem Wasser auszuspülen. Sonst faulen d'z in den Zähnen zurückgebliebenen Speisetheilchen, verpesten den Athem und schaden den Zähnen. Auch wird der Schleim dadurch von den Geschmackswarzen der Zunge weggeführt, dessen Anhäufung uns die Unnehmlichkeit der Nahrungsmittel nicht empfinden läßt. Auch die Füße wasche man häufig, besonders an warmen Tagen. Man wähle dazu lauwarmes Wasser; denn ist es zu warm, so treibt es das Geblüt aufwärts und verursacht Kopfschmerz.

Kleidung. So wohl Stoff, als Art der Kleider muß sich nach Jahreszeit und Witterung richten. Im Frühling, Herbst und Winter sind wollene Kleider am besten, im Sommer pflegt man leichtere zu wählen. Nur muß man im Gebrauch der letztern sehr behutsam seyn, und sie weder zu früh anlegen, noch zu spät mit wärmeren vertauschen. Auch Morgenkühle und Abendluft verträgt man nicht gut darin. Im Winter suche man sich zwar durch gute Kleidung zu verwahren, daß die natürliche Wärme des Körpers, und die unmerkliche Ausdünstung erhalten werde; aber man hüte sich auch, diese durch zu warme Bedeckung zu vermehren. Pelze sind der Jugend gar nicht anzurathen, und doppelt schädlich sind sie, wenn sich Spuren einer Hauptkrankheit zeigen. Nie müsse die Kleidung einen Theil des Körpers pressen, wenn der Blutumlauf und überhaupt die Wirkung

fung

fung nicht gestört werden soll. Man binde daher weder Strumpfband, noch Halstuch zu fest. Welche Schaden die mit Recht verschrieenen Schnürbrüste stiften, ist erwiesen gnug. Enge Schuh verursachen Hüneraugen, (Glieddörner) und andere Ungemächlichkeiten mehr.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Ob Pathengeld (Gevattergeld) glücklich mache?

Dieser Aberglaube herrscht noch öfters unter Stadt- und Landleuten. Was wollen sie sagen, sprach neulich eine adeliche Dame zu mir; „ist nicht mein Sohn „auf seinen Gütern glücklich? Und wo „her? Weil er bey dem Ankauf derselben „das Pathengeld zu den Kaufgebern „gelegt hatte.

Ihr Sohn ist ein guter BIRTH, sonst würde ihm das Pathengeld nicht viel helfen. Ich will ihnen ein anderes Beyspiel erzählen. Ein Vater kaufte einmal mit dem Pathengelde seiner Kinder, viel Haber, weil er in wohlfeilem Preise war. Das Jahr darauf wurde er noch wohlfeiler. Ihm fielen zwey Pferde um, deshalb mußte er seinen Haber wieder mit großem Verlust verkaufen. Was hatte nun dabey das Pathengeld gethan?

Im Thüringischen war ein armer Vater, der bey seinem Tode seinem zwölfjährigen Sohn nichts, als ein wüste liegendes Stückchen Acker; aber nicht einen Heller Pathengeld hinterließ. Der Sohn hatte aus Armuth zu seiner Erhaltung Lehren gelesen, und das Korn ausgeklopft. Da fiel ihm ein: wenn du dein

Stückchen Acker umgrübest, und dein Bißchen Korn ein säetest; so würde er dir ja so wohl, als andern, etwas wieder geben.

Er sieng an zu graben, und kriegte bald Hilfe. Alle seine Spiel- und Schulkameraden halfen ihm mit Lust. Die Bauern lachten sie aus, und sprachen: grabt ihr man! Das beste fehlt: der Mist. Dieß irrte den Sohn ohne Pathengeld nicht. Er wußte sich zu helfen.

Gleich machte er sich ein Tragekörbchen von Weiden, die ihm nichts kosteten. Und nun gieng er auf allen Weiden herum, wo das Vieh geweidet hatte, und trug sich dort hin ger auf seinen Acker. Ja! er bat alle seine Kameraden, daß sie seinem Acker alle Tage dasjenige schenken mögten, was die Natur bey ihnen nicht länger leiden wollte. Es geschah nicht ohne Gelächter des ganzen Dorfs.

Indessen wurde sein Acker gedünget. Er säete, und ärtete reichlich; nicht durch Pathengeld; sondern durch seinen Fleiß, und anderer guter Leute Hilfe.

Ich habe über die Sache nachgedacht: woher doch wohl das Pathengeld solche Kraft bekommen könnte, die Leute glücklich zu machen. Von den Pathen wohl nicht; denn die meisten geben es ungern. Ich kann aber nichts anders finden, als daß es dem Kinde gleich nach der Taufe eingebunden wird. Wahrscheinlich wird ihm also wohl noch daher solche Kraft zugeschrieben, so wie man mit dem gebrauchten Taufwasser allerley Aberglauben getrieben hat.

Fälle kann es geben, daß ein Mensch bey einem Kauf, wozu er Pathengeld mit angelegt hat, glücklich gewesen ist. Woher weiß man denn aber, daß das Glück just von dem Pathengelde her rühre? Ich bin der Meynung nach Vernunft, Religion und Erfahrung: wer das Gekaufte mit oder ohne Pathengeld, nicht zu Rathe hält; wer Fleiß, Räßigkeit und Sparsamkeit aus den Augen setzt, der wird doch am Ende arm werden, wenn auch sein Pathengeld einige tausend Thaler betragen hätte.

Der Volksfreund

oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Acht und zwanzigstes Stück.

Die wichtigsten Grundsätze der Gesundheitslehre.

(Fortsetzung.)

Speise und Trank. Täglich verliert der menschliche Körper eine Menge seiner Bestandtheile. Diese müssen durch Speise und Trank ersetzt werden, wenn wir gesund und bey Kräften bleiben wollen. Beym Genusse hat man nun so wohl auf die Natur der Nahrungsmittel, als auf sich selbst zu sehen. Vorzüglich kommen Alter, Beschaffenheit des Körpers, Klima, Erziehung und Lebensart sehr in Anschlag. Was dem Erwachsenen wohl bekommt, ist oft dem Kinde schädlich, und die sitzende Lebensart verbietet manche Speisen, welche der angestrengten Bewegung sehr zu Statuten kommen. Doch ist die Macht der Gewöhnheit auch hier sehr groß. Man kann den Magen eben so gut verzärteln, als auch gewöhnen, daß er fast alles zu ertragen im Stande ist. Gut ist es, alles Eßbare genießen zu können. — Das vorzüglichste Gesundheitsmittel bey Speise und Trank ist Mäßigkeit. Man genieße nur so viel, daß der Leib genährt, gestärkt und die Gesundheit erhalten werde. Zu

vieles Trinken schwächt den zur Verdauung nöthigen Magensaft, und übermäßiger Genuß der Speisen dehnt den Magen sehr aus. Beides hindert die Verdauung und die Zubereitung guter Nahrungssäfte, die zur Gesundheit so nöthig sind. Ein starker Trinker ist wenig, und entzieht dadurch dem Körper die gehörige Nahrung. — Der Mäßige endet seine Mahlzeit, wenn er auch gleich der Nahrungsmittel noch mehr zu sich nehmen könnte. — Gut zwar ist es, so lange wir keine Beschwerden dabey empfinden, sich zu gewissen festgesetzten Zeiten, durch Speise und Trank zu stärken: am besten aber wäre es, sich hierin keinem Gesetze zu unterwerfen, sondern zu essen und zu trinken, wann der Appetit uns reizt. Freylich müßte man dieses von der Unsternheit zu unterscheiden wissen, welche die größte Feindin der Gesundheit ist. Nach heftiger Leidenschaft oder Bewegung sogleich Nahrungsmittel zu nehmen, ist äußerst schädlich. — Starke und vor-

E e

halten

haltende Speisen sind vor Personen von gutem Magen und bewegungsreicher Handthierung; sitzende Lebensart hingegen, die gewöhnlich die Wirkung der Verdauung schwächt, erfordert leichtere und weniger nahrhafte Lebensmittel. Doch ist es sehr rathsam, sich von Jugend auf auch an harte und derbe Speisen zu gewöhnen, und so fern man es nicht an gehöriger Bewegung fehlen läßt, so werden sie dem Körper sehr nützlich seyn — Eine Kost ist um so gesunder, je einfacher, natürlicher und ungekünstelter sie ist. Aufmerksamkeit auf sich selbst, und auf die Eigenschaften und Wirkungen der Nahrungsmittel, wird die besten Verhaltensregeln an die Hand geben. Am natürlichsten, einfachsten und zuträglichsten sind die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, so wie sie jede Jahreszeit uns liefert. Sie erfrischen, nähren, und geben reinere und gute Säfte. Zugleich verhindern sie auch, daß das Blut nicht in Fäulniß übergeht. Eben dieß gilt vom Genuße des guten und reifen Obstes, wenn man es mäßig isst. Kräftiger und nahrhafter, als die Speisen aus dem Pflanzenreiche, ist das Fleisch. Doch muß es, zumal im Sommer, nur in geringem Maße gegessen, und mit Pflanzen versezt werden, wenn man Vortheil davon haben will. Das Fleisch von Thieren, die in freyer Luft leben und Bewegung haben, ist gesunder, als von andern, die eingesperrt gewesen sind: Am wenigsten ist das Schweinefleisch der Gesundheit zuträglich. Kindern dient, bey der Schwäche ihrer Verdauungswerkzeuge,

der Genuß des Fleisches nicht sehr. Brod zu Fleisch und Zugemüse essen, ist sehr heilsam. Hausbacken Brod ist das beste und nährendste. Doch sey es wohl durchsäuert, durchknetet, ausgebacken und einige Tage alt. Häufiger Genuß des fetten Fleisches ist sehr schädlich, denn es hindert den Magen an der Verdauung, und bringt Schärfe ins Geblüt. Auch Butter und Öl, in zu reichem Maße genossen, schaden auf gleiche Art. Ausländische Gewürze sollte man, wo möglich, ganz vermeiden, oder doch sehr mäßig brauchen. Sie bringen Hitze und Schärfe in das Blut und spannen die Nerven auf eine unnatürliche Art. Ausschweifender Genuß des Zuckers und Salzes wird durch Schärfe und Verderbiß des Magens bestraft. Speisen, die sich nicht zusammen schicken, als Milch und Essig, muß man nicht zugleich genießen, und überhaupt nicht zu viel durch einander essen. Man esse nicht, bevor die Verdauung vorher genossener Speisen ganz vorüber ist, und komme dem Magen dadurch zu Hilfe, daß man die Nahrungsmittel gehörig kauenet. Dann nur vermischt sich der seifenartige Speichelsaft mit ihnen, welcher die Auflösung erleichtert. Speisen zu heiß oder zu kalt genießen, ist gleich schädlich. Jenes erschlaft den Magen, dieses schreckt das Geblüt und erregt Stocken im Umlauf. Beides, so wie nicht milder die schnelle Abwechslung der Kälte und Wärme, ist den Zähnen nachtheilig. Endlich esse man nicht kurz vor dem Schlafengehen, sondern eine geraume Zeit zuvor, wenn

wenn die Ruhe der Nacht süß und erquickend seyn soll. Wenn die Speisen verdauet werden sollen, so verlangen sie hinlängliche Feuchtigkeit. Man muß daher das Trinken nicht vergessen. Auch ohne Reiz trinke man und fast noch einmal so viel, als man isset, wenn es nicht an Zufluß von Säften fehlen, das Blut noch einmal so dick und zähe werden und das Übel der Verstopfung nicht eintreten soll. Allein, man trinke nicht in starken Zügen, und nicht sogleich nach einer starken Bewegung, oder, wenn man erhitzt ist, durch das erstere verschluckt man zu viel Luft, die der Lunge sehr leicht schaden kann. Trinkt man wenig und oft, so vermischen sich Speise und Getränk desto besser, und werden zu tauglichen Nahrungssäften geschickt. Gleich auf starke Bewegungen oder Erhitzungen zu trinken, zieht die ausgedehnten Gefäße zusammen, das Blut geräth in den Zellen der Lungen in Stockung, geht in Vereiterung über, und zieht die Schwindsucht nach sich. Hat man aber aus Unvorsichtigkeit gefehlt, so setze man unvorsichtlich die Bewegung bis zur starken Ausdünstung fort, oder man trinke warmen Thee, und lege sich ins Bett. Das reine frische, geschmacklose Quellwasser ist unter allen Getränkarten das gesundeste. Es löst die Speisen auf, führt die Salzhellchen aus dem Blute, zertheilt den Schleim und verdünnet das Blut und die Säfte. Außerdem kann man es zu aller Zeit und zu jeder Speise genießen, ohne Nachtheil zu besorgen. Liefert uns die Natur das Wasser nicht rein, so koche

man es mäßig ab, und fühle es nach gescheneher Absonderung in freyer Luft. Das Bier, wenn es den gehörigen Zusatz von Hopfen hat, und aus gut gedörtem Malze und reinem Wasser gebraut ist, und gut gegoren hat, ist ein gesunder Trank. Kinder aber verschone man ganz damit, oder geben ihnen nur wenig bey Tische. Ein guter reiner Wein belebt den Umlauf des Blutes, stärkt die Nerven und erheitert das Gemüth. Doch der öftere Genuß greift die Nerven zu stark an. Für junge Leute ist er schädlich. Geistige Getränke sind ein schleichendes Gift, sie erhitzen das Blut, trocknen den wässerigen Saft weg, und lassen Nerven schwäche und Geisteserschaffung zurück. Das Theetrinken ist in gesunden Tagen keinesweges zu billigen. Es erschlaßt den Magen, schwächt die Gefäße und mindert die Thätigkeit. Gesunder ist der Kaffee, zumal kurz nach der Mahlzeit, und wenn man etwas dazu ist. Die Beymischung der Cichorie macht ihn noch unschädlicher. Jungen Leuten und Kindern aber ist er nicht anzurathen, weil er das Blut zu sehr in Wallung bringt und zu stark auf die Nerven wirkt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Untrue schlägt seinen eigenen Herrn.

Was ist das, Vater! fragte Friße, was du da eben sagst: Untreue schlägt seinen eigenen Herrn?

Soll ich dir das noch erklären, du Ungetreuer? Ich dünkte, du wärst selbst das Exempel zu diesem Sprüchwort.

Vater! das verstehe ich nicht, erwiederte Friße?
So?

So? Das verstehst du nicht. Aber das verstehst du doch, wenn du den Kleinen da die Nüsse und Äpfel austauschen, und ihnen für gute schlechte, kleine und wurmstichige unterschieben kannst? Ist das nicht Untreue?

Oder wenn du deinem Lehrer, der dich unterrichtet, und zu allem guten anführet, allerlei Tölpel erweist? Ist das nicht Untreue?

Ach ja! lieber Vater, sprach Frize mit Thränen. Ich erkenne es, das ich Unrecht gethan habe. Will's nicht wieder thun. Sage mir nur, was das heiße: Untreue schlägt seinen eigenen Herrn.

Das will ich dir wohl sagen. Wenn du groß wirst, und so unredlich und ungetreu gegen andere handelst, besonders gegen deine Ältern, Lehrer und Vorgesetzten, denen du Gehorsam, Dank und Treue schuldig bist; so wird's dir eben so wieder ergehen, und du wirst durch deine eigene Untreue gestraft werden.

Ich will dir davon ein Paar merkwürdige Historien erzählen. Rufe die andern erst zusammen, damit sie es auch hören.

Es waren einmal ein Paar Ältern auf dem Lande, die hatten einen Sohn, der war nach Amerika gegangen. Sie hatten in zwölf Jahren nichts von ihm gehört; daher glaubten sie, er wäre schon lange gestorben.

Der Sohn kam zurück, und freute sich, seinen alten Ältern viel Geld mitbringen zu können. O du guter Sohn! wenn du nur gewußt hättest, was dir bevorstünde! Als er nahe an den Ort kam, begegnete ihm ein alter Bekannter. Dem gab er sich zu erkennen, und sagte: Ich will meinen Ältern eine rechte Freude machen. Jetzt will ich hingehen, mich aber noch nicht nennen. Morgen früh kommt doch nach, und fragt nach ihrem Sohn. Dann will ich mich zu erkennen geben. Er kam hin, bat um eine Herberge, gab ihnen einen Gulden, und zeigte daß er viel Geld bey sich hatte. Des Nachts kamen die beyden Ältern auf den abscheulichen Ges-

danken, den Fremden zu ermorden, und ihm sein Geld abzunehmen. Es geschah. Als nun des andern Morgens der Bekannte kam, und nach dem Fremden fragte, sagten die Leute: sie hätten keinen gesehen. Wie, sagte dieser, keinen gesehen? Das war ja euer eigener Sohn, der aus Amerika wieder gekommen ist. Da thaten sie einen lauten Schrey, und fielen in Ohnmacht. Aber nun war es zu spät. Ach! wie schlug da Untreue ihren eigenen Herrn!

Noch ein anderes Geschichtchen will ich euch zum Besten geben. Als die Römer vor Christi Geburt, unter dem Camillus, die Stadt der Faliscier, Faleris belagerten, so wollte sich das ein treuloser Schulmeister in der Stadt zu Nutze machen. Er hatte den größten Theil von den Kindern der Einwohner zum Unterricht. Da sagte er: Kommt, Kinder! wir wollen ein Bißchen vors Thor gehen, da sollt ihr recht schön spielen. Die Kinder giengen gerne mit hinaus. Und da führte er sie durch verschiedene Umwege gerade ins Lager der Feinde.

Hier, sprach er zum Camillus, überliefere ich dir die Stadt in den Händen. Wollen die Ältern ihre Kinder wieder haben, so werden sie sich wohl ergeben. Und nun versprach er sich große Belohnungen. Aber wie betrog er sich!

Nein! Verräther, antwortete der römische General. Wir kriegen nicht mit Kindern, sondern mit Männern. Doch du mußt auch deine Belohnung haben. Gleich ließ er ihn halbnackend ausziehen. Und nun bekamen die Kinder Ruthe und mußten den Treulosen bis in die Stadt zurück peitschen.

Da das die Einwohner sahen, ergaben sie sich von selbst an den rechtliebenden Römer. Verstehst du nun, Frize! was es heißt: Untreue schlägt seinen eigenen Herrn?

Der Volksfreund

111

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Neun und zwanzigstes Stück.

Die wichtigsten Grundsätze der Gesundheitslehre.

Beschluß.

Bewegung. Nichts ist zur Erhaltung der Gesundheit nöthiger, als Bewegung. Zu lange Ruhe erzeugt dickes Blut, stockende Säfte, Verstopfung der Eingeweide, Erschlaffung der Gefäße, Schwerefülligkeit der Glieder, Trägheit des Geistes, Mangel an Appetit, und Unverdaulichkeit. Die Bewegung hingegen belebt und stärkt, indem sie dem Blute Wärme und den Nerven Spannung ertheilt, durch die Ausdünstung die schädlichen Theile hinwegschafft, den Kreislauf des Bluts und die Verdauung befördert, und Heiterkeit über den Geist verbreitet. Sehr heilsam ist es, sich vor der Mahlzeit eine mäßige Bewegung zu machen, das Überflüssige aus dem Körper hinwegzuschaffen und die Eflust zu mehren. Nur ruhe sich der ermüdete Körper erst aus, ehe man sich zu Tische setzt, gleich nach der Mahlzeit bewege man sich nicht, zum wenigsten nicht stark; sonst wird der Magen in seinen Geschäften gestört, und

schädliche Säfte gehen ins Blut. Am zuträglichsten ist die Bewegung in freier heiterer Luft. Im Frühling, Herbst und Winter genieße man die wohlthätige Sonnenwärme; im Sommer aber bewege man sich früh und gegen Abend. Vorzüglich aber meide man bey einem nicht abgehärteten Körper Nebel, Regen, Abend- und Morgenkälte. Die Wahl der Orter, wo man sich Bewegung macht, ist nicht gleichgiltig. Man suche so viel, als möglich, einen trocknen von der Sonne beschienenen Platz dazu aus, und meide die sumpfigen und dampfigen Orter. Vorzüglich aber sind Berge und Anhöhen zu empfehlen, weil man hier nicht nur reine Luft athmet, sondern auch durch das Auf- und Absteigen mancherley Bewegung hat. Von den verschiedenen Arten des Bewegens wähle man diejenige, welche dem jedesmaligen Zustande des Körpers am angemessensten ist. Die natürlichste und gesundeste Bewegung ist das Gehen.

S f



Gehen. Will man laufen, so vermehre man seine Schritte nach und nach, und gehe hernach stufenweise zur Ruhe über. Was vom laufen gilt, findet auch beim Tanzen Statt. Mäßiges Tanzen heitert auf; ein langer anhaltender und starker Tanz setzt die Nerven und Blutgefäße in unnatürliche Bewegung, und verzehrt zu viel Kräfte. Die Englischen Tänze schaden durch ihre lange Dauer. Menuets sind weit zuträglicher. So bald man Ermatten oder kurzen Athem verspürt, so muß man auch hier allmählig zur Ruhe übergehen. Fahren und Reiten sind zwar angenehme und nützliche Bewegungen, aber nicht für jeden. Man hüte sich vor jeder Art des Krumsitzens, woraus Engbrüstigkeit, Hypochondrie und andere traurige Zufälle entstehen. Sitzt man aufrecht und grade, so athmet man freyer, Blut und Eingeweide bewegen sich leichter.

Wachen und Schlafen. Ein mäßiger Genuß des Schlafes ist zum Ersatz der verlorenen Kräfte, zur Stärkung zu neuer Arbeit unentbehrlich. Die beste, von der Natur selbst vorgeschriebene Zeit hiezu, ist die Nacht. Am Tage wirkt das Licht zu sehr auf unsere Augen und das Geräusch stört die Ruhe; die Stille der Nacht hingegen befördert und unterhält den Schlaf. Vor Mitternacht schlafen ist stärkender, als nach Mitternacht. So gleich nach dem Essen sich zur Ruhe zu begeben, ist nicht rathsam. Die Verdauung wird dadurch gestört, die Dünste steigen zu Kopfe, und unangenehme Träume beunruhigen den Geist.

Die Länge des Schlafes läßt sich nicht genau festsetzen. Sie richtet sich nach der Arbeit und nach der Abnahme der Kräfte, die man an sich verspürt. Ein gesunder Mensch erholt sich durch einen Schlaf von 5 — 6 Stunden genug. Im Winter schlafte man länger als im Sommer. — Hinter Vorhängen zu schlafen, ist ungesund, weil die während des Schlafes sich absondernden Ausdünstungen nicht wegziehen können. Federbetten sind bei gewissen Krankheiten schädlich, und veranlassen sie. Die Federn nehmen die vom Körper abgesonderten Ausdünstungen an, ohne daß wir sie reinigen können. Kissen mit Rosshaaren oder mit Moos gefüllt, und eine wollene mit Leinwand überzogene Matratze zum Zudecken sind daher weit zuträglicher, als Federn, kann man sich aber hiezu nicht entschließen, so lasse man seine Federbetten fleißig schützen, lüften und überziehen. Die gesündeste Lage im Schlaf ist die auf der Seite; den Kopf etwas höher und den Leib gleich ausgestreckt. Wem die Wahl eines Schlafzimmers frey steht, der wähle sich dazu ein geräumiges helles Zimmer. Die Alkofen taugen nicht zu Schlafstellen, weil man sie von den Ausdünstungen nicht gehörig reinigen noch mit frischer Luft versehen kann. Ueberhaupt aber sey ein Schlafzimmer weder zu heiß, noch zu feucht. — Um eines erquickenden Schlafes zu genießen, esse man des Abends nur wenige und leichte Speise, und warte die Vollendung der Verdauung ab. Außerdem verschaffe man dem Geiste Heiterkeit und suche alle Sorgen zu verbannen.

Nach beschäftige man sich kurz vor dem Niederlegen nicht mit Dingen, die Nachdenken und Anstrengen erfordern, sondern suche sich durch angenehme Ideen aufzuheitern, und durch Auf- und Niedergehen ein wenig zu ermüden.

B. G.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr practisches, und das Besondere an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Lill, seiner Klugheit wegen. — En! sieng der alte Witt an und schmunzelte; war ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gerne würde — —

Je nun, wenn Er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Lill, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Lill! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Lill: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter

Arithmeticus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Beit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt er ganz finster in sich hinein. — Wie meynt er nun wohl, Herr Lill, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tief sinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hun, dacht ich da bey mir selbst; — denn der Titel stand mir nicht an; — wie der Herr Beit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen; Das taugt nicht: Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfuy! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Lill? Hatt ich da Recht? —

En ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief nach ein anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink, der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Lill — wie meynt Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beynahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hun, dacht ich da wieder; das ist doch drolligt! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Beit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du

du

du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Weit. — Sieht Er, Herr Till? So hab ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ey was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schoos und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt

den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ey die alte lehre! Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein anderer gegangen; Das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verse oder Hausorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beyden Seiten umher wirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund

311

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt für den Städter und Landmann.

Dreuzigstes Stück.

Tobias Witt.

Beschluß.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills, der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabei nicht herauskommen; das sehe ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meynt Er denn wol, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist. Die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, daß unter Brüdern seine tausend Reichthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Hirsörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thor hinaus.

En, das wäre! Die hieß? —
— Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bey dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. — Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bey dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünf. — Er saß in schönen Umständen der Mann, aber wie gesagt! Die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel

G 9

viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — Ich hat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtnis verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Lomm: Der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihn dazu? —

Ey, ums Himmels willen! Die mögt ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stet's, Herr Lomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? — Ach viel Geld! sieng er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Lomm? — Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt ihm nun besser?

Ey, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Lomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beyden Redensarten mitten inne

wohnte; ich habe mir beyde gemerkt: und da sprech ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Lomm.

Nein, bey meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Lomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Lomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Das Gewissen.

Dem Rechtsschaffenen wird zwar bey seiner Tugend hienieden nicht immer Freude; es quält ihn manches Leiden, mancher Druck. Aber er hat bey jeder Freude eine Würze, die sie erhöht, bey jedem Leiden einen Balsam, der es lindert. — Diese Würze und dieser Balsam heißt Selbstzufriedenheit, oder ein gut Gewissen.

Wenn Zeugen für meine Unschuld aussagen, so spricht mich der Richter los; wenn dabey mein Gewissen nicht mitzeugt, so verdamme ich mich selbst. Ein gut Gewissen sagt jemand, ist besser als zwey Zeugen.

Wer ein gut Gewissen hat, ist ein Bach, der sanft fließt, und keine Wellen schlägt; ein Ruhender der sanft schläft, still auf einer Seite liegt und kein Deckbett reißt.

Wer

Wer froh in sich hinein schaut, kann auch froh in der Schöpfung um sich herum, und zu Gott aufschauen. Freude in der Natur ist das Probatum est eines guten Gewissens, und der Geist Gottes sein Diplom.

Um Frieden vom Nachbar zu haben, muß man einen guten Ruf, um Frieden mit sich zu behalten, ein gut Gewissen haben. Der Ruf steht zu viel in fremder, das gute Gewissen ganz in unserer Macht. Beym üblen Ruf fällt man in Menschen und beym bösen Gewissen in Gottes Hände.

Gefühl seines Werthes giebt Kraft, Gefühl seines Unwerthes raubt sie. Tugendhaft zu werden fodert — und tugendhaft seyn, giebt Muth.

Wer auf sein Gewissen weniger, als auf Lob und Schmeicheln pocht; glaubt fremden Menschen mehr, als seinem eigenen Auge; will hören, was er zum voraus viel besser wissen kann.

Das Gewissen ist ein heller Spiegel. Aber der Mensch giebt sich erst durch Selbsttäuschung Vorzüge die er nicht hat, bevor er darin schaut, was er ist — eitel, wie ein Frauenzimmer, das sich erst dann gerne im Spiegel anblickt, wenn es sich vorher Puz und Schminke gab.

Dem Guten ist's genug, wenn um das, was er ist, nur er weiß; dem Bösen, wenns nur sonst niemand erfährt. Der Bösewicht wird verwirrt, wenn man ihn auf einer bösen und eine stille mit sich zufriedene Seele, wenn man sie auf einer guten That erhascht. Beyde wollens der Linken nicht wissen lassen, was die Rechte thut.

Der Bösewicht der an keine Hölle glaubt, trägt doch eine in seinem Herzen. Er mag sie in der Betäubung, unter Geschäften und Vergnügen sehr leicht fühlen; aber nur ein widriger trostloser Zufall — so wie er darin unleidlich brennen.

Zur Speise ist innere Zufriedenheit das Salz, zum Weine das Zuckerbrodt. Indessen ist der ein Kind, der nur immer am Zuckerbrodt naschen, und nur der ein Mann, der's nicht so viel haben, als verdienen will. —

Man sagt: der Schlaf gleiche dem falschen Freunde, im Jammer verlassen uns beyde. Doch wenn dein schuldloses Herz dir nichts vorzuwerfen, und deine männliche Seele sich zu fassen weiß, so wird dich noch sanfter Schlaf erquickern, wenn dich auch Menschen verlassen. Unglück verschucht den falschen Freund; aber nur ein böses Gewissen und ängstlicher Jammer den Schlaf.

Der Böse kann nicht schlafen, wenn er nicht vorher Böses that, und nicht ruhig erquickend schlafen, wenn ers that. Wer im Dienste der Tugend steht, schläft sanft ein, und wacht heiter auf. Auf eine gemeinnützige Thätigkeit erfolgt Ruhe, die erquickt, und auf die Ruhe neufrohe Thätigkeit, zu der sie stärkt.

Wer einen herrschenden guten christlichen Sinn hat, der hat auf der Reise seinen Führer, bey der Arbeit seinen Gehilfen und im Schlafe seinen Wächter.

Das Gewissen ist der richtende Gott in dem Menschen. Wer, um der Anklage des Gewissens aus zu weichen, sich

ins

ins Gedränge der Gesellschaft mischt, nach rauschenden und betäubenden Vergnügungen jagt, der mögte gern sein Ohr vor Gottes Stimme bewahren, und eine Freystadt suchen, wo er vor den Forderungen der Vernunft sicher sey.

Wer ist größer — der Held, der nie vor einem andern floh, oder der Mann, der bey dem vollen unparteyischen Bewußtseyn nie vor sich selbst zurück wich?

Ein böses Gewissen ist Kläger, Richter und Henker in einer Person — giebt jedem Leiden unterm Monde einen Stachel, jeder Rose einen Dorn. Dem Bösewicht singt selbst die Nachtigall „du bist ein Mörder,“ — und die Lerche, „du hast geraubt.“

Man liest schöne Attestaten und Testimonien, die unsere Jugend von der Schule, und der Mann von seinem Amte mitbringt. Das schönste ist das Attestat des Gewissens. „Ey! du guter und getreuer Knecht!“

Was du einmal Böses gathan, das magst du wol auf eine Zeit; aber nicht auf immer vergessen. Wenn der Rausch vorüber ist, denkt man erst recht an den vorigen Tag. Noch am Ende des Lebens foltert manchen, was er bey dem Anfange des vernünftigen Lebens that. Das Gewissen hat ein göttliches Gedächtniß.

Es giebt im Menschen so gut etwas, das ja und nein, wie etwas, das gut

oder Böse sagt. Sein Verstand sagt ihm oft, ohne daß er Beweise geben kann, was wahr, und sein Gewissen, was gut sey. Gesunder Verstand, sittliches Gefühl ist ein täglich Brod; gelehrter Wörterkram, und philosophisch-moralische Schmirkeley ist Gebäckwerk, das Kopf und Magen verdirbt.

Wer ein gut Gewissen hat, hält den Donner nicht für des Herrn Schelten, sondern für Musik. Trifft ihn der Blitz, so ist's, als würde er mit Feuerrossen im Feuerwagen gen Himmel geholt.

Eine gute That am Morgen macht heller und heiterer als das Sonnenlicht — Sich bessern, ist ein neues Hemd, das uns wohl macht, wenn mans anzieht.

Das Recht steht zwar im Buche, aber das wahre Recht steht im Herzen geschrieben.

Es ist kein Mensch so heilig, daß er nur vor sich selbst gnug Ehrfurcht hätte, gnug Achtung den Aussprüchen seiner Vernunft und seines Gewissens bezeugte.

Man kann niemanden Gutes thun niemanden eine Liebe erweisen, ohne sich selbst noch größere zu erzeigen. Das kleine Almosen, das man dem Bruder aus voller Herzensgüte mit theilt, wirkt einen Schatz für unsere Seele. Das Brod, das seinen fodernden Hunger stillt, stillt auch die laute Foderung des Gesetzes, das in uns liegt; der Balsam auf sein wundes Herz labt das unsrige.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Ein und Dreyzigstes Stück.

Was kein Mensch durch seinen Verstand kann, kann öfters
ein Thier durch seine Sinne.

In einem französischen Buche habe ich folgende überaus wichtige Geschichte von einem Zunde gelesen.

„Unweit dem blauen Gebirge, dem Aufenthalt wilder Thiere, wohnte ein, aus Frankreich wegen der Religion geflüchteter Landmann: Lefevre. Er hatte elf Kinder, und erwartete mit dem Trost das zwölfte:

„Ein Kind erfordert hier weiter nichts, als den Anbau von zwey Morgen Landes mehr, und eine Verstärkung der Heerde von sechs Hammeln.“

Eines Tages wurde das jüngste seiner Kinder, ein Knabe von vier Jahren, plötzlich im Hause vermist. Er wurde lange am Flusse, auf dem Felde, bey den Nachbarn, aber vergebens gesucht. Die Ältern waren untröstlich. Alles begab sich nun nach dem Gehölze. Tausendmal in einem Athem rief die Mutter: Derik! mein Derik! Wo bist du? Hat dich schon ein wildes Thier gefressen? O!

Derik! antworte doch deiner Mutter, wenn du noch lebst!“

Ein trauriges Echo wiederholte die Klagen der Mutter, und das Geheule der Affen verdoppelte die schauervollen Stimmen. Unter der Zeit war ein mit Pelzwerk beladener Wilder in das Haus des Colonisten gekommen, um sich etwas auszuruhen. Da er Niemand, als eine alte Negerin antraf; so fragte er: wo ist mein Bruder? Ach! sagte die Alte: er hat seinen kleinen Derik verloren. Alles ist fort, und sucht ihn.

„Geschwind blase ins Horn, rief der Wilde, damit dein Herr zurück komme. Ich will ihm seinen Derik wiederschaffen.“

Es geschah. Der Vater kam zurück, in Meinung: Derik sey wieder da. Nein! sprach der Wilde: noch ist er nicht da; aber bald sollst du ihn wieder haben. Geschwind gieb mir die Schuhe und Strümpfe, die Derik zum letztenmal getragen hat.

h h

hat. „Was willst du damit?“ O säume nicht. Gib sie her.

Und nun befahl er seinem **Zunde**, sie stark zu beriechen. Hierauf machte er einen weiten Cirkel um das Haus, wenigstens von einer halben Viertelmeile, woben er seinen Hund überall, wo er gieng, die Erde beriechen ließ. Noch war der Cirkel nicht ganz fertig, als der Hund mit einmal laut zu bellen anfieng; das Zeichen, daß er auf **Deriks Spur** gekommen war. Welch ein Freudenton für die armen Ältern!

Der Hund folgte nun, immer mit der Nase an der Erde, und lautem Bellen der Spur, und stürzte sich sogleich in das Dickicht des Gehölzes. Eine halbe Stunde nachher kam er zurück; aber mit ganz andern Gebärden, als vorher. Er wedelte um seinen Herrn fröhlich herum, und stieß ihn immer an, ihm zu folgen. Ein sicherer Beweis, daß er das Kind gefunden hatte. Ob es aber noch lebte? welch eine grausame Ungewißheit!

Der Wilde folgte seinem Hunde, der ihn mitten im Walde unter einen großen Baum führte, wo das Kind in einer Entkräftung lag, die dem Tode ähnlich war. Es hatte sich in dem dicken Gebüsch verirrt, und nicht wieder herausfinden können.

Der Wilde nahm es zärtlich in seine Arme, und eilte, es der Gesellschaft entgegen zu tragen, die ihm so geschwind nicht hatte folgen können. Kein Anblick war rührender, als wie ihm Vater und Mutter entgegen liefen, und den verlorenen Sohn aus seinen Händen empfingen!

Nachdem sie das Kind mit ihren Thränen gebadet hatten, fielen sie dem Wilden um den Hals, und endlich kam die Reihe der dankenden Liebkosungen auch an den **treuen Zund**. Dieses Thier aber, eben so demüthig, als sein Herr, schien hierüber ganz verwirrt und beschämt zu seyn. Besonders der **Hund**, der immer seinem Herrn zwischen die Füße kroch, als wenn er etwas verbrochen hätte.

Vollkommen wurde die Freude, da Derik die Augen öffnete, und sich wieder erholte. Sollten wir nicht dankbarer gegen die **Thiere** seyn, die uns oft so große Wohlthaten erweisen?

Der Türke.

Der **Körperbau** des Türken ist groß und ansehnlich; seine Gesichtsfarbe bräunlich. Seine **Kleidung** ist nach morgenländischer Sitte lang. Das enge Kleid am Leibe heißt **Dollmann**, das Oberkleid **Kaftan**. Über dem Dollmann ist eine Schärpe befestiget, in welcher ein großes Messer hängt, dessen Griff mit Silber oder Gold beschlagen, oder mit Edelsteinen besetzt ist. Die Beinkleider sind sehr weit und lang; die Stelle der Schuhe vertreten Pantoffel. Auf dem Kopfe tragen die Türken eine hohe Mütze von baumwollenem Zeuge, sie ist mit vielen Binden umwunden und heißt **Turban**. An der Vorderseite des Turbans stecken bey den vornehmen Türken ein oder zwey Keigerbüschel, die oft mit den kostbarsten Edelsteinen geziert sind.

Das

Das weibliche Geschlecht trägt eine Weste mit langen Ärmeln, um welche ein Gürtel gebunden ist. Über dieser Weste haben sie noch ein Kleid oder Pelz mit Ärmeln. Ihre Beinkleider reichen bis auf die Ferse; statt der Strümpfe tragen sie Socken von dünnem Leder; Pantoffel tragen sie, wie die Männer, nur sind an den ihrigen keine Absätze. In den Haaren haben sie oft kleine, hinten herabhängende Schellen oder andere Zierathen. So bald sie sich öffentlich zeigen verhüllt ihr Gesicht ein Schleyer. — Goldene und silberne Ringe, die bey den Vornehmen mit edlen Steinen besetzt sind, sind der allgemeine Schmuck bey der Geschlechter. Die grüne Farbe darf nur der Anhänger ihrer Religion unter ihnen tragen. Den Kopf lassen sich die Türken bis auf einen kleinen Zopf auf der Kopffläche scheren; ihren Bart kämmen, waschen und räuchern sie, und salben ihn mit wohlriechendem Öl.

Die Speisen der Türken bestehen mehr in Garten- und Baumfrüchten als in Fleisch. Statt der Butter brauchen sie Öl; Pfeffer und Zimmt sind ihre Hauptgewürze. Ohne Pillav oder gekrühten Reis halten sie selten eine Mahlzeit. Das gemeinste Getränk der Türken ist Wasser; das Weintrinken ist ihnen zwar im Koran; ihrem Gesetzbuche,

verboten; insgeheim wiew er aber häufig genossen. Zur Erfrischung trinken sie Sorbet, ein aus Honig, Gewürz und dem Saft verschiedener Früchte bereiteter Trank. Das Opium** ist ihr Lieblingsgenuß; sie nehmen es in solcher Maße, daß sie davon völlig berauscht werden. Kaffee trinken sie sehr viel, und ohne Taback lebt selten ein Türk.

Das Temperament der Türken ist still, gefest und ernsthaft; aber im Zorne wild und heftig. Sie sind freundlich, höflich und dankbar; mitleidig gegen ihre Religionsgenossen, gütig gegen ihre Sklaven; aber grausam und unbarmherzig gegen alle, die nicht Türken sind. Streben nach ununterbrochener körperlicher Ruhe, Verabscheuung jedes sie störenden Geschäfts ist das höchste Ziel ihres Erdenglücks. Tanz und Musik halten sie für unanständig, das Spiel um Geld für verächtlich. Hingegen sind sie gern bey den geschmacklosen Possen der Seiltänzer Klopffechter Ringer u. d. gl. träumende Zuschauer. Die Mildthätigkeit gegen Nothleidende scheint den Türken oder Muselmännern im hohen Grade eigen zu seyn. Im ganzen Lande findet man Karavanserey das ist öffentliche Herbergen, worin alle Fremde, ohne Unterschied der Religion und Nation, drey Tage lang unentgeltlich aufgenommen

men

*) Das Weinverbot ist keine Erfindung des Mahomed's; schon lange vor ihm sahen es die Ara'er als Pflicht an, sich dessen zu enthalten.

***) Opium ist ein bitterer Saft aus schwarzem Mohn. Man macht einen Einschnitt in diese Pflanze, dann quillt ein Saft hervor, der sich verhärtet; man knetet solchen in Wasser oder Honig, und formt daraus kleine Brode. Ein so zugerichtetes Opium heißt Laudanum; wird aber der Saft durch den Druck ausgepreßt, so heißt er Mescontium.

men und in vielen auch mit freyer Kost versehen werden. *) Flößen aber diese milden Handlungen aus einer reinen Quelle, aus Pflicht gegen die Menschheit, so würden sie einen hohen Werth haben; dieser muß aber augenblicklich verschwinden, sobald wir bemerken, daß diese Leute nur, weil es ihre Religion befehlt, und ihnen dafür Vortheile verspricht, dazu bewogen werden. Auch kann deswegen jene Mildthätigkeit ihnen nicht als Tugend zugerechnet werden, weil der Geiz einen Hauptzug ihres Characters ausmacht. Wo diese Leidenschaft einzelne Menschen oder ganze Nationen beherrscht, da sind Wohlthätigkeit, Edelmuth, Aufopferung eigenen Vortheils nicht nur unbekannt, sondern es sind auch Habsucht und Betrug in ihrem Gefolge. Das Geld ist bey den Türken der höchste Preis; für Geld erkaufte man bey ihnen Richter und falsche Zeugen, mit Geld tilgt man Frevelthaten und Lebensstrafen. Doch gilt dieses nicht von der ganzen muhammedanischen Nation: die asiatischen Türken sind bey weitem unverbodener als die Europäischen. Die Ursache der Verderbtheit dieser liegt vorzüglich in der Vermischung, worin sie mit Juden, Griechen, Armeniern und abtrünnigen Christen seit Jahrhunderten leben. —

Die Türken besitzen einen unbegränzten Nationalstolz, sie bilden sich ein, kein Staat sey besser eingerichtet als der ihrige, keine Nation komme in Vorzügen der

ihrigen gleich, keine Religion sey heilsamer als die ihrige. Die Begrüßung der Muhammedaner besteht in dem Spruch; **Friede sey mit euch!** hieben neigen sie das Haupt und legen die linke Hand auf die Brust. Aber kein Franke *) darf sich erköhnen, ihnen diesen Gruß zu zusprechen, gleichsam als ob derselbe ihnen keinen Frieden anwünschen könnte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Skavenhandel.

Ein Mann aus Nantuket trieb den Negerhandel schon seit vielen Jahren, und rühmte sich dessen eines Tages gegen seinen Nachbar, einen Quaker. Einige Zeit darauf verlor derselbe Mann sein Kind, und niemand wußte, wo es hingekommen sey. „Vielleicht, sagte der Quaker, hat es irgend ein Schiffscapitain entführt, um es in der Fremde zu verkaufen.“ — Wäre das möglich? fragte der unglückliche in Thränen schwimmende Vater. — Eben so möglich, wie es dir möglich war, von der Küste von Guinea alle die armen Schwarzen zu entführen, die du in die Zuckerinseln verkauft hast. — So stark war der Eindruck, den diese Betrachtung auf den Negerhändler machte, daß er von dem Augenblick an diesem schändlichen Handel entsagte. — Wenige Tage darauf wurde das Kind wieder gefunden, und es schien nur verschwunden zu seyn, um seinem Vater diese auf fallende Lehre zu geben.

*) Wirthshäuser giebt's in der Türkei nicht.

**) Franke heißt in Orient alle Europäer.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Zwey und Dreyzigstes Stück.

Der Türke.

(Fortsetzung.)

In vielen Gebräuchen sind die Muhamedaner, so wie überhaupt die Morgenländer, unsere Gegenbilder. Wir entblößen zur Bezeugung der Achtung den Kopf, sie legen die Pantoffeln ab. Wir gehen spaziren, sie bleiben den ganzen Tag ohne Bewegung sitzen. Sie finden es beschwerlich auf einem Lehnstuhle zu sitzen, wir würden ermüden, wenn wir, so wie sie, auf den Kreuzweise über einander gelegten Beinen sitzen sollten. Wir schreiben von der Linken zur Rechten, sie von der Rechten zur Linken. Wir bedienen uns beim Essen der Messer und Gabel, sie nehmen die Speise mit den Fingern.*

Dem Aberglauben sind die Türken so sehr ergeben, daß Wahrsager und Zauberer

den leichtesten Eingang bey ihnen finden — doch kann man ihnen nicht alle Geistesfähigkeiten, natürlichen Scharfsinn und Beurtheilungskraft absprechen. Es gelingt leuten von der niedrigsten Geburt, sich durch Fähigkeiten und Verdienste zu den höchsten Würden im Staate zu schwingen. Ihre Richter ohne auf einer Academie der Rechtsgelahrtheit Studirt zu haben, wissen oft mit ungemeiner Spitzfindigkeit und Schlaueit die Wahrheit zwischen streitenden Parteyen zu entschleiern. Im Allgemeinen steht aber die Cultur des Geistes bey ihnen auf einer niedrigen Stufe. Sie haben fast gar keine Erziehungsanstalten. Auf den Dörfern ist, den Imman** ausgenommen, selten einer, der lesen kann. In

3 i

den

*) Es wird alles schon in der Küche von den Köchen zerschnitten.

**) Imman heißt bey den Muhamedanern eine Person, die in den Moscheen oder Tempeln den Gottesdienst versieht, die Leute von den Thürmen zum Gebete ruft (Glocken haben sie nicht) die Beschneidung verrichtet u. d. gl. m.

den Städten sind die meisten Schulen Privatanstalten. Der ganze Unterricht besteht im Lesen und Schreiben der türkischen, nur selten der persischen oder arabischen Sprache. Im ganzen Orient steht der gemeine Mann mit dem weiblichen Geschlecht in einer Classe; beyde sind aller Ausbildung beraubt. Auch die wenigen, die sich zu Untern im Staate fähig machen wollen, gelangen nur zu eingeschränkten Kenntnissen. Im Gebiete der Wissenschaften herrscht überall dicke Finsterniß. Ihre ganze Gelehrsamkeit schränkt sich auf die Auslegung des Korans, und auf einige Kenntnisse der Geschichte und Dichtkunst ein. Die türkischen Ärzte sind nur Empiriker.* An der Mathematik und Astronomie scheinen sie Geschmack zu finden, aber sie verstehen es nicht, sie mit Nutzen anzuwenden. Nur in Constantinopel findet man eine öffentliche Bibliothek; wenige Privatpersonen besitzen Büchersammlungen, die um so kostbarer sind, da alle Bücher geschrieben, nicht gedruckt werden. Vor 50 Jahren befand sich zu Constantinopel eine Buchdruckerey; sie ist aber bald wieder eingegangen. Alle neuerlich desfalls wieder gemachte Anstalten sind ohne Erfolg gewesen. Wovon sollten auch die 20000 Bücherabschreiber in Constantinopel, bey Errichtung der Buchdruckereyen leben? dafür müßte doch erst gesorgt werden, ehe man diese einführt.

te. — Eben so wenig Aufmunterung als die Wissenschaften, haben auch die schönen Künste.

Die türkische Sprache stammt von der slavonischen ab, und ist mit der persischen und arabischen vermischt. — Ihre Schreibart ist schwülstig und hochtrabend und voll falschen Wises. —

Die herrschende Religion in allen türkischen Ländern ist die muhamedanische. Sie wurde im 7ten Jahrhundert von einem Araber, Namens Mahomed oder besser Muhamed, gestiftet. Dieser Schwärmer gab sich für einen Propheten und Gesandten Gottes aus, nannte seine Lehre Islam d. i. den seligmachenden Glauben, wovon die Türken Moslemin oder verdorben Muselmänner d. i. Rechtgläubige heißen. Der Islam ist in dem Koran enthalten, und ist ein Gemische von christlichen, und jüdischen Religionsfäßen, verbunden mit einigen Wahrheiten der natürlichen Religion, welche der Stifter von einer Secte arabischer Philosophen entlehnte.**) Muhamed hatte zwey Nachfolger, Omar und Ali, die eben so schwärmerisch waren, als er. Sie verursachten, daß sich die Religion in zwey Secten spaltete. Die Anhänger des Omar heißen Sonnitzen, die des Ali, Schyiren. — Der allgemeine Name der Kleriken oder Geistlichkeit ist Ulema, und an ihrer Spitze steht der Großmufti. Der Gottesdienst

*) Empiriker ist überhaupt derjenige, der seine Kenntnisse in irgend einer Wissenschaft nur aus der Erfahrung geschöpft hat.

**) Der Koran sagt z. B. diejenigen, welche gute Werke gethan haben, sie mögen Juden Christen oder Muhamedaner seyn, werden in das Paradies eingehen.

dienst wird in prächtigen Gebäuden, **Moskeen** oder **Moscheen** genannt, gehalten, worüber die **Iman** oder **Priester** die Aufsicht haben. — Das Wesentliche der Muhamedanischen Religion sind folgende 5 Stücke; 1) Das **Waschen**. 2) Das jeden Tag fünfmal widerholte **Geber**. Sie öfnen dabei die Arme, drehen sie zu den Ohren, biegen den Leib, fallen nieder und berühren mit der Stirne die Erde. 3) Das **Fasten** am **Ramasan** d. i. **Fastenmonath**. Es ist der erste Monath im Jahr. Das Gesetz befiehlt zwar, während des ganzen Monaths bey Tage weder zu essen, noch zu trinken; aber jetzt beobachtet es nur noch der Pöbel. 4) Das **Allmosengeben**; jeder ist gesetzlich verpflichtet jährlich 1 von 100 zur Verpflegung der Armen zu geben. 5) Die **Wallfarth** nach **Mecca** *) welche von niemand ohne wichtige Hindernisse versäumt werden darf. Hier strömen sie im Anfange des Frühlings aus allen ottomannischen Reichen in einer Zahl von 60000 Köpfen zusammen, und verrichten auf einem Berge, nahe bey Mecca, ein Opfer. — Die Hochachtung und das Vertrauen der Muhamedaner auf Gott ist unbegrenzt. In ihrer Sprache giebt's kein Wort, was Gotteslästerung ausdrückt, und alle ihre Handlungen begleiten sie mit dem Ausdruck: **Wenns Gott gefällt**. — Die Bibel verwerfen sie nicht, aber dem Koran geben sie ein größeres

Ansehen, so wie sie auch Jesus nur für einen bloßen Propheten und Menschen halten und Muhamed einen Vorzug vor ihm geben.

Das einzige **Gesetzbuch** der Türken ist der **Koran**, ** der eigentlich nur die Grundlehren der muhamedanischen Religion enthält, worin die Muhamedaner aber die ganze Staats- und Regierungskunst, die Jurisprudenz, kurz alles, was zu einer guten Staatsverfassung gehört, zu finden glauben. Alle Prozesse werden hiernach und zwar ganz kurz entschieden. Von Advocaten und Rechtsformeln weiß man nichts.

Der **Beschluß** im nächsten Stück.

Von der Freude, Gutes gestiftet zu haben.

Von dieser seeligen Freude können sich diejenigen unmöglich eine Vorstellung machen, welche nur darauf ausgehen, nicht nur selbst lauter Böses zu thun; sondern auch das Gute, was andere stiften wollen, zu hindern; ja sich eine innige Freude daraus machen, wenn sie es hindern, und die Stifter des Guten wol noch dazu in üble Nachrede bringen, oder ihnen falsche Absichten andichten können. Wie ich solche Menschen nennen mögte, weiß ich nicht. In der menschlichen Sprache finde ich dazu kein Wort. Ich müßte denn den Ausdruck

aus

*) Mecca ist als der Geburtsort des Muhameds, und als eine schöngebaute und volkreiche Stadt im steinigten Arabien berühmt.

***) Koran oder Alkoran ist ein arabisches Wort und bedeutet so viel als Lesung; Al ist der Artikel.

aus der **Geisterwelt** nehmen. Dies fiel mir so ein, als an einem gewissen Orte ein **neues Gesangbuch** eingeführt werden sollte, das wirklich wahre Verbesserungen und Ausdrücke enthielt, wodurch die eigentliche Erbauung befördert werden konnte. Himmel! was offenbarten sich bey dieser Gelegenheit für Gesinnungen zum Aufruhr, für Schadenfreude; für Urtheile, für Schleichwege, für arglistige Kniffe, das Gute zu hindern; sich aber hinter der Maske der Religion zu verstecken, und andern vorzuspiegeln, als ob der reine Glaube dadurch sollte aufgehoben werden. Besonders rechne ich diejenigen zu den Ungeheuern, denen ich vorher keinen menschlichen Namen zu geben wußte, welche durch ausgestreute **Pasquille** das Gute zu hindern, und die besten Männer, welche die besten Absichten hatten, anzuschwärzen suchten. Man sagte sogar, daß **Schwarzröcke** den Stoff zu Pasquillen, so wohl heimlich, als auf der Kanzel, gegeben hätten.

Ob ich das gleich nicht glaube; so sage ich doch mit großer Freymüthigkeit, daß keine Leute in der Welt, und auf Gottes Erdboden, **schlechter denken**, als die, welche das Gute zu hindern, suchen, und nicht mehr werth sind, einen menschlichen Namen zu führen. Sollen sie nach den sanften Worten des Menschenfreundes gerichtet werden: **seelig sind die Friedfertigen**; so haben sie ihren Lohn schon dahin.

Ach! welche Freude, welche vielen so unbekannte Freude, ist es im Gegentheil,

Gutes gestiftet zu haben — dem ähnlich zu seyn, der alles, was er gemacht hatte, ansah, und — **siehe es war sehr gut** — diese wahre **Schöpferfreude** zu empfinden, und das Bild des immer Gütigen zu verherrlichen, selbst auszudrücken, der nicht müde wird, uns Gutes zu thun. Keine Sprache hat Ausdrücke, die stark genug wären, diese Freude und ihre Empfindungen zu beschreiben.

Ich will dies mit einer Geschichte unter den wildesten nordamerikanischen Völkern beweisen, deren Hauptcharacter wilde, und ungezähmte Feindschaft, Rache und Grausamkeit gegen ihre Feinde ist: wie süß die Freude sey, unter ihnen Gutes und Friede gestiftet zu haben — und wie sie bey ihrer **Wildheit** diese Freude **vorzüglich** schmeckten und empfanden. Ein Reisender, der die innersten Gegenden von Nordamerika besuchte, erzählt sie folgendermaßen:

„Kurz vorher, ehe ich die Flussstämme der **Nadowessier** und **Assinipouen** verließ, stieß ich auf eine Partey von **Matabantowähern**, die sich auf 40 Krieger mit ihren Familien belief. Bey diesen hielt ich mich etliche Tage auf, während welcher Zeit fünf bis sechs von ihnen, die auf eine Streiferey ausgewiesen waren, eiligst zurückkamen, und ihre Gesährten benachrichtigten, daß eine große Partey von **Tschipiwähern**, nach ihrem Ausdrucke: „gnug, um sie zu verschlingen“ ihnen dicht nachfolgte, und ihr kleines Lager gleich angreifen würden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Drey und Dreyzigstes Stück.

Der Türke.

(Beschluß.)

Die Regierungsverfassung ist gewissermaßen despotisch. Der Kaiser ist Herr über das Leben und die Güter seiner Unterthanen, die seine Sklaven sind. Er befehlt als Statthalter Muhameds, und wird fast göttlich verehrt. — Nur in der Religion darf der Kaiser nichts ändern. Seit 1730 ist die Regierung nicht mehr so militärisch, und die Janitscharen* sind nicht mehr durch schwärmerische Wuth so mächtig und fürchterlich, wie ehemals. Die Gewalt ist fast ganz in den Händen der Ulema, die die Gesetzgeber sind. Der Sultan** ist einer Art von Gefangenschaft unterworfen, und darf nicht mehr an der Spitze der Kriegsheere erscheinen. Er ist nie vor der Absetzung oder Strangulirung sicher. Um ihn in Furcht zu erhalten, hält man die Prinzen vom Geblüte eingeschlossen; R f ehe

*) Janitscharen heißt der beste Theil des türkischen Fußvolks; sie belaufen sich auf 40000 Mann. Sie sind in Oda's d. i. Regimenter von 300 Mann eingetheilt, deren jedes seinen Oda Baschi d. i. Obersten, Schahmeister, Fährndrich und Koch hat. Ihr oberster Befehlshaber heißt Janitscharen Aga. Außer der besondern Müze den großen blauen Hosen, rothen Strümpfen und dem Zuschnitte der Kleidung findet sich nichts Einziges bey den Janitscharen. Die Farbe des Kleides wählt jeder nach seinem Gefallen. Ihre Waffen sind eine lange schwere Flinte, ein kurzer Säbel und ein Messer mit einem gabelförmigen Hest, worauf sie, um desto sicherer zu zielen, ihre Flinten legen. Außer diesen eigentlichen Janitscharen der Pforte giebt es noch 100000, die auch Janitscharen heißen, welche aber nichts als Landmiliz ohne Sold sind, und als Handwerker überall im Lande zerstreut, nur selten ins Feld ziehen.

***) Sultan oder Großsultan heißt, seiner Abstammung nach, so viel, als ein Mächtiger, und im vorzüglichen Verstande wird der türkische Kaiser so genannt.



ehemals wurden sie umgebracht. Der Thron ist erblich; doch nur für die männlichen, nicht immer für die ältesten Nachkommen. Der Großvezier, Musti, Janitscharen Aga und die Großen des **Serail's*** erwählen den Thronfolger. Statt der Krönung ist die Säbelumgürtung gebräuchlich; es wird nämlich jedem neugewählten Kaiser der Säbel **Osman's**, Stifter des türkischen Reiches, umgürtet, woben der **Scheik** ein Vorsteher der Moscheen diese Worte spricht: **Gehe hin: dein ist der Sieg; aber nur durch Gott.** — Der erste Staatsbediente ist der **Großvezier**; er ist der Generalstatthalter des türkischen Reichs, der unter Auctorität des Sultans der oberste Befehlshaber über die Armeen, der Oberaufseher über die Staatseinkünfte, der oberste Richter in Justizsachen, und auch zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist. Das Reichsiegel, welches er beständig am Halse trägt, ist ein Zeichen seiner hohen Würde, so wie auch die 3 **Koßschweife**** die ihm als **Pascha***** vorgetragen werden. Sonst war er unbeschränkter Gebieter über Leben und Tod. Heut zu Tage aber kann er ohne Erlaubniß und Vorwissen des Großsultans kein Todesurtheil sprechen. Seine Einkünfte betragen Millionen. — Der **Reichseffendi** ist so viel, als ein Minister der auswärtigen Staatssachen; er besorgt nämlich mit den fremden Gesandten dasjenige, womit sich der Großvezier nicht aufhalten will. Der **Divan** ist das höchste Staatscollegium. Er steht jedermann offen, und wird an bestimmten Tagen gehalten. Den **großen Divan** hält der Großherr oder Sultan die

Wo

*) **Serail** Dieses Wort bedeutet Pallast und wird auch den Wohnungen der Großen des Hofes und der fremden Gesandten bengelegt. — Das **Padschah Serai** d. i. das kaiserliche Schloß zu Constantinopel, gleicht mehr einer Stadt, als einem Pallast. Es hat 1½ Stunde im Umfange, besteht aus einer Menge Gebäuden und Gärten, und ist ganz mit hohen Mauern umgeben. Es sollen 10000 Personen darin wohnen und sich darunter 430 Weibslente befinden.

) **Koßschweife sind ehrenvolle Kriegeszeichen, welche vor dem Großsultan, Großvezier und dem Pascha hergetragen werden. Sie bestehen in Picken mit vergoldeten blechernen Knöpfen. Unter diesen Knöpfen befinden sich rundumher farbige pferdehaarene Büsten, zwischen denen eine Menge langer Pferdehaare herabhängen. Nur die Stange allein darf grün gefärbt seyn. — In einer Schlacht mit den Christen verloren einst die Türken ihre Fahne. Augenblicklich hieb ihr General einem Pferde den Schweif ab, band ihn an einen Stock und rief: **Sehet dieß ist die Fahne! wer mich liebt, der folge mir nach.** Die schon fliehenden Türken faßten wieder Muth, begannen von Neuem den Kampf, und errangen den glorreichsten Sieg.

) **Pascha, unrichtig **Bassa** bedeutet einen Befehlshaber über Kriegsvölker oder eine Provinz. Den vornehmeren unter ihnen werden 3, den geringern 2 Koßschweife vorgetragen und bey ihren Zelten aufgesteckt. **Bascha** oder **Paschy** heißt überhaupt ein Vorsteher, der von geringerer Würde ist, als ein Pascha.

Woche einmal im Serail, allemal am Dienstag. Er sitzt in einem an den Saal stoßenden Zimmer ohne gesehen zu werden; er hört aber alles, was seine Minister thun, und auch alle Beschwerden seiner Unterthanen. Jeder trägt selbst, mündlich oder schriftlich seine eigene Sache vor. Wird das Gesuch gebilligt, so unterschreibt es der Großvezier mit seinem Namen; im entgegengesetzten Falle zerreißt er es. — Die Richter in großen Städten werden **Molla**, und die in kleinen **Radi** genannt. — Die gewöhnlichen türkischen Leibesstrafen sind das Verbrennen, die Enthauptung, das Schleifen, Spießen, Stranguliren, die Prügel, der Pranger, das Brandmarken u. d. gl. Die Erdrosselung mit einer Bogensehne wird für die ehrenvollste Todesart gehalten.

Aus allem diesen sieht man, daß die Türken in Ansehung ihrer **sittlichen und geistigen Bildung**, wie ich schon oben bemerkt habe, noch weit zurück sind. Sie stehen hinter allen andern europäischen Nationen. Unter den **physischen Ursachen**, die ihrer Cultur im Wege stehen, ist zunächst das heiße Klima, welches ihren Körper erschläft, und neben andern hitzigen Nahrungsmitteln, das Opium, welches sie betäubt, und endlich ganz stumpfsinnig macht. Hieraus entsteht ihr Hang zum sinnlichen Vergnügen, ihre Trägheit zu jedem Geschäft, wenn sie nicht Gold dazu lockt. Den Ackerbau überlassen sie den Armeniern, und der Handel ist größtentheils in den Händen der Armenier, Juden und Christen. —

Aber diese sind bey weitem nicht die Ursachen der Ungebildheit dieses Volkes. Nichts wirkt mächtiger und schneller auf die Herzen der Menschen, nichts kann den Geist einer Nation so sehr entstellen oder verschönern, erhöhen oder niederbeugen; als **Regierungsformen und Religionen**. Aus ihrer Religion entspringt jener unsinnige Nationalstolz, der sich jedem Einflusse der gebildeteren Völker, mit denen sie doch seit Jahrhunderten in Bekanntschaft und Verbindung stehen, unaußhörlich widersezt; aus ihrer Religion werden sie nie die Würde der Menschheit den Werth der Tugend zu erkennen vermögen; und ihre körperliche Verfassung enthält alle Eigenschaften, jedem Fortschritt einer vernünftigen Aufklärung unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. — 8.

Von der Freude, Gutes gestiftet zu haben.

(B e s c h l u ß.)

„Ihre Häupter wandten sich an mich, und verlangten, daß ich mich an ihre Spitze stellen, und sie gegen ihre Feinde anführen sollte. Da ich ein Fremder war, und keine von beyden Nationen gern beleidigen wollte; so gerieth ich dadurch in keine geringe Verlegenheit. Hätte ich mich geweigert, den Nadomessiern beizustehn; so würde ich ihren Unwillen auf mich gezogen haben, und hätte ich Feindseligkeiten gegen die Tschipiwäer verübt,

verübt; so würde ich sie mir zu Feinden gemacht haben, und wäre ich auch glücklich genug gewesen, ihnen diesmal zu entkommen; so würden sie mich doch nachher ihre Rache gewiß haben fühlen lassen. Ich schlug daher in dieser Noth den Mittelweg ein, und bat die Nadowessier, den Tschipiwäern entgegen zu gehen, und ihre Wuth abzuwenden zu suchen. Sie willigten ungerth darin, da sie glaubten, daß wegen des eingewurzelten Hasses beyder Nationen gegen einander, meine Vorstellungen vergeblich seyn würden."

"Ich nahm meinen Franzosen mit mir, der die Sprache der Tschipiwäer reden konnte, und gieng geschwind nach der Seite, wo sie herkommen sollten. Die Nadowessier blieben unterdessen in einer Entfernung zurück. Wie ich mich ihnen mit der Friedenspfeife näherte, kam eine kleine Anzahl ihrer Anführer auf eine freundschaftliche Art auf mich zu, mit denen ich durch meinen Dolmetscher eine lange Unterredung führte. Der Erfolg davon war, daß sie sich durch mich überreden ließen, diesmal ihren Haß fahren zu lassen, und ohne ihr grausames Vorhaben auszuführen, zurückzukehren."

"Da ich meine Unterhandlung glücklich geendigt hatte; so kehrte ich zu den Nadowessiern zurück, und rieth ihnen, unverzüglich zurückgehen. Sie folgten unter vielen Dankbezeigungen, womit sie mich überhäuften. Ich begleitete sie bis an ihre Schiffe, und setzte meine Reise weiter fort. Dieser Friedensstiftung hatte ich nachher vorzüglich meine gute Aufnahme bey den Nadowessiern zu danken, die mir während meines Aufenthalts bey ihnen viel Achtung und Ehren-

bezeigungen bewiesen; und, wie ich viele Monate nachher in dem Dorfe der Tschipiwäer ankam; so erfuhr ich, daß mein Ruhm schon vor meiner Ankunft bey ihnen erschollen war. Die Häupter empfingen mich mit vieler Treuherzigkeit, und die älteren dankten mir dafür, daß ich so viel Unheil und Blurvergießen abgewandt hätte. Sie sagten mir, daß der Krieg zwischen ihrer Nation und den Nadowessiern, über 40 Winter, ununterbrochen fortgedauert hätte. Sie hätten zwar lange gewünscht, ihm ein Ende zu machen; allein die jungen Krieger von beyden Völkern, die ihre Hize, wenn sie sich einander begegneten, nicht mäßigen könnten, hätten es verhindert. Sie versicherten mich: sie würden sich sehr glücklich schätzen, wenn irgend ein so friedfertiger Mann von Ansehen, wie ich, der dabey eine eben so große Entschlossenheit und Kaltblütigkeit besäße, sich hier zu Lande unter beyden Nationen niederlassen wollte, dann durch seine Vermittelung leicht ein Vergleich, den sie sehr wünschten, könnte zu Stande gebracht werden."

Welche Freude für diesen Menschenfreund, durch diese Friedensstiftung zwischen den wildesten Völkern, einen vierzigjährigen blutigen Krieg geendigt, und dadurch auf die Zukunft so viel Gutes gestiftet zu haben! Wilde, rohe Nationen empfanden das Gute, was man unter ihnen zu stiften suchte. Auch nicht einer trat auf, der es hindern wollte.

Ob jene Gesangbuchstürmer am Tage des Gerichts vor ihnen bestehen werden?
G.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Vier und Drenzigstes Stück.

Naturreden eines Vaters und eines Wilden, der ihm sein verlorenes Kind durch seinen Hund wieder geschafft hatte.

Der Geschichte mit dem Hunde ist schon im ein und drenzigsten Stücke erwähnt. Sie ist aber daselbst ohne weitere Umstände erzählt. Jetzt bitte ich, die gegenseitigen Empfindungen dieser beyden Menschen, des Vaters und des Wilden, zu vergleichen. Natur und Menschengesühl reden darin so laut, daß wir unsern Lesern keine Empfindung mehr für das Wahre, Starke und Große der Natur zutrauen müßten, wenn sie nicht dadurch eben so lebhaft, als wir, gerührt werden sollten. Sie erinnern sich gewiß noch der Dankbarkeit, mit welcher die Ältern den Wilden und den Hund überhäuften, der ihnen ihr verlorenes Kind wieder geschafft hatte. Bey dieser Gelegenheit sagt der Verfasser noch als Zeuge:

„Dieß war das erstemal, daß ich einen Indianer weinen sahe.“

Allein dieß war nur der Anfang ihrer Dankbarkeit. Als sie mit dem Wilden erst in ihr Haus zurückkamen; so giengen

Seyerlichkeiten vor, welche das Herz und die Menschheit desto mehr interessiren, je mehr die ungekünstelte Natur dabey beschäftigt war. Die Geschichte würde verlieren, wenn wir sie nicht den Verfasser, als Augenzeugen selbst erzählen ließen.

„Bey der Rückkehr wurde unsere vorige Angst erst recht in Fröhlichkeit verkehrt. Jeder wünschte sich zu diesem angenehmen Vorfall Glück, als wenn er ihm selbst begegnet wäre. Der Vater stellte ein Fest an, wozu auf 83 Personen eingeladen wurden. Wir brachten die ganze Nacht in lauter solchen Fröhlichkeiten zu, wie sie der Sache angemessen waren. Das Schönste und Beste, was da war, wurde gegessen und getrunken; aber Friede, Einigkeit und Herzlichkeit hatten bey unsrer Tafel den Vorrang. Die Geschichte erscholl bis Monbaca, von da auch verschiedene Freunde zu Pferde beym Anbruch des Tages kamen, an unsrer Freude Theil zu nehmen. Ob das Haus



Haus gleich groß war; so konnte es uns doch kaum fassen. Allein wir holten Bretter aus der Sägemühle, und machten uns Sitze bis unter die Piazza. *) Die Pferde wurden ins Gras gejagt. Selbst Neger kamen aus der Nachbarschaft herüber, dieser Lustbarkeit bezuwohnen. Schwarze so wohl, als Weiße, theilten ihre Freude mit diesen guten Altern, und wollten ihnen Glück wünschen. In der That für den Derik und dessen Vater eine beschwerliche Sache! Kaum hatte er die Zeit, sein Kind zu umarmen, welches die ganze Nacht durch — das war eine andere Nacht, als die vorige — auf dem Schooß seiner Mutter schlief, die sich, weil alles besetzt war, mitten in der einen großen Kammer gelagert hatte.“

„Des andern Morgens bot le Sevre mit der größten Dankbarkeit dem Wilden alles an, was er glaubte, ihm nützlich zu seyn; dieser aber, solcher rauschenden Scenen ungewohnt, wurde betreten, unruhig, verwirrt, und flüchtete in die Scheune, aus der man ihn kaum wieder herausbringen konnte. **) Nach vielen Überredungen, nahm er endlich eine gute Flinte von Lancaster, die wohl 160 Li-

res werth seyn mochte. Der Name des Wilden war **Texwenissa**; des Hundes aber **Oniab**. Dieser Umstand ist nicht zu vergessen.“

„Gegen zehn Uhr versammelte der Vater die ganze Gesellschaft im Hofe, nahm den **Texwenissa** bey sich, — nahm den Derik auf den Arm, und hielt folgende Rede. Man bemerke nur noch: da er seine ganze Lebenszeit hindurch mit dem Wilden Umgang gehabt hatte; so kannte er ihre Sprache und Gewohnheiten sehr gut.“

Rede des Le Sevre an den Wilden.

„**Texwenissa!** mit dieser Schnur von **Wampun** ***) berühre ich deine Ohren. Ich nahe mich zu dir, **Texwenissa!** Mein Herz war verwundet. Du hast es geheilet. Ich weinte heiße Thränen über den Verlust dieses meines Kindes. Du hast sie abgetrocknet, diese Vaterthränen. Ich sahe meinen **Derik** schon in dem Rachen der **Catamonts** oder **Tigerkagen**. Dein treuer **Oniab** hat ihn gerettet. In dem Alter worin ich jetzt bin, hatte ich den Stab verloren, worauf ich mich lehnen wollte — den Trost in meinen alten Tagen! Du hast ihn

*) Der gewölbte Bogen des Hauses.

) Man sieht hieraus, daß die eigentliche Menschennatur nicht für wilde, gekünstelte, äppige, rau chende und zwangvoll. Lustbarkeiten gemacht ist. **Texwenissa würde sich für unsere Redouten und Maskeraden noch weniger passen.

***) **Wampun** ist bey den nordamerikanischen Wilden das Pfand eines Vertrags und Bundes. Er besteht aus einer Schnur von kleinen schwarzen und weißen Muschelschaalen, die an der Seeküste gesammelt werden. Vor ihrer Bekanntschaft mit den Amerikanern bedienten sie sich dazu bloß der Muschelschaalen; jetzt aber führen sie eine Art von cylinderförmigen Knöpfen, die aus schwarzen und weißen Schaalen gemacht sind.

ihn wieder gefunden diesen Stab — diesen Frost. Mein Weib, und ich — wir waren wie die von Kälte erstarrten Waldschlangen, und ohne Leben. Du hast uns ans Feuer getragen, und wieder zum Leben gebracht.“

„Was soll ich wieder für dich thun, **Texweniffa!** Seit vielen Monden kennst du mein Herz. Seit vielen Monden warest du schon, als Mensch, mein Freund. Heute wirst du mein Bruder. Vor diesen Zeugen nehme ich dich dazu an. Hörst du, **Texweniffa!** Zum Bruder nehme ich dich an.“

„Wirst du nun einmal zur Jagd unfähig — komm getrost hierher zu mir, nach deiner Art zu leben. Ich baue dir eine **Wigwam**. *) Land biete ich dir nicht an. Das begehrst du nicht. Von dir und deinen Vorfahren haben wir selbst das Land, das wir bauen. Wirst du einmal verwundet; so komm unter mein Dach. Ich will deine Wunden aussaugen. **) Oder wirst du es einmal überdrüssig, in deinem Dorfe, bey den Deinen zu leben — komm zu mir, bey einem Weissen zu leben, der dich lange schon geliebt hat, und dich von heute an zum Bruder annimmt. Hast du jemals Ursache zu weinen; ich will deine Thränen wieder abwischen, wie du die meinigen abgetrocknet hast. Wenn dich der **Kitchy Manitou** ***) deiner Kinder be-

raubt, oder dir sonst was zu Leide thut — komm hier her. Hier sollst du eine **Bärenhaut** ****) finden. Ich will dich trösten, so viel ich kann. Als meinem zweiten Bruder reiche ich dir diesen weissen und blauen **Wampun**. Wenn nun die Deinen bey deiner Zurückkunft, diesen **Wampun** auf deiner Brust sehen; so sag' ihnen, was unter uns geschehen ist. Wird auch dieser dein guter Zund einmal alt, und dir nicht mehr folgen können, so will ich ihm Fleisch und Ruhe geben.“

Hierauf nahm er den Wilden bey der Hand, ließ ihn aus seiner Pfeife rauchen, und sagte auf holländisch: Meine Nachbarn und Freunde! sehet hier meinen Bruder! Von nun an sey der Name **Derik**, den dieses mein eilftes Kind, als seinen Taufnamen führet, gänzlich vergessen. Es heiße nun künftig in seinem ganzen Leben, blos nach diesem seinen Erretter und Oheim: **Texweniffa!**

Die ganze Gesellschaft gab der neuen **Brüderschaft** ihren lauten Beyfall. Der **Wilde** der zwen **Wampunschnüre** bekommen, und die ganze Rede sehr gut verstanden hatte, bereitete sich, nach seiner Gewohnheit, darauf zu antworten. Über eine Viertelstunde sahe er immer vor sich nieder, und rauchte seine Pfeife, ohne ein Wort zu sagen. Endlich begann er.

Ant:

*) Eine Hütte nach Art der Wilden.

***) Die gewöhnliche Kur der Wilden.

****) Der böse Geist.

*****) Das gewöhnliche Lager der Wilden. Hier ein Bild der Ruhe.



Antwort des Wilden auf des Vaters Rede.

„Derik! hier geb' ich dir eine **Wampun** schnur, damit du mich besser verstehest; mit der andern lehre ich den Weg von unserm Dorfe bis zu deiner **Wigwam**. — Und nun höre du, Vater! Was du mir gesagt hast, ist tief in mein Herz geschrieben. Ich kann dein Bruder nicht seyn, ohne daß du auch der meinige werdest. Ob wir gleich nicht von einem Blute sind; so werde es doch, und meine **Wigwam** die deinige, bis wir nach **Quest** *) gegangen sind. Sieh her deine Hand, und rauche meine Pfeife.“ (Le Fevre nahm die Pfeife und rauchte.)

„Nun, mein Bruder! ich habe nichts für dich gethan, was du nicht auch für mich gethan hättest. **Ritchi Manirou** **) wollte es, daß ich gestern vor deine **Wigwam** kam. Bist du glücklich; so bin ichs auch. Freuest du dich; ich auch. Kommst du nach **Anaquaga**; ***) so sollst du dich nicht mehr bey dem Feuer des **Matapen**, des **Togataroca**, des **Wapwalipen**, und deiner andern Freunde, wärmen. Von nun an ist mein Feuer das deinige. Ich

gebe dir auch die Bärenhaut, deine Knochen auszuruhen. Dieß sey das Ende! Nimm hin den zweyten **Wampun**, damit du dich desto besser dessen erinnerst, was ich dir gesagt habe.“

So endigte sich die Ceremonie. Als der **Derik** groß wurde, führte er beständig den Namen **Tewenissa**, als das Siegel seiner und seines Vaters Dankbarkeit. Ich habe viel Briefe von ihm mit der Unterschrift: **Tewenissa Le Fevre**, gesehen. Einige Jahre nachher starb sein Ervatter, und angenommener Oheim. Der junge **Derik** reiste mit Einwilligung seines Vaters nach **Anaquaga**, und nahm vor der ganzen wilden Dorfschaft, und dem Missionar, der ein mährischer Bruder war, dasjenige von den Kindern des alten **Tewenissa** zum Bruder an, das diesen Namen führte. Der junge **Wilde** gieng hernach niemals über die blauen Gebirge, ohne bey seinem Bruder einzukehren, von dem er oft sagen hörte: er würde es, so lange er lebte, nicht vergessen, daß er dem Vater dieses seines angenommenen Bruders sein Leben schuldig sey. ****)

*) Der Ort der Ruhe nach dem Tode.

**) Der gute Geist.

***) Das Dorf des Wilden.

****) Sind das nicht wahre Naturscenen — wahre Naturreden? Welche Simplicität! Welche Energie! Welcher Eindruck fürs Herz! Wo ich nicht irre, giebt es im **Homer** und **Ossian** Stellen, denen diese sehr gleich kommen. Fast sollte man auf den **Argwohn** fallen: es sey erdichtet, weil man unter uns kaum ein Beyspiel einer solchen unverdorbenen Menschennatur finden sollte; wenn man aber die Schilderungen der **Wilden** in **Carvers** Ketten nach den innersten Gegenden von **Nordamerika**, besonders die ganz hinreißende Naturanbetung bey dem Wasserfall am **Mississippi**, die ein indianischer Prinz dem großen Geiste, so ganz aus der Fülle des Herzens, bringt, hiermit vergleicht; so wird man finden, daß es innere Naturwahrheit, und keine Erdichtung sey. Kaum läßt sich auch solche Simplicität der Natur erdichten.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Fünf und Drenzigstes Stück.

Über Sittlichkeit und Tugend.

Der Gegenstand deines Strebens sey mehr die Vollkommenheit, die von dir, als Lustgefühle und Güter, die von äußern Umständen und andern Menschen abhängen. Im ersten Falle hat dein Streben allezeit einen Werth und einen Erfolg; im zweiten, wenn Lustgefühle und die Mittel dazu dein Abgott sind, bleibt es allezeit ohne Werth und sehr oft ohne Erfolg. Lauf dein Leben durch bunten Schmetterlingen nach, du wirst die flüchtigen Thierchen hundertmal nicht haschen und die Achtung des weisen Menschen für allezeit verlieren.

Der Mensch ist nur dann etwas, das einen Werth hat, wenn er tugendhaft und sittlich gut ist. Jedem Wesen, das sich selbst fühlt, muß es am meisten darauf ankommen, was es selbst sey. Alle andere Dinge wechseln; sich selbst trägt man beständig mit sich.

Um ganz ohne Leiden in steter Freude zu leben, müßte man Macht haben, nach Belieben den Willen der Menschen

und den Lauf der Natur zu ändern; um froh und selbst zufrieden zu leben, darf man nur sich ändern. Über Dinge außer dir vermagst du mit aller Anstrengung wenig; über dich alles. Du kannst keinen ewig heitern Frühlingstag in der Natur; aber du kannst einen in deiner Seele schaffen.

Der menschliche Richter sieht auf die Handlung, die der Mensch thut; Gott auf die Quelle, aus der sie fließt: Jener, wie viel Gutes oder Böses du gestiftet; dieser, ob und wie viel du Gutes oder Böses stiften wolltest. — Der Böse vermag nichts über die Handlungen, die einmal geschehen sind; aber alles über Herz und Willen, aus denen sie kamen. Man kann nicht ändern, was vorüber; aber bessern, was man selbst ist.

Jede Handlung werde mit Güte und Gerechtigkeit, mit Kraft und Klugheit, mit Besonnenheit und Selbstgegenwart unternommen und ausgeführt! — Ohne Güte und Gerechtigkeit giebt's keine gute

M m

gute



gute Handlung, ohne **Muth** und **Tapferkeit** kommt es bey einiger **Beschwer-
niß** nicht zur **Ausübung** — ohne **Klug-
heit** wird **Güte** oft an **Umwürdige** und
nicht mit rechter **Maße** vertheilt — und
endlich ohne **Besonnenheit**, **Selbstge-
genwart**, leitende **Selbstherrschafft**
wird oft noch mitten in der **Ausführung**
gefehlt.

Furchtsame slavische Ehrbezeugung
gegen **Große** und **Reiche** wirkt bey dir
und andern nur zu leicht, übermäßige
Hochachtung vor **Reichtum** und **Macht**.
Sobald man einig wird, an dem Men-
schen nichts als **Tugend** hochzuachten,
fordert man auch sich und andere auf,
tugendhaft zu seyn. Du sollst vor hö-
heren nach den **Regeln** bürgerlicher Über-
einkunft deinen **Rücken**; aber nur vor
Rechtsschaffenen nach der **Vorschrift** der
Bernunft deinen **Geist** neigen.

Tugend und **Fehler** gränzen oft so
nahe an einander, daß es schwer fällt,
sich vor einem Gebiete nicht in das andere
zu verirren. Wer so redlich und gut
mit dem Menschen meynt, daß er andere
nicht betrügen mag, ist oft eben darum
so leichtgläubig, daß er leicht mag betro-
gen werden. Er nimmt sein eigen Herz
zum **Maßstabe** jedes andern. Dieß ist
ein gutes Herz, aber kein richtiger Maß-
stab. — Der alte Deutsche war gast-
fren, aber auch unmäßig — der Freund
wird leicht parteyisch, zu nachgiebig und
schwach gegen den Freund, zu hart und
ungerecht gegen andere.

Die einzige Art seine **Freiheit** zu be-
haupten, besteht darin, nie etwas anders

zu wollen, als man soll; dann darf man
thun, was man will.

Die **Absicht** und **Reinheit** des
Willens bestimmt den **moralischen**;
der **Erfolg** und **Einfluß** auf die **Ge-
sellschaft** den **politischen** Werth unserer
Handlungen. Die **That**, die in ihren
Folgen so helle glänzt, ist oft eben so trübe
in ihrer Quelle. Der **Hörer** und **Zu-
schauer** kann größtentheils nur nach je-
nen, der **Thäter** selbst soll sich einzig nach
dieser beurtheilen.

Man sorgt für **Glücksgüter** und
Reichtum so sehr, als hieng von hier alles —
und für **Tugend** und **sittliche Vollkom-
menheit** so wenig, als hieng von hier wenig
oder nichts von uns ab. Die ersten wol-
len ganz unsere **Menschenhände** erwer-
ben; die letzte soll uns **Gottes Gnade**
beynabe ohne unser **Zuthun** geben. Und
doch verfährt der **Weiseste** bey seinem Un-
terrichte grade umgekehrt. Er befiehlt
vor allem nach **Gottes Reich** und **Gerech-
tigkeit** selbst zu **streben**, und sichert uns
dann die **Hoffnung** zu, auch was wir
sonst noch bedürfen, durch **Gottes Fügung**
zu **erhalten**. Es hängt von dir ab, so
gut zu seyn, als du willst; aber nicht im-
mer, so viel zu haben, als du verlangst,
oder bedarfst. **Hagel** und **Bliz** und
allerley **Unfall** kann deine **Felder** und
Wohnung; aber nicht deine **Tugend** an-
tasten.

Tugend und **Gottesverehrung** hält
man, wie ein **Paradekleid**, das man
nur an **Feyertagen** für die **Kirche** anzieht,
und dann zu **Hause** wieder ablegt —
oder wie eine **Arzenei**, die man am Ta-
ge

ge ein paarmal einnimmt, um sich vor todesgefährlicher Krankheit zu retten. Aber deine Seele bleibt nackt, wenn sie nur dein Parade- und nicht dein Hauskleid — krank und schwach, wenn sie nur deine Arzenei und nicht dein tägliches Brod ist.

Trenne Rechtschaffenheit und Klugheit, so ist die erste oft nur blinder Eifer, und die zweite niedrige Schlaueheit. — Vereine sie, so sind sie wohlthätige Weisheit.

Der Weiseste und Rechtschaffenste ist ein König unter den Menschen, andere Könige sind es unter den Bürgern.

Eine tapfere That macht keinen Hellden, und eine gute keinen Gerechten.

Mit manchen Tugenden ist's noch dormalen, wie mit Pflanzen. Einige kommen besser auf gut bestelltem, andere auf unbestelltem Boden fort — einige bey Wilden, andere bey cultivirten Nationen. Der rohe Deutsche war offenerzig und wahrhaft, der verfeinerte zurückhaltend und auch wol arglistig. Man gewinnt bey dem Ausarbeiten an Politur, verliert aber auch oft eben so viel an Stärke und Kraft. Wo sich Licht des Verstandes mit der Kraft des Entschlusses gattet, da steht der Muth der rohen und die Einsicht der cultivirten Völker im Einklange, da errichten sie der Tugend einen Thron, auf dem sie allgewaltig herrscht.

Man will sich so gern unter seinen Brüdern auszeichnen; jener, indem er die Welt umsegelt und Menschen aufsucht; dieser indem er sich in eine Einöde verfricht und sie flieht. Doch liegt wahre

und schätzbare Auszeichnung nicht darin, ganz besondere Posten zu wählen, sondern jenen, den man uns anwies, mit ganz besonderer Treue zu verwalten. Bey einer schlechten Schauspielergesellschaft will jeder den König machen, damit er glänze; bey einer guten jeder nur die Rolle, die ihm so angemessen ist, daß er sie gut spiele.

Kleine Geister jammern über mißlungene Pläne, große eilen zu neuer Thätigkeit. Doch, wenn das Ziel, worauf man losstrebt, der Menschenvernunft nicht würdig ist, so sinkt der große Geist zum kleinen herab. Er wandelt mit Kraft, aber nicht im Lichte; er ist der Verschwender seines Vermögens, wenn er nicht Menschenwohl damit einlöset.

Seine Entschliezung auf Neigung bauen, ist Slaveren; sie auf Vernunft und Tugend gründen, ist die wahre Weisheit des Menschen.

Man strebt sich zu heben, aber mehr zur hohen Würde, als zur Würdigkeit; sorgt für den Hut, aber nicht für den Kopf; für ein Ehrenzeichen auf der Brust, aber nicht für das Herz, das darunter schlägt. Tugend im Herzen ist der einzige ehrmachende Stern im Orden der Menschheit.

Wo sich die Vernunft von der Neigung und Leidenschaft überwältigen läßt, da wird der geborene Slave Herr, und der geborene Herr Slave. Sey tugendhaft und über niedrigen Stand erhaben, so erhältst du die Freundschaft eines großen Mannes; sey niederträchtig und kriecherlich,

frieche, so erwirbst du die Gunst, irgend eines großen Herrn.

Mit Tugenden und Edelsteinen wird viel Betrug gespielt; sie lassen sich nachkünsteln und nur durch ein Kennerauge unterscheiden. Die meisten Menschen suchen ihre Tugenden bekannt zu machen, wie der Kaufmann seine Waaren — sie wollen sie hoch an den Mann bringen.

Suche nicht tugendhaft zu scheinen, sondern zu seyn. Heuchelen, Schein von Wahrheit stiften in der Welt viel leicht mehr Böses, als Wahrheit und Tugend Gutes. — Indessen ist doch Heuchelen mit unter auch ein Tribut, den das Laster der Tugend zollet. Man würde den Schein von dieser nicht annehmen, wenn man nicht überzeugt wäre, daß sie jedem Hochachtung abnöthige, und sie verdiene.

Die Tugend zwingt jedermann Ehrfurcht ab. Die größten Bosewichter wagen es nicht, dagegen aufzutreten. Arm oder reich — schön oder häßlich — berühmt oder unberühmt — gerehrt oder unwissend, das steht ihrer Lästerung nicht im Wege; aber Tugend hemmt sie. Bedarf's noch Beweise, daß sie, als das höchste Gut von Guten und Bösen angesehen werde?

Wahrheit und Tugend gleichen bey ihrem Liebhaber einem entfernten Berge. — Er behält ihn immer im Auge, aber er kommt ihm nur langsam nahe.

Die Tugend ist ein Mantel, den der Bosewicht umhängt, um sich Sonnen-

schein und gut Wetter zu machen; und in den sich der Rechtschaffene hüllt, um sich gegen Regen und Sturm zu schützen.

Ein bescheidener Tugendhafter ist ein fruchtbarer, dickbelaubter Baum. Er verbirgt die Früchte unter den Blättern. Mit diesen bedecken unsere Stammältern ihre Nacktheit, und er seinen Reichthum.

Es giebt Leute, die kaltblütig Schurkenstreiche aussinnen, aber doch bey der Ausführung vor ungerechtem grausamen Drucke der Unschuld zurückbeben. Sie scheinen einen Teufel im Kopfe und einen Engel im Herzen zu haben. Seelig, wer sich mehr im Geseße gefällt, das in unserm Herzen, als im Plane, der zu fremden Verderben im Kopfe steht.

Wo ist bewährte Tugend? — Hör' es! — Das wahre Gold widersteht dem Feuer, das keusche Weib dem Golde, und der weise Mann dem Weibe.

Der Tugendhafte bleibt schätzbar, auch in Dunkelheit und Bedrückung; und der Bosewicht wird es nie, auch im Glanze und in Hoheit. Der Diamant behält seinen Werth, wenn er auch in eine Mistgrube fällt, und der Gassenstaub erhält keinen, wenn ihn der Wind auch zu den Wolken hebt.

Die Freunde des Wahren und Guten sind so sanft, daß sie sich keine Gewalt erlauben, um es zu verbreiten, und so stark, daß sie dazu keine Gewalt vermag, es zu verläugnen. Siehe die Geschichte Jesu und der Apostel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund

241

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Sechs und Dreyzigstes Stück.

Über Sittlichkeit und Tugend.

(Bechluss)

Der Mensch bläst sich in seinem Eigendünkel zu einer Gottheit auf, und sinkt durch Begierlichkeit bis zum Thiere herab. Er ist so stolz, daß er mehr seyn will, als ein Mensch, und so niederträchtig, daß er oft lebt wie ein Thier. Seine eitle Einbildung hebt ihn über die Wolken, und seine Sinnlichkeit heftet ihn an die Erde. Sein Flug ist für seine Schwerekraft zu hoch, und sein Fall für seine Schwungkraft zu tief. Er muß mit seinem Körper an der Erde bleiben; aber er kann sich mit seinem Geiste gen Himmel schwingen. Er kann ohne sinnliche Neigungen nicht leben; aber er soll sie durch Vernunft leiten. Neigungen sind rasche Pferde, die uns von der Stelle bringen; aber die Vernunft muß die Zügel halten und sie lenken.

Es giebt eine sinnliche Größe, da man viel Angenehmes genießt; und eine gelehrte, da man viel Wahres erkennt,

und eine eine **sittliche**, da man viel Gutes und nur Gutes will und thut. Der reiche Angesehene und Wohllebende hat die erste, der gelehrte Kenner hat die zweite, der Tugendhafte die dritte. Man kann arm und unwissend, aber man darf nie ein Bösewicht seyn. Nach **sinnlicher** und **geistiger** Größe können und dürfen nicht alle streben; aber die Anstrengung nach **sittlicher** darf man keinem Menschen erlassen. Die ersten beiden hangen meist von dem ab, was nicht in unserer Gewalt ist, die letzte hängt von uns ab.

Da sich Vernunft und Neigungen nicht mit einander vertragen, so wollten einige dieser entsagen und Götter — und andere jener, und Thiere werden. Doch beide bleiben Menschen, die bald diese, bald jene herrschen lassen. Nur wenige sind es, die der Vernunft ein fortdauerndes Recht zubefehlen und den Neigungen eine unerlässliche Pflicht zu gehorchen, anweisen.

M n

Reicht



Recht und Unrecht ändert sich oft nach dem Klima. Ein neuer Grad der Polhöhe wirft die ganze Jurisprudenz über den Haufen; ein neuer Meridian entscheidet anders über die Wahrheit. — Bende haben ihre Gränzen an dem Bach oder Gebirge, das die Gränze des Landes ist. Doch das ist Recht und Wahrheit, nicht wie sie in der Natur des Menschen gegründet sind, sondern, wie sie durch Menschen entstellt werden.

Die Bösen vergessen ihre Übelthaten und die Guten ihre Wohlthaten. Der Bester vergift das Gute, das er andern thut, und das Böse, das sie ihm thun.

Wenn uns die Vernunft nur Streitregeln und keine Waffen giebt, so fällt sie uns selber nichts mehr sagen, als daß wir Weisheit im Denken, und Ehre in der Handlung sind. Sie wird unsere scharfe Anklägerin und hülfslose Freundin. Sie muß, wenn der Mensch nicht das Spiel der Neigungen seyn soll, ihm nicht nur Licht, sondern auch Kräfte geben, zeigen, wohin er soll und in Bewegung setzen, damit er gehe. Wissen ohne Thun hat keinen Werth.

Es giebt zwei Sätze der menschlichen Tugend und Wohlfahrt, die es aber nicht dann sind, wenn man sie mit einander verbindet. Sie heißen der wahre Geschmack des Lebens und der öftere Gedanke des Todes. Man muß sich des Lebens freuen, und nicht den Tod nicht wünschen und nicht wünschen. Eine tugendhafte Handlung möge wol lob verdienen. Wenn aber der

Handelnde dieß offenbar dabei sucht und fodert, so glaubt jedermann sich berechtigt, es ihm zu versagen. — Zeugt dieß nicht von der allgemeinen Überzeugung, daß man Gutes nicht um des Lobes, sondern um des Guten Willen thun müsse.

Wer so lebt, daß er den Tod nicht zu fürchten hat, hat nichts zu fürchten — und der Gute, der nichts fürchtet, ist den Bösen am meisten fürchtbar.

Warum wanken die Menschen so sehr links und rechts? Sind bald böse bald gut? Ihre Seele hat kein Ziel, auf das sie unwandelbar gerichtet wäre. Wer sein Auge auf einen Punkt fest und grade für sich hinsetzt, geht sicher über schmale Wege; wer seitwärts blickt, den ergreift der Schwindel.

Leib und Seele sagt alle Welt. Ein Beweis, daß man insgemein nach der Sinnlichkeit spricht. Sprache man nach der Vernunft, so würde man sagen Seel und Leib. Man kann sich auch in die Tugend verlieben; aber man muß sie nicht so viel lieben, weil sie Schönheit hat, als weil sie Achtung verdient. — nicht aus Neigung, sondern vernünftig; nicht wie sein Mädchen, sondern wie sein Weib. Ein empfindlicher Tugendverliebter wird kalt, wie jeder empfindliche Liebhaber ein rechtschaffener Gatte bleibt treu. Ein Weiser lacht, kein anderer weint. Am besten ist, weder lachen noch weinen, sondern mit eiserner Heldenheit wandeln, und seinen Nichtstey halten.

Man spricht nun viel vom reinen Vernunft. Ich schätze die Männer, die hier

Hier alles ins Reine bringen wollen; aber thut man auch eben so viel fürs reine Herz? Hier sollte es jeder zuerst ins Reine mit sich selbst bringen.

Betrage dich gegen Gott, wie ein Kind, gegen die Menschen, wie ein Bruder, gegen alles Ubrige, wie ein Mensch, der mit Vernunft begabt, das erste unter allen sichtbaren Geschöpfen ist, und seinen Rang mit Würde zu behaupten weiß. — Sieh hier den Inbegriff aller Sittenlehre.

Es giebt zweyerley Unschuld: eine, weil man von keiner Sünde weiß, und wieder eine, weil man sie flieht und besiegt. Die erste ist Almosen Brod, die zweite Brod für Arbeit. Erworbenes Brod schmeckt und bekommt am besten. Vernünftige Unschuld ist etwas Göttliches.

Der Tugendhafte hält keine Handlung für gering. Keine Handlung des Menschen ist kinderlos; jede pflanzt sich durch Folgen fort, und oft wird aus einem Adam eine ganze Welt.

Die Menschen sind nicht da, um nebeneinander zu grasen, und ein Mann, der ein Vermunft- und Tugendgesetz in sich trägt, kann sich mit einem süßern Gedanken niederlegen, als, daß er satt ist.

Weichherzige, hochfliegende Gefühle sind nicht das Element, in denen dauerhafte Tugend wohnt. Sie können uns aufblähen, aber nicht zur wahren Größe aufrichten; sie können das Herz reizen, aber nicht stärken; jene verbräusen und dieß kehrt zur natürlichen Lebensbewegung zurück, und fühlt nun, wie nach einer Fieberhitze, seine Mattigkeit mehr, als vorher. Gefühle bringen Anwandlungen,

Grundsätze allein feste Tugend hervor. Kaltes Eisen ist fester als glühendes; Entschluß und Muth mit Kälte unentweglicher, als rasches Feuer.

Der Bösewicht sitzt in einem Kerker, den er nicht dulden und von dem er nicht frey seyn will. Er verabscheut die Finsterniß, die ihn umgiebt, und haßt das Licht, das sie vertreibt. Jede Stunde seines Lebens ist ihm unerträglich, und noch unerträglicher die Stunde seines Todes. Er ist unzufrieden so zu leben, wie er lebt, und will auch so nicht sterben, wie er ist. Sein Bestreben besteht nur darin, zu vergessen, wer er ist, woher er kommt und wohin er soll.

Der solideste Reichthum ist — ein angebaüter Kopf, und ein gutes Herz.

Die seltensten großen und guten Männer sind jene, die es aus Religion sind.

Wer die Kraft seiner Seele gebraucht, um sie thätig gut und tugendhaft zu machen, dem dient sie nur, seinen Leib vor Fäulniß zu bewahren. Wer sich immer zum Kampfe gegen seine Neigungen gefaßt hält, der zieht in den Krieg. Wer darin stirbt, wird selig.

Man kann rastlos streben, und doch Ruhe haben, wenn man auf das Menschenwürdige Ziel los strebt. Wer auf sinnliche Lust und Wohlleben Jagd macht, ist ein irrender Ritter, reitet sporenreichs durchs Leben, und findet keine bleibende Stelle, bis ihn der Tod aus dem Sattel hebt. Glücklich, wer zu rechtschaffen ist, um verachtet zu werden; der ohne Aufsehen alles darf, weil man von ihm gewiß ist, daß er nichts Böses oder Schädliches will.

Se

Je weniger jemand gegen seine Neigung gezwungen wird, desto mehr politische Freiheit glaubt er zu genießen; je weniger jemand nach Neigung, je mehr er nach Vernunft handelt, desto mehr moralische Freiheit besitzt er.

Der ganz gesunde Mensch wüßte nichts von der Gesundheitslehre und der ganz gute nichts von der Sittenlehre. Sittenlehre ist Arzneylehre für den Kranken, und Reglement der Diät für den Gesunden.

Ein Mensch mit fortwährendem Bestreben besser zu werden, ist ein ächter Priester des Höchsten, allezeit im Dienste des göttlichen Wesens.

Das Göttlichste im Menschen ist Vernunft — und das Unseligste, das Göttliche von Gott losgerissen, oder mißgebrauchte Vernunft. Dann bin ich königlich groß, wenn ich der Vernunft gehorche.

In allen Gesetzen und Handlungen darf die Frage, ob es nützlich sey? erst dann gelten, wenn vorher entschieden worden, daß es recht ist.

Jedermann, sagt Augustin, hat seine Sündflut, seinen Adam und seine Eva. Die Schlange sind die reizenden Gegenstände, die Eva ist unsre Begierlichkeit und der Adam unsere Vernunft. Wie leicht läßt sich aber so oft die Eva von der Schlange und der Adam von der Eva überlisten.

Wer tugendhaft scheinen will, ob er es gleich nicht ist, zeigt eben dadurch eine Hochachtung für die Tugend, ob er sie gleich nicht hat. Sonst legt man dem, was uns mangelt, gerne einen geringen Werth bei, damit uns ja nichts Wichtig-

ges mangelt. Aber Tugend und Rechtsschaffenheit getraut sich niemand herabzusetzen. Sie bleibt uns immer von so vorzüglichem Werthe, daß wir als Rechtsschaffene zu gelten suchen, wenn wir es auch nicht sind.

Wer sich getreu an die Vorschriften der Tugend halten will, muß sich gegen die Reize des Lasters rüsten. Ein Mensch, den man unvorbereitet überfällt, ist schon halbgeschlagen. Dagegen, wer sich gefaßt hält, ist so gut, als ihrer zwey.

Auch der Beste bleibt noch unvollkommen. Das Leben des Menschen ist eine unvollendete Predigt. Viele sterben bey dem **Exordium**; andere kommen bis zum **Thema** und zur **Division**; einige haben auch schon das Gerippe zur **Ausführung** vor sich liegen. — Aber zur rechten **Ausführung**, **Application** und zum **Amen** kommt keiner.

Mittel wider die Finnen der Schweine.

Die Schweine, bey welchen man nicht versichert ist, ob sie rein sind, müssen wenigstens 14 Tage vorher, ehe sie geschlachtet werden, 24 Stunden hungern; nachher nimmt man 2 Loth Spießglas (*Antimonium crudum*), 2 Loth Hanfsaamen und 2 Loth Fenchel-Saamen; pulverisirt das alles fein, und giebt es in warmen Schrootwasser nach und nach zu saufen. Diese Portion ist für 1 Schwein. Durch dieses Mittel kommen die Schweine in Schweiß und die Finnen vergehen.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Sieben und Drenzigstes Stück.

Die wüste Insel.

aus dem Französischen

Ein reicher gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freiheit, und ließ ihm ein Schiff mit vielen kostbaren Waaren ausrüsten. "Geh, sagte er, und segle damit in ein fremdes Land; wuchre mit diesen Waaren, und aller Gewinn soll dein seyn." Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meer, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth die Ufer einer Insel. Hungerig, nackt und ohne Hülfe gieng er tiefer ins Land und weinte über sein Unglück; als er von fern eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit lautem Freudengeschrey entgegen kam: "Heil unserm Könige!" riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen und führten ihn in die Stadt. Er kam

in den königlichen Pallast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, eine königliche Binde um seine Stirn band und ihn einen goldnen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder, und schwuren ihm im Namen des ganzen Volkes den Eid der Treue.

Der neue König glaubte anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum; bis die Fortdauer seines Glücks ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sey. Ich begreife nicht, sprach er bey sich selbst, was die Augen dieses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande?

So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen,

sen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Bezier, redete er ihn an, warum habt ihr mich denn zu eurem Könige gemacht? Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eurer Insel angekommen sey? und was wird endlich mit mir werden?“, Herr, antwortete der Bezier, (so heißt in den Morgenländischen Reichen der vornehmste Bediente des Regenten) die Insel wird von Geistern bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adams zu senden, daß er sie regiere. Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre, an dem nemlichen Tage, einen Menschen an ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen, und der bestimmte Tag wieder erschienen: so wird er seiner Würde entsezt, man beraubt ihn des königlichen Schmucks, und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt ans Ufer, und legen ihn in ein besonders dazu gebantes Schiff, das ihn auf eine andere Insel bringt. Diese Insel ist wüste und öde; jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kommt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglück Theil, und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummer-

volles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des alten Königs geht das Volk dem neuen, den ihnen die Vorsehung des Allmächtigen jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen, und nimmt ihn mit gleicher Freude wie den vorigen auf. Dies, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reichs, das kein König während seiner Regierung aufheben kann.

„Sind denn auch meine Vorgänger, fragte der König weiter, von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?“ Keinem von ihnen, antwortete der Bezier, war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr, ohne weise zu seyn. Andere berauschten sich in der Süßigkeit ihres Glücks, sie getrauten sich nicht, an die wüste Insel zu denken, aus Furcht, die Unnehmlichkeit des gegenwärtigen Genusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus einer Freude in die andere, bis ihre Zeit um war und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fiengen alle an, sich zu beklagen, und ihre Verblendung zu befeuzen; aber nun war es zu spät, und sie wurden ohne Schonung dem Elende übergeben, das sie erwartete, und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen.

Diese Erzählung des Geistes erfüllte den König mit Furcht, er schauderte vor dem Schicksale der vorigen Könige, und wünscht,

wünschte, ihrem Unglücke zu entgehen. Er sah mit Schrecken, daß schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verlossen waren, und daß er eilen mußte, die übrigen Tage seiner Regierung desto besser zu nützen. „Weiser Bezier, antwortete er dem Geiste, du hast mir mein künftiges Schicksal und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will.“ „Erinnere dich, Herr, antwortete der Geist, daß du nackt auf unsere Insel gekommen bist; denn eben so wirst du wieder hinausgehen, und nie wieder zurück kommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht; wenn du es nemlich fruchtbar machst und mit Einwohnern besetzt. Dies ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir so vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wo du sie hinsendest. Schicke also eine Menge Arbeitsleute hinüber, und laß die wüsten Felder in fruchtbare Aecker verwandeln; baue Städte und Vorrathshäuser und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln. Mit einem Worte: bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile; laß keinen Augenblick ungenützt vorbegehen, denn die Zeit ist kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thust, desto glücklicher wird dein Aufenthalt dort seyn. Denke dein Jahr sey morgen schon um; und nütze

deine Freiheit wie ein kluger Flüchtling, der dem Verderben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verlohren, und langes Elend ist dein Loos.“

Der König war ein kluger Mann, und die Rede des Geistes gab seiner Entschließung und seiner Thätigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab; sie gingen mit Freuden und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fieng an, sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Dem ohngeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht nach; er sandte immer mehr Einwohner hinüber, und die folgenden waren noch freudiger, als die ersten, da sie in ein so angebautes Land giengen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Unterdessen kam das Ende des Jahres immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblick gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sah ihm mit Sehnsucht entgegen: denn er gieng in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine dauernde Wohnung gebaut hatte. Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Pallaste gegriffen; seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsort führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit

großer Ehre empfangen, und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit; er gab ihm die Unsterblichkeit seiner Unterthanen und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott; der Slave, den sein Herr sendet, ist der Mensch bey seiner Geburt; die Insel, wo er anlandet, ist die Welt; die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Besizer, der ihn von dem traurigen Schicksale, das ihm bevorstehet, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeitsleute, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige aber, welche vor ihm dahin gegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohte, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich bloß mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken; sie werden mit Mangel und Elend bestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen er-

scheinen, die an allen guten Werken leer sind.

Ein artig Kunststück.

zu machen, daß man eine Sache mit Augen sieht, die doch durch eine andere verdeckt ist; da man weder Auge noch Sache von der Stelle verrückt. Und dennoch sieht man die Sache selbst, nicht etwa das Bild davon.

Man stelle eine Obertasse vor sich auf den Tisch, die inwendig auf dem Boden ein Blümchen hat, dergleichen gemeinlich die Obertassen zu haben pflegen. Sieht man jetzt das Blümchen an, so rücke man nun mit dem Kopfe nach und nach so weit zurück, bis das Blümchen eben aus den Augen verschwunden ist, und man gar nichts mehr davon erblickt. So halte man den Kopf unbeweglich still. Man sieht nun das Blümchen nicht, der Rand der Tasse verdeckt es. Läßt man nun von jemandem diese Tasse mit reinem Wasser vollgießen, so wird man zu seinem Erstaunen das Blümchen in seiner ganzen Gestalt und Größe sehen. Hat die Tasse kein Blümchen, so lege man einen Dukaten auf den Boden; denn wer keine Kaffee-Tasse im Hause hat, hat eher einen Dukaten; und der schwere Dukaten, Gold ist das Schwerste, wird hoch in der Tasse sichtbar seyn. Man wird das Kunststück gewiß zum Vergnügen wiederholen. Wer die Ursach wissen will, lerne Naturlehre.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Acht und Drenzigstes Stück.

Von den Perlen und dem Perlenfange.

Die Perlen werden in verschiedenen Arten von Muscheln gefunden, die theils zu den Austern, theils zu den andern Muscheln gehören. Gemeiniglich hat eine Muschel mehr als eine Perle, und zuweilen hat sie deren so viel, daß das Thier daran sterben muß. Aber unter den verschiedenen Perlen, die in einer Muschel gefunden werden, ist gemeiniglich nur eine von besonderer Größe und Schönheit, die daher auch am meisten geschätzt wird. Die Perlen werden in allen Theilen des Leibes desjenigen Thieres gefunden, welches die Muschel bewohnt; in dem Kopfe, dem Magen, kurz, in einem jeden fleischigen Theile desselben.

Die Perlen sind bey diesen Thieren eine Krankheit; ungefähr so eine Krankheit, als der Stein bey Menschen und Thieren ist. Der Mensch, dessen Eitelkeit auf die seltsamsten Dinge gerathen ist, ist auch auf den Einfall gekommen, auf diese Krankheit einen besondern Werth zu setzen, und sie zu seinem Schmucke

anzuwenden. Wenn er als ein geschickter Wundarzt das Thier auf eine behutsame Art von seiner Plage befreiete, so würde er seine Eitelkeit befriedigen, und das Thier würde vielleicht seine hilfreiche Hand segnen. Aber wir werden im folgenden sehen, daß er als der grausamste Tyran mit diesen unschuldigen Geschöpfen umgehet.

Man findet die Muscheln, die dieser Krankheit unterworfen sind, in allen Theilen der Welt, selbst in einigen Flüssen Sachsens. Die besten Muscheln dieser Art, das ist, die kränktesten und gebrechlichsten finden sich aber doch in den Meeren um Asien, besonders in dem persischen Meerbusen, und die Perlen, die man daher erhält, werden orientalische Perlen genennet, und am theuersten bezahlt, weil sie größer, heller und schöner sind, als andere.

Da sich die Perlenmuscheln tief in dem Meere an die Felsen unter dem Wasser fest anhängen, und ihren Ort niemals

P p

ver

verlassen, so ist es eine mühsame und gefährliche Arbeit, sie zu bekommen. Man hat daher gewisse Leute, welche Taucher genannt werden, die sich von Jugend auf gewöhnen, eine Zeitlang unter dem Wasser zu bleiben, ohne Athem zu holen; ja einige haben es so weit gebracht, daß sie fast eine halbe Viertelstunde unter dem Wasser bleiben können.

In dem persianischen Meerbusen fischen man die Perlenmuscheln nur zweymal im Jahre, nämlich im Frühlinge und im Herbst, weil die Krankheit alsdann am heftigsten unter den Muscheln wüthet. Dann kommen viele hundert, und oft einige tausend Fischerkähne zusammen, in deren jeden sich ein oder zwey Taucher befinden. Die Kähne werfen an solchen Orten Anker, wo sich Felsen unter dem Wasser befinden, und wo das Wasser noch fünf Klaftern tief ist. Alsdann bindet sich der Taucher einen schweren Stein um den Leib, und noch einen an den Fuß, damit er desto geschwinder auf den Grund komme, und von dem Wasser nicht fortgetrieben werde. Er bindet sich überdies ein starkes Seil um den Leib, dessen anderes Ende an dem Kähne befestiget ist, und mit welchem man ihn wieder heraus ziehet, wenn er Athem holen will. In dieser Verfassung läset er sich auf den Grund hinunter, wo er sich seine Zeit so gut, als möglich, zu Ruhe zu machen sucht. Er reißt alle Perlenmuscheln, die er sieht; denn in dieser Tiefe kann er unter dem Wasser noch ganz bequem sehen; herunter, und steckt sie in ein Netz, das er sich um den Hals gebunden hat. So

balb sein Netz voll ist, oder wenn ihm der Athem fehlet, so thut er einen Ruck an das Seil, hält sich mit beyden Händen an, und wird von denen, die in dem Kähne sind, den Augenblick herauf gezogen. Oft bringet er fünf hundert Muscheln, oft aber kaum funfzig mit.

Das Wasser ist in diesen Gegenden gemeinlich sehr helle; sonst würde der Taucher nicht sehen können, was um ihn ist. Wenn er aber einen Raubfisch kommen höret, so macht er das Wasser zuweilen trübe, damit der Fisch ihn nicht sehe. Allein dessen ungeachtet werden immer viele Taucher von den großen Fischen gefressen, und andere werden oft nur mit einem Arme, oder einem Beine herauf gezogen.

Wenn ein Taucher mehr Muscheln findet, als er auf einmal fortbringen kann, so leget er sie auf einem Haufen zusammen, kommt herauf, Luft zu schöpfen, und taucht dann wieder unter, um seinen Schatz zu holen, wenn ihm derselbe nicht gestohlen, und zwar, im eigentlichen Verstande gestohlen worden; denn hier giebt es auch Diebe unter dem Wasser. Weil die Kähne sehr nahe bey einander stehen, so geschiehet es oft, daß die Taucher unter dem Wasser zusammen kommen, und sich schlagen, wenn einer dem andern seinen zusammen gelesenen Haufen Muscheln entwenden will.

Als ein Taucher merkte, daß ein anderer ihm dasjenige stahl, was er mit so vieler Mühe zusammen gebracht hatte, so warnete er ihn einigemal. Als die er aber fortfuhr, ihn zu bestehlen, so ließ er

er ihn einesmales zuerst untertauchen, und folgte ihm sogleich mit einem Messer in der Hand nach, ertappte ihn auf frischer That, und ermordete ihn auf der Stelle, so daß man nicht eher was davon gewahr wurde, als bis man ihn todt herauf zog. So ist kein Element vor der menschlichen Bosheit sicher!

Weil sich die Leute in diesen Gegenden von Jugend auf zum Untertauchen und Anhalten des Athems gewöhnen, so werden sie darin sehr geschickt, und auch nach ihrer Geschicklichkeit bezahlt. In dessen ist doch diese Arbeit so schwer, daß sie des Tages nicht über sieben bis acht mal untertauchen können. Einige von ihnen sind so begierig, mehr Muscheln zu bekommen, als ihre Nachbarn, daß sie vor großer Begierde auch das Athemholen vergessen, und unter dem Wasser erstickten.

Man fischet die Perlenmuscheln nur des Vormittages. Wenn der Mittag heran rückt, so fahren alle Rähne an das Ufer. Hier machen sie eine große Menge viereckiger Gruben, die vier bis fünf Fuß tief sind. Die Erde, die sie aus den Gruben graben, werfen sie an der Seite in Gestalt kleiner Hügel auf. Auf und an diese Hügel legen sie die erbeuteten Perlenmuscheln eine neben der andern. Da das Thier nur allein im Wasser zu leben gewohnt ist, so muß es hier auf die grausamste Art verschmachten. Indem es stirbt, öfnet sich auch die Schale, und bleibt offen. Wenn nun das Fleisch verfaulet ist, so fällt die Perle aus der Muschel in die dabey befindliche Grube, aus wels

welcher man sie hernach holet, und sie von dem Sande und andern Unsauberkeiten reiniget. Man liest sie aus, sortirt sie nach der Größe und verkauft sie.

Die Perlen haben den Vortheil, daß sie weder geschliffen noch poliret werden dürfen. Sie haben alle ihren Glanz und ihre ganze Schönheit von Natur. Man hat weiter nichts nöthig, als ein Loch dadurch zu bohren, wenn sie ein Loch haben sollen.

Die unächten Perlen werden in Europa von den Schuppen des Weißfisches gemacht, die fast eben den Glanz haben, als die natürlichen Perlen. Man bläset erst geschmolzenes Glas in besondern Formen zu sehr dünnen Perlen, läßt hernach eine Masse, die von den Schuppen des Weißfisches zubereitet wird, hinein laufen, welche, wenn sie trocken geworden ist, durch das Glas durchscheinet. Endlich füllet man diese gemachten Perlen mit weißem Wachs aus. Der Erfinder dieser Kunst hieß Janin.

Was man im gemeinen Leben Perlenmutter nennet, kommt nicht von der Schale der Perlenmuschel sondern von einer ganz andern Muschel her, die auch das Seeohr heißt. Sie hat den Namen bloß daher, weil sie inwendig so weiß und helle wie eine Perle ist, übrigens aber mit allerley Farben spielt.

I. W.

Mittel gegen die Wanzen.

Endlich haben wir, wie es scheint, ein gewisses Mittel, die Wanzen zu vertilgen. Allen denen, welche mit diesem Ungeziefer

ge

geplaget sind, mache ich solches aus dem Reichsanzeiger bekannt, und ersuche diejenigen, welche davon Gebrauch machen, und die verlangte Wirkung erfahren, Bezeugung in diesem Wochenblatt zu geben. Es bestehet in einem einfachen Mittel. Man nimmet die Herbstzeitlose, auch nackte Hure genannt, (*Colchicum autumnale*) reibt damit die Gegend, wo die Wanzen sich aufhalten ab, stopft von den zerdrückten Blumen hie und da in die Fugen der Bettstelle etwas hinein, und läßt dieses gegen den Herbst wiederholen. Vielleicht, und sehr wahrscheinlich, daß eine Abkochung des getrockneten Krauts, oder der ausgepresste Saft womit die Fugen ausgepinselt wurden, das nämliche leistet.

Y — 8.

A n e k d o t e.

Heinrich IV. König von Frankreich, trennte sich einmal zufälliger Weise auf der Jagd von seinem Gefolge, und sahe

indem er dasselbe wieder auffuchte, einen Bauer auf einem kleinen Hügel. Der König fragte ihn, was er da machte? dieser antwortete, daß er da stünde, um den König zu sehen, auch gerne wissen möchte, ob er wohl da vorbehen kommt würde. Der König antwortete, er sollte sich hinten auf sein Pferd setzen, er wollte ihn zu dem Könige bringen. Unterwegs ließen sie sich beyde in ein Gespräch ein, wo unter andern der Bauer gefragt wird, woran er wol den König von den Hofleuten, die ihn begleiteten, unterscheiden würde? Das werde ich sehr leicht, antwortete der Bauer, denn die andern werden alle den Hut abhaben. Es wahrte nicht lange, so kamen sie zu der Gesellschaft. Sogleich nahm alles den Hut ab; worauf der König über die Schultern blickte, und den Bauer fragte, ob er jetzt wisse, wer der König sey? „Bey meiner Treu, antwortete der Bauer, entweder ihr müßt es seyn, oder ich bins; denn die Andern haben alle den Hut ab.“

Der Volksfreund

oder Gemeinnütziges Wochenblatt für den Städter und Landmann.

Neun und Dreyzigstes Stück.

Über eine sehr allgemeine Vergiftung, der wir alle ausgesetzt sind, nebst Vorschlägen, derselben auf das Beste zu entgehen.

Bley ist in allen seinen Gestalten, als Metall, als Silberglätte, Bleyweis oder Mennige, als Bleyzucker oder Bleyessig, als Bleyfalbe (Ceratum saturni) Bleywasser und Bleyextract, (Aqua vegeto-mineralis) als mannichfaltiges Bleyplaster (Emplastrum de Cerussa, de Lithargyrio, de Minio &c.) u. s. w. ein höchst gefährliches Gift für Menschen und Thiere. Zwar wirkt es, wenn es nicht in großer Menge auf einmal verschluckt wird, ungleich langsamer, als etwa Arsenik oder äsender Sublimat, selbst langsamer und verborgener, als die meisten giftigen Pflanzen; aber seine Wirkungen bleiben darum nicht aus, sondern werden um so fürchterlicher und unheilbarer, je länger das nach und nach in kleinen Portionen genossene Gift Zeit hatte, im Verborgenen zu schaden, und Zerstörungen in den Eingeweiden anzurichten, die sich nicht anders, als mit einem qualvollen Tode endigen.

richtigen, die sich nicht anders, als mit einem qualvollen Tode endigen.

Die Folgen der langsamen Bleyvergiftung sind: anfänglich Mangel der gewöhnlichen Munterkeit und Gesundheit, Trägheit, üble Laune, besonders nach dem Essen, Mangel an Appetit und gehöriger Verdauung, ungewöhnlich starker Durst nach dem Essen, Drücken und andere Beschwerden im Magen und Unterleibe, Verstopfung oft mehrere Tage lang. Diese Zufälle dauern, unter mancherley Wechselungen und Veränderungen, Jahre lang, und man pflegte sie gewöhnlich einem schwachen Magen, einer sitzenden mit Verdruss verbundenen Lebensart, oder auch der anfangenden Hypochondrie zuzuschreiben. Dauert der Giftgenuss fort, so werden die Beschwerden mit der Zeit heftiger, die drückenden Schmerzen im Unterleibe nehmen zu; dieser ist selbst hart,

hart, gespannt und eingezogen anzufüh-
len, und die Kranken klagen über häufige
Magenbeschwerden, Krämpfe und Span-
nungen; über Krämpfe und Schwäche
anderer Theile; über Verstopfungen, nach
welchen der Unrath nur in kleinen trocknen
Stücken und mit Mühe abgeht; über
herumziehende oder feststehende Glieder-
schmerzen, die den Gichtschmerzen ähn-
lich sind, dabey wird der Körper abge-
zehrt, gleichsam ausgetrocknet, und von
widriger gelber Farbe. Auf den Genuß
von Säuren, auf Verkältung, bey schlim-
mer Witterung, u. s. w. verschlimmert
sich der Zustand der Kranken merklich.
Noch denkt vielleicht Niemand an Bley-
vergiftung, sondern es ist gemeinlich
von Verstopfungen und Krämpfen im
Unterleibe, von Hypochondrie, von Hä-
morrhoidalbeschwerden, von versteckter
Gichtmaterie, und dergl. die Rede. End-
lich erreicht das Übel seinen höchsten Grad;
der Kranke erleidet fast unaufhörlich hef-
tige Kolikschmerzen; die Füße, Hände,
auch wol andere Theile werden gelämt,
und unter fast völliger Austrocknung des
Körpers sterben die Kranken unter den
heftigsten Schmerzen. Dieser Grad des
Übels ist unter den Namen: Bleykolik,
Kolik von Peiru, Mahlerkolik, Berg-
sucht, Zittern etc. bekannt.

Bis hieher kannte man die Bleykolik
nur als ein solches Übel, das besonders
Künstler, die viel mit Bley umgehn, z.
B. Mahler, Zinngießer, Bergleute, und
dergl. häufig befiel, und das sich außer-
dem nur auf zufälligen Bleygenuß, z. B.
im Wein, hin und wieder äußerte.

Auffallend mußte es daher seyn, als
man seit einigen Jahren in Hannover
ungewöhnlich häufige Bleykrankheiten be-
merkte, als sich diese Krankheiten beson-
ders unter den vornehmern Ständen äußerten,
als auf einmal eine ganze Familie von
19 Personen durch Bley vergiftet wurde,
und als man überall nicht im Stande
war, die Quelle so vieler Vergiftungen
sogleich zu entdecken.

Ein glücklicher Zufall entdeckte endlich
diese Quelle; es zeigte sich, daß die Ver-
giftung durch gewöhnliches Töpfer-
geschirr geschehen war, und daß sich
alle Menschen der Bleyvergiftung
aussetzen, deren Speisen in gewöhn-
lichem Töpfergeschirr zubereitet und
aufbehalten werden.

Unser gemeines Töpfergeschirr muß
eine Glasur haben, weun es Flüssigkeiten
halten, und überhaupt zum Gebrauch
geschickt seyn soll. Diese Glasur besteht
aus Sand oder gepulverten Kieseln
steinen, wozu die Töpfer, der leichtern
Verglasung wegen, Silberglätte (die
nichts anders als Bley ist) setzen, auch
wol noch andere Metalle dazu nehmen,
um eine rothe, grüne, oder schwarze
Glasur zu erhalten. Diese Glasur ist
der Gesundheit nicht besonders nachthei-
lig, wenn sie nur sehr wenig Silber-
glätte enthält, und wenn die Waare hin-
länglich stark gebrannt ist.

Seitdem aber der Holzmangel in
Deutschland zugenommen hat und hin-
und wieder drückend geworden ist, haben
die Töpfer auch häufig angefangen, aus-
serst schlechte Waare zu liefern. Ihre
Glasur

Glasure besteht fast aus lauter Bley, denn eine solche kostet wenig Feuer, und die Waare ist überhaupt schlecht gebrannt, wie schon die allgemein bekannte geringe Dauer derselben zeigt. Solches Töpfergeschirr ist äusserst giftig; alle Speisen nehmen daraus Bleytheile in sich, die wir täglich mit verschlucken, und das um so mehr, je mehr wir uns in der Küche neuer Töpferwaare bedienen. Je älter sie nämlich wird, desto mehr verliert sie ihre Bleytheile. Bey ihrer Zerbrechlichkeit ist man aber gezwungen, beständig neue zugebrauchen.

Man hat in Hannover diesen äusserst wichtigen Gegenstand auf das genaueste untersucht. Gerichtliche Verhöre der Töpfer bewiesen die giftige Zubereitung ihrer Glasure. Chemische Versuche zeigten, daß diese Glasure den Speisen Bleytheile in Menge mittheilte. Thiere, 223 an der Zahl, die man aus leichtem Töpfergeschirr fütterte, starben an Bleykrankheiten. Viele Menschen waren auf dieselbe Art vergiftet worden und zum Theil gestorben. Ueber alles dieses giebt eine höchst wichtige Schrift ausführliche Nachricht:

Die Bleyglasure des irdenen Küchengeschirrs, als eine unerkannte Hauptquelle vieler unserer Krankheiten und Ursache der Abnahme körperlicher Kräfte besonders der höhern Stände, aus gerichtlichen Verhören und andern Beweis-Mitteln

dargethan vom Hofrath G. A. Ebell. Mit drey Kupfern. Hannover 1794. 8. 48 Bogen.

Hr. Hofr. Ebell hat sich durch diese Schrift, die allgemein gelesen zu werden verdient, ein wichtiges Verdienst um die Menschheit erworben, und dadurch schon so viel bewirkt, daß im Hannoverischen unschädliches Töpfergeschirr bereitet wird.

Die ganze Sache ist für uns wichtiger, als manche Leser vielleicht bis hierher geglaubt haben. Auch unter der Töpferwaare, die wir gebrauchen, ist viele stark vergiftet. Man nehme, um sich zu überzeugen, jedes Gefäß, an welchem schon das leichte Abblättern der Glasure ihre schlechte Beschaffenheit, und die Zerbrechlichkeit überhaupt, den unvollkommenen Brand zeigt, und lasse Weinessig einige Tage an einem warmen Orte darin stehen. Von diesem thue man hierauf etwas in ein reines Weinglas, und setze einige Tropfen von der gehörig bereiteten Zahnmännischen Weinprobe die man auf den Apotheken findet, hinzu. Die ganze Mischung wird sogleich dunkelbraun oder schwarz werden, und diese Farbe ist ein sicherer Beweis, daß der Essig Bley enthielt. Wie dieser Essig, so nehmen auch unsere Speisen das Bley aus den Gefäßen in sich: und dieses Bley verschlucken wir täglich!

Um sich gegen diese Gefahr möglichst zu sichern beobachte man folgende unmaßgebliche Vorsichtsregeln:

1) Wer

1) Wer es kann, entferne alles gewöhnliche Töpfergeschirr aus seiner Küche und von seinem Tische. Bey jedem Stück ist allemal einige Gefahr von Bleyvergiftung; und diese wird um so größer und unvermeidlich, wenn besonders saure Speisen lange in solchem Geschirr stehen, wenn wol gar etwas Saures darin eingemacht wird, und dergl.

2) Unschädlich sind dagegen die sogenannten steinern Töpfe ohne Bleyglasur, die bey gehöriger Vorsicht auch am Feuer nicht zerspringen, die Coblenzer Waare, und das Steingut, welches alles, nebst Porcellain und Glas, vielfältig die Stellen ersetzen kann, die sonst die gemeine leichte Töpferwaare einnimmt.

3) Wenn man aber diese letztere schlechterdings nicht vermeiden will oder kann, so gebrauche man sie nicht neu, und nicht eher als bis sie wiederholt durch kochendes Wasser ausgebrühet sind. Das Ausbrühen mit Essig würde noch vortheilhafter, aber zu kostbar seyn, da der vergiftete Essig weggeschüttet werden muß. Ubrigens wird auf diese Art die Gefahr der Bleyvergiftung nur vermindert, keinesweges aber ganz gehoben. Also lieber ganz hinweg mit leichter Töpferwaare!

4) Wer an langwierigen Krankheiten leidet, oder solche zu behandeln hat,

wird große Ursache haben, auf vielleicht statt gefundenen langsamen Bleygenuß Rücksicht zu nehmen. Dieser Umstand ist sehr wichtig, kann aber hier nicht auseinander gesetzt werden.

Nochmals empfehle ich jedem, dem eigenes und fremdes Gesundheitswohl am Herzen liegt, die vorgenannte Schrift des Herrn Hofraths Ebell angelegentlichst!

3. —

A u f g a b e n.

Ein Fremder kam in ein Nonnenkloster, und hätte gern gewußt, wie viel Nonnen in dem Kloster wären. Er sagte zu einer Nonne: er glaubte, daß ihrer 50 wären. Die Nonne versetzte: Unserer sind nicht 50; sondern wären unserer noch so viel, halb so viel, ein Drittheil so viel, ein Viertheil so viel und noch 13, als dann wären unserer 50. Wie viel Nonnen waren in dem Kloster?

Ein glücklicher Spieler zählt eine Summe gewonnener Ducaten nach. Zählt er sie bey Dreyen, so bleibt ihm einer übrig; zählt er sie bey Sieben, so bleiben zwey; zählt er sie bey Neunen und Filsen, so bleibt allemal einer; zählt er sie aber bey Duzenden, so bleiben vier. Wie viel Ducaten hat er gewonnen?

oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Vierzigstes Stück.

Hacho, König in Lappland.

Hacho, König in Lappland, war in seiner Jugend der tapferste Held und tugendhafteste Mann in ganz Norden. Seine Heldenthaten sind in einem der Hängaischen Felsen eingegraben und werden noch heutiges Tages bey den nächtlichen Festen der Lappländer nach der Toner abgesungen. Sein Geist war so unerschrocken, daß er es wagte, über den See Wether auf die Insel der Zauberer zu gehen, wo er in ein finsternes Gewölbe stieg, in welchem, nach dem Glauben der Lappländer, seit sechshundert Jahren ein berühmter Zauberer begraben lag, und daselbst die alte Gothische Schrift las, die auf seinem ehernen Stabe geschrieben war. Seine Augen waren so durchdringend, daß er seine Feinde durch einen einzigen Blick entwafnen konnte. Schon in seinem zwölften Jahre besaß er eine solche Stärke, daß er einen großen schweren Stein, in Gegenwart aller Befehlshaber seines Vaters fünf Feldweges trug. Lauter Eigenschaften, die ihn bey den ro-

hen und wilden Lappländern, die die Größe des Geistes nur nach der Stärke des Leibes schätzten, groß und unvergesslich machten.

Aber Hacho war auch wegen seiner Klugheit und wegen seines großen Verstandes berühmt. Einmal fiel es den Lappländern ein, die gefrorenen Wüsten ihres Landes zu verlassen, und eine wärmere Himmelsgegend zu suchen, damit sie, wie sie sagten, doch auch wie andere Menschen leben und statt des Thranes Bier trinken, und statt der gedörrten Fische Brod und Käse essen könnten. Allein Hacho wußte ihnen diesen Einfall durch seine Klugheit gar bald anzusprechen. Er versicherte ihnen, daß die Völker in wärmern Ländern, ungeachtet ihrer so berühmten Fruchtbarkeit, doch alle Nächte die fürchterlichsten Träume hätten, und des Morgens würden sie von dem entsetzlichen Geräusche, welches die Sonne bey ihrem Aufgange machte, erschreckt und ganz betäubt.

R r

Hacho

Zacho war außer diesem auch durch seine Mäßigkeit und seine ernsthaften Sitten berühmt. Er trank nie etwas anderes, als Wasser, und an Festtagen Fischthran. Er wollte sich nie eines gemahlten Bechers bedienen. Er schlief beständig mit dem Spieße in der Hand, und wollte sich nie einer Streitart bedienen, deren Handgriff mit Kupfer ausgelegt war. Aber er blieb nicht immer so tugendhaft, und beschloß endlich seine Tage mit wenig Ehre.

Als er sich einmal des Abends auf der Bärenjagd in einem wüsten Walde verirret, und den ganzen Tag, ohne einige Erfrischung zu haben, sich weidlich abgemattet hatte, traf er einen großen Vorrath von Honig in einem hohlen Baume an. Da er solche Leckerbissen vorher niemals gekostet hatte, und doch sehr kraftlos und hungerig war, so aß er sehr begierig davon. Diese ungewöhnliche und schmackhafte Kost gefiel ihm so wohl, daß er nach seiner Zurückkunft alle Tage Honig auftragen ließ. Sein Gaumen wurde dadurch nach und nach zärtlicher und verderbter; er fieng an, seinen natürlichen Geschmack an schlechtern Speisen zu verlieren, und gewöhnete sich an lauter niedliche Sachen. Er ließ sich einen Garten bey seiner Hütte anlegen, und führte endlich sogar das Bier in seinem Lande ein, welches den Lappländern bisher völlig unbekannt gewesen war. Als er dieses Getränk nur erst einmal gekostet hatte, so versuchte er es immer mehr, und brachte es endlich dahin, daß er sich dessen bis zur ausschweifendsten Trunkenheit bediente. Seine einfältige Lebens-

art ward dadurch gewaltig verändert. Er ließ seine Hütte täglich mit Wacholderbeeren ausräuchern und befahl, seinen Helm mit den schönsten Rennthierszähnen zu schmücken. Unachtsamkeit und Weichlichkeit bemächtigten sich seiner nach und nach; sein tapferer Muth sank, und die Begierde, durch kriegerische Thaten berühmt zu werden, war endlich ganz in ihm verloschen.

Indem sich nun Zacho auf diese Art der Ruhe und dem Vergnügen überließ, brachte man ihm einmal des Morgens die Nachricht, daß sich in der Nacht ein böses Zeichen zugetragen hätte, indem das Öl in der ewigen Lampe ihres Gottes Odin von den Feldermäusen und Nachtteulen wäre ausgetrunken worden. Zugleich kam ein Bothe, der ihm meldete, daß der König von Norwegen mit einer großen Macht in Lappland eingefallen sey. Zacho erwachte auf einmal aus dem Schlafe der Wollust, nahm seine noch wenigen übrigen Kräfte zusammen und gieng seinem Feinde entgegen. Es kam in eben dem Walde zu einem Treffen, wo Zacho sich ehemals auf der Jagd verirret hatte, und es mußte sich zutragen, daß der König von Norwegen ihn nahe an dem Baume, wo er Honig gekostet hatte, zum Zweykampfe aufforderte. Zacho, der träge und des Fechtens nicht mehr gewohnt war, wurde bald überwunden und fiel zu Boden. Ehe ihm aber sein Überwinder den Kopf abhieb, rief er noch folgende Worte, welche die Lappländer noch jetzt ihren Kindern jährlich als eine weise Lehre einzuprägen pflegten: „Ihr lasterhaften
„un-

„unter den Lappländern, schreibt euren
 „Untergang gleich dem ersten Versuche
 „der Laster zu! Wie gerecht falle ich
 „jest als ein Opfer der Faulheit und
 „Wollust, an eben dem Orte, wo ich
 „zuerst ihren Lockungen nachgab, die mich
 „verführten, von meiner Mäßigkeit und
 „Unschuld abzugehen. Der Honig, den
 „ich in diesem Baume kostete, und nicht
 die Hand des Königes von Norwegen
 „hat mich überwunden.“

L. W.

Vom Schnupftabak, in Absicht auf die Gesundheit.

Man hat vom Tabak die Beispiele,
 daß er dieselben Krankheiten gehoben, die
 er hervorgebracht hat. Der Tabak hat
 zuweilen Schwindel verursacht, zuweilen
 ist er das einzige Mittel gewesen, das
 den Schwindel hat vertreiben können.
 Bey dem einen macht er blöde Augen,
 bey dem andern curirt er dieselben. Sein
 unrechter Gebrauch verursacht Krankhei-
 ten, sein rechter Gebrauch curirt sie. In
 vielen Fällen hat er bloß zufälliger Weise
 Krankheiten hervorgebracht und vertrieben.

Wenn der Staub des Tabaks in die
 Nase gezogen wird, so reizt er die Ner-
 ven derselben vermittelt seines Salzes.
 Diese lebhaftte Empfindung verursacht ei-
 nen Zufluß der Säfte nach der Nase, zu-
 gleich aber verursacht sie auch das Niesen,
 welches eine plöbliche Bewegung aller der
 Muskeln ist, die zum Athemholen dienen;
 und hiervon rührt alles Glück und Un-
 glück her, welches man dem Tabak zu-

schreibt. Weil der Schnupftabak unem-
 pfindliche Nasen, die seiner noch nicht ge-
 wohnt sind, heftig reizt und ein starkes
 Niesen erregt, so kann er zuweilen ein
 gefährliches Nasenbluten verursachen. Es
 ist also nicht gut, wenn ihn junge voll-
 blütige und zum Nasenbluten geneigte
 Leute schnupfen. Überhaupt ist der Schnupf-
 tabak am gefährlichsten, so lange man
 stark davon nieset, und da es Leute giebt,
 die ihre Nasen nie so gegen ihn verhärtet
 können, daß sie nicht davon nieset sollten,
 so müssen diese den Schnupftaback nie an-
 ders als zur Cur schnupfen, nie aus Ge-
 wohnheit oder Gefälligkeit. Sein Miß-
 brauch kann ihnen Schwindel, Ohnmach-
 ten und schwaches Gedächtniß verursachen.
 Das heftige Niesen kann Gesicht und Ge-
 hör verderben und Schlagflüsse bewirken.
 Es ist vielen Leuten gefährlich, stark zu
 nieset, und diesen allen ist verboten, sich
 an das Schnupfen zu gewöhnen, weil
 dieses nicht ohne vieles Niesen erhalten
 werden kann. Es wäre also thöricht,
 wenn einer anfangen wollte, Tabak zu
 schnupfen, wer eine schwache Brust, ein
 Geschwür in der Lunge, Gefahr vom
 Blutspenen, Schwindel, Augen-Ohren-
 und Halskrankheiten, von der Vollblütig-
 keit, einen Bruch, Seitenstechen, eine
 neue Wunde, wo große Blutgefäße ver-
 letzt sind, oder die blinde güldene Ader
 hat. Wer nicht mehr davon nieset, der
 ist dieser Sorgen überhoben.

Es giebt Augen und Ohrenkrankhei-
 ten, welche von sogenannten Flüssen ent-
 stehen, oder wenn sich die Säfte in den
 Gegenden der Augen und Ohren aufhäu-
 fen,

fen, und da ins Stocken gerathen. In diesen Fällen thut eine Prise Schnupftabak, weil sie den Zufluß der Säfte nach der Nase leitet, eben die Dienste, als ein blasenziehendes Mittel. Der Stock schnupfen wird durch eben diese Arzeneien zum Fließen gebracht, und man sieht hieraus, daß es Fälle gebe, wo es Pflicht ist, Tabak zu nehmen. Aber es ist nicht immer nützlich, die Säfte nach der Nase zu ziehen. Daher muß man in zweifelhaften Fällen behutsam gehen, und auf die Wirkungen des Tabaks Acht haben. Denn, wenn sich davon gewisse unangenehme Unfälle erzeugen oder vermehren, so muß man allerdings seinen Gebrauch einschränken. Der beständige Schnupfen, welchen der Schnupftabak bey denen verursacht, die ihn stark gebrauchen, verdirbt die Sprache und giebt ihr eine gewisse Rauigkeit und Tiefe; überhaupt dient er denen nicht, die auf die Reinigkeit der Stimme zu sehen haben. Ein gegründeter Vorwurf, den man dem Schnupftabak macht, ist der, daß er den Geruch verdirbt. Die fressende Schärfe desselben reizt die Nerven, und verwundet sie in den kleinsten Theilen. So oft diese kleinen Wunden wieder zuheilen, entsteht eine Narbe, welche die Spitzen der Nerven verhärtet, und sie gegen alle Eindrücke der reizbaren Theile nach und nach unempfindlich macht. Dieß ungemacht darf man nicht glauben, daß der Schnupftabak die Geruchsnerven so hinwegfresse, daß er in das Gehirn selbst

hineindringen könnte. Unreinlich und gefährlich ist es, den Schleim, der ausgeworfen werden soll, zu verschlucken, denn der Magen wird endlich so davon verdorben, daß er alle Verdauungskräfte verliert, und auch bald aller Appetit zum Essen wegfällt.

Die mit dem Schnupftabakschnupfen verbundene Unreinlichkeit ist gewiß auch ein starker Grund gegen dasselbe. Es sieht wirklich nicht gut aus, wenn jemand einen Schnupftabakschnurbart, beworfene Wäsche und Kleider, eine triefende Nase, und besudelte Schnupftascher zeigt. Aber man setze voraus, daß der Gebrauch des Schnupftabaks in vielen Fällen nützlich, in noch mehrern unschädlich, und endlich eine Art von Vergnügung sey: kann man alsdann wohl verlangen, daß eine nützliche, oder wenigstens unschädliche Vergnügung, um einiger Umstände willen abgeschafft werden soll, die bey gesitteten Leuten gewiß sehr viel von ihrer Unreinlichkeit verliert?

Der Tabakschnupfer hat indeß eben die Schicksale gehabt, als der Tabaksraucher. Erst schnupfte man ihn, um zu niesen, hernach zum Vergnügen, endlich zur Galanterie. Die Omaguas in Südamerika füllen ein Schilfrohr mit Schnupftabak das wie eine Gabel, oder wie ein Y gewachsen ist, und stecken beyde Enden in die Nasenlöcher. Alsdann blasen sie den Staub mit großer Gewalt in die Nase, und machen dabey die lächerlichsten und seltsamsten Gebärden.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Ein und vierzigstes Stück.

Adles Betragen einer Sachsenhäuserin im jetzigen Kriege.

Unter allen deutschen Städten, die der Einfall der Neufranken am Ende des vorigen Jahres betraf, erwarb sich Frankfurt vorzüglich das Zeugniß eines weisen entschlossenen Betragens; ließ sich durch falschen Schimmer nicht blenden; wagte Wahrheit selbst zur Übermacht zusprechen; trostete nicht zur Unzeit, und gab eben so wenig allzufurchtsam nach. Dieses Zeugniß wird ihm allgemein ertheilt und steht bereits in Schriften, die es auf die Nachwelt bringen werden. Doch sind hiezu bey zur Zeit — wenigstens so viel wir wissen — noch ein Paar Anekdoten übergegangen worden, die des Aufbehaltens nicht unwürdig seyn dürften.

Bekanntermassen theilt sich diese Reichsstadt in zwey Theile, in das eigentliche Frankfurt und in Sachsenhausen. Die Einwohner dieses letztern viel kleineren Theiles sind meistens von der armen, im Durchschnitt genommen, etwas ungebildeten Classe. Aber wiewohl die Feinheit ihrer Sitten in keinem großen

Auße steht, so zeigen sie doch oft in ihrem Betragen eine Ehrlichkeit, eine Gradheit, die, trotz jenes rauhen Anstrichs, viel Empfehlbares bey sich führt. So lange die Neufranken hier herrschten, waren die Sachsenhäuser den Grundsätzen, welche jene einzuführen suchten, nichts weniger als hold; sie widerstanden ihren Ermahnungen, Anreizungen, ja! ihren Geschenken so gar hartnäckig. Nur nachher, als sie eben dieselben in Gefahr des Todes erblickten; als die einbrechenden Hessen gegen diese im Stich gelassenen, zum Theil unbewehrt fliehenden Nationaltruppen, in der ersten Hitze — auf glimpflichste gesprochen — nicht allzuglimpflich verfahren, suchten verschiedene Sachsenhäuser von den flüchtigen so viele zu retten, als sie nur konnten, und gaben, als sie nachher gerichtlich befragt wurden, warum sie sich deren so warm angenommen hätten? die adle Antwort „Es was! als der liebe Gott im Schaffen war, sagte er nicht: jetzt will ich

S 6

Deuts

Deutsche, jetzt Franken, sondern ein für allemal: jetzt will ich Menschen schaffen."

Am merkwürdigsten aber zeichnete sich bey dieser Gelegenheit die Frau eines ziemlich dürftigen Bürgers und Gärtners, Peter Theobald mit Namen aus. In dieser ihr kleines dicht am Wall gelegenes Häuschen flüchteten sich, als die Hessen zum Affenthor hinein auf den Wall zubrangen, 32 Franzosen, National- und Linientruppen, durchs Fenster hinein; und zwar, als weder sie, noch ihr Mann, noch sonst jemand zugegen und die beyden ersteren grade in der Kirche waren. Mit nicht geringer Verwunderung fand sie bey ihrer Heimkunft diese Gäste; als solthe aber inständigst sie zu verbergen baten, und ein Officier, der darunter sich befand, seine goldene Uhr und seine Börse ihr darreichte, versprach sie das erstere und schlug das letztere unwillig mit der Versicherung aus: daß sie dergleichen Blutgeld nicht haben möge. Indess ward es, von einigen Nachbarn ver-rathen, daß Neufranken sich in dieses Haus geflüchtet hätten, und ein Hessischer Officier mit einem Commando kam und verlangte deren Auslieferung. Doch unerschrocken trat die Wirthin nebst ihrem Mann vor die Hausthür, und schwur, sich lieber umbringen zu lassen, als jetzt sie herzugeben. „Es sind unsre Feinde, sagte sie“ aber kommt erst in einer Stunde wieder, wann eure Mordlust sich abgekühlt haben wird, oder verspricht mir gleich jetzt ihnen kein Leides zu thun, sondern als Kriegsgefangene sie zu behandeln, so sollt ihr sie haben. Die Unerchrocken-

heit dieser Frau gefiel dem Hessischen Officier; er bestand zwar noch einige Minuten auf unbedingte Auslieferung, doch, da die Frau bey ihrer Rede blieb, so versprach er ihr Schonung der Gefangenen und hielt sie. Er selbst sowohl, als auch die Franken, wollten nachmals diesem rechtschaffenen Weibe ein ansehnliches Geschenk machen; aber es wurde ausgeschlagen. Hingegen schickte die besorgte Frau ihren Sohn noch bis zum Thore den Gefangenen nach, mit dem Auftrage, zu sehen: ob ihnen auch wirklich nichts Feindseeliges widerfahre, und sie gestand nachher noch im Verhör. Es habe sie gefreut zu hören, daß sie ganz ungekränkt geblieben wären.

Beschreibung der Neger.

Africa ist das Vaterland der Neger. Die Neger sind meisteintheils groß und wohlgewachsen. Die Farbe ihres Gesichts und Körpers ist schwarz; ihre Lippen sind schmutzig roth, ihre Zähne weiß, wie Elfenbein, die Augen funkelnd, die Haare wollartig, schwarz und kraus; mit zunehmendem Alter werden die Haare heller und zuletzt schneeweiß. Der Bart ist dünn, kraus, wird abgeschoren oder ausgerissen. Sie haben eine platte Nase und aufgeworfene Lippen. Ihre Haut ist dick, weich, ölicht, ganz schwarz, mit einer röthlichen oder gelblichen inneren Hand- und Fußfläche. Die Neger kommen weiß auf die Welt, und haben bloß um den Nabel einen schwarzen Kreis, der sich aber innerhalb acht Tagen über den gan-

ganzen Körper ausbreitet, und ihn schwarz färbt. Sie sind stark und können die härtesten Arbeiten aushalten. Sie gehen meist nackt; höchstens werfen sie ein Stück Kattun um den Leib. Die Frauenzimmer schmücken sich mit Ringen und mit Armhängern; den Hals und Ohrenschmuck lieben beyde Geschlechter. Auch pflegen sie sich Einschnitte in die Haut des Gesichts zu machen, in welche sie Kohlenstaub mit Palmöl einreiben und dadurch die Zeichen unauslöschlich machen. Ihre vornehmsten körperlichen Fähigkeiten bestehen im Tanzen und Schwimmen. Das Tanzen ist eben so einförmig, als die Musik, wornach es geschieht; ihr Instrument besteht in einem über eine Tonne oder einen Topf gespannten Felle, worauf sie schlagen und wozu sie singen. Die Neger sind von Natur sorglos fröhlich und stets von munterer Laune. Arbeiten übernehmen sie nie mehr, als zu ihrer größten Nothdurft nöthig ist. An die Zukunft denken sie eben so wenig, als an die Vergangenheit. Ihr größter Wunsch ist immer auf einerley Art fort zu leben; wenn sie Reis und Hirse haben, so sind sie vergnügt; bekommen sie überdieß von den Europaeern noch Brandtwein so übertrifft nichts ihr Glück. — Bewunderungswürdig ist ihre Gleichgültigkeit gegen die Beschwerden des Lebens, und ihre Gefühllosigkeit gegen allen Schmerz. Sie können den ganzen Tag in der brennendsten Sonnenhitze arbeiten, und gehen dann gleichwohl in der Nacht noch einige Meilen, um sich mit anderen Negern bey einer Tänze zu belustigen. Die größten Schmer-

zen, langsame Zerfleischungen, allmähliges Verbrennen erdulden sie, ohne eine Miene zu verziehen. Man hat Neger gesehen, deren Rücken an einem langsamen Feuer schon gebraten war, und die gleichwohl noch eine Pfeiffe Tabak foderten, und sie in ihrem schmählichen Tode ausrauchten. Gegen gute freundliche Behandlung sind sie gerührt und dankbar; Grausamkeit und Härte aber macht sie wild. Man hat von ihnen Beispiele der Treue, Empfindsamkeit und Großmuth, welche das adelste Herz verrathen.

Diese gutmüthigen Menschen werden zu Tausenden von den Europaeern als Sklaven verkauft, und in America, in Asien und Africa zu den schwersten und unangenehmsten Arbeiten gebraucht. Die Marockaner waren die ersten, welche die Neger den grausamen Handel lehrten, ihre Unterthanen, Gefangenen und Verbrecher, ja selbst ihre Kinder, Altern, Freunde, für Brandtwein, Gewehr, Pulver und andere Kleinigkeiten zu verkaufen. Die Nachfolger dieser Arabischen Negerhändler waren in Europa zuerst die Portugisen, dann die Spanier, Engländer, Franzosen, Holländer und Dänen.

Nichts wird von den Schwarzen begieriger gesucht, als der Brandtwein; dieser ist daher die unentbehrlichste Waare bey diesem Handel. Die Europaeer vermischen diesen zur Hälfte mit Wasser, und wissen ihn durch spanische Seife zum Schäumen zu bringen. Ein einziger kleiner Negerkönig, der König von Aquambo, auf der Goldküste, kauft jährlich bloß für seine

seine Bedürfnisse für 2000 Sklaven Brandwein, und weil dieses theure Getränk nur von den Großen getrunken werden kann, so hält es der Neger für den größten Ehrentitel *Tooda* d. h. Brandweintrinker oder Trunkenbold genannt zu werden, und je seltener einer sein Leben hindurch bey Sinnen ist, desto ächter ist sein Adel.

Die nördlichen Nachbarn der Neger, die Araber, treiben diesen Menschenhandel am stärksten; gegen ein Pferd tauschen sie 10 — 15 Neger ein, und damit ihnen dieser Erwerbzweig in der Folge nicht entgeht, so verkaufen sie den armen Negern lauter Hengste, nie aber Stuten. Durch das ganze Negernland sind Sklavenmärkte, wo die Araber eine Menge Neger aufkaufen, die alle mit Gewalt geraubt sind. So bald sie diese an Bord des Sklavenschiffs bringen, wird ihnen die geringste Bedeckung und alles, womit sie sich und anderen Schaden thun können, abgenommen. — So wird die trostlose Tochter von der Seite der jammernden Mutter weggerissen, der Sohn aus den Armen seiner unglücklichen Eltern, das treue Weib von dem liebenden Gatten; ganze Familien werden mit Gewalt entführt, auf ewig von ihrem Vaterlande entfernt, und unter der unmenschlichsten Behandlung durch Stürme und Ungewitter nach America gebracht. Hier werden sie, wie Rosse auf einem Pferdemarkt,

an einander gekoppelt, für einen bestimmten Marktpreis *) verkauft, wie das Vieh mit Brandmalen gezeichnet und dann fortgetrieben um in den weiten Pflanzungen der sa. w. lgerischen Europäer zu arbeiten, zu hungern, und in wenig Jahren aus Gram und Verzweiflung das Opfer eines langsamen Todes zu werden. Und für wen übernehmen sie alle diese Mühe, erdulden sie dieses Elend? Für stolze Menschen, die sie nicht kennen, und die keine andere Macht, kein anderes Recht über sie haben, als welches ihnen die Gewalt und das verruchte Metall verlieh. Tag vor Tag bauen sie in harter Sklavenarbeit das Feld, ohne je die Aussicht zu haben, für sich zu ärndten — auf ewig verdammt zu dem strengen Schicksale, jede ihrer Lebenskräfte ihrem Willen aufzuopfern, um den Reichthum ihrer unmenschlichen Gebieter zu vergrößern, die sie nicht der Hälfte der Zuneigung und Leutseligkeit würdigen, mit der sie nur auf ihre Hände und Pferde herabsehen. Wenn man den Negern auch vergönnt zu heyrathen und Väter zu werden, so dient dieses nur zur Vergrößerung ihres Elendes. Die Negerin muß das ihr in einem so hohen Grade eigene zärtliche Muttergefühl unterdrücken; es wird ihr nie an ihrem Tagewerk etwas vermindert, und kein Augenblick vergönnet, ihr hilfloses Geschöpf auf zu ziehen, auf ihrem Schoß zu nähren, und der Sonne zu genießen, die Pflegerin ihrer Kleinen zu seyn. Die Mütter müssen sie auf ihrem Rücken fest binden, und unter dieser Bürde gebeugt, ihren Männern auf das Feld folgen, wo sie keinen andern Laut hören, als den der drohenden Stimme oder des schrecklichen Peitsche des Aufsehers, und des kläglichen Geschreys ihrer Kinder, die in der Sonne gebraten werden. —

*) Der Preis eines gesunden Sklaven zwischen 20 und 40 Jahren ist 160 Rthlr. und einer gesunden Sklavin 100 Rthlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Zwey und Vierzigstes Stück.

Beschreibung der Neger.

(Beschluß.)

Wenn der Brasilier, der Karaibe, der nordische Africaner und der Barbar der Südsee seinen im Kriege gefangenen Feind zum Brandpfal führt, ihn mit den schrecklichsten Martern langsam tddtet, und ihm zuletzt die Haut von der Hirnschale methodisch ablöset, um sie als Siegeszeichen, als Denkmal der ausgeübten Grausamkeit sorgfältig auf zu bewahren; so schreibt man diese schauerhafte Unmenschlichkeit der Wildheit, der Rachsucht und der Wuth dieser Menschen zu. Wenn aber die durch Erziehung, durch Religion, durch Wissenschaften und Künste an Geist und Sitten verfeinerten Europäer aus Gewinnsucht jenen schändlichen Menschenhandel treiben, und sich nicht scheuen ihre Mitgeschöpfe zu Tausenden *) wie Waare zu verföhren und sie in die tiefste mit unaussprechlichem Elend verbundene

Sclaverey zu stürzen; was soll, was kann man zur Rechtfertigung dieser sagen? —

Man hat in neuern Zeiten die Abscheulichkeiten, die dieser Handel von allen Seiten darbietet, in ihrem vollen Lichte dargestellt, und man hat überzeugend bewiesen, daß von Seiten der Menschheit in Rücksicht des Negerhandels nichts in Betrachtung kommen könne, als die Abschaffung. —

In dem englischen Parlament wurden vor einigen Jahren die hitzigsten Debatten für und wider die Abschaffung des Scлавенhandels geführt. Endlich siegte aber die unbestechliche Vernunft über die allgewaltige Politik. Wilberforce, der ädle, in den Jahrbüchern der Geschichte unvergessliche Mann, war es, der seinen Gegenstand mit ausdauernder Beharrlichkeit verfolgte, und dessen menschenfreundliche

*) Man hat berechnet, daß oben benannte 5 Nationen in einem einzigen Jahre 108000 Neger aus Africa gekauft haben.

liche Bemühungen im Jahre 1792 durch den Parlamentsschluß gekrönt wurden, daß auch in den englischen Colonien der Negerhandel allmählig aufgehoben werden solle. Fast zu gleicher Zeit erschien in Dänemark die Verordnung, daß mit Anfang des Jahrs 1803 aller Negerhandel aufhören, von nun an diese Menschen mit Schonung und Bruderliebe behandelt und die Ehen, der Unterricht und die Sittlichkeit derselben auf das Beste befördert werden sollten. In Frankreich, der Republik ist dieser schändliche Handel gleichfalls aufgehoben, und den Negern die Freyheit wieder gegeben worden.

Lob des tugendhaften Weibes

nach dem Sirach. *)

Wohl dem Mann, der reich an Tugend,
Sich ein Weib erkieset hat!
Dessen Leben endet spät;
Immer blüht in Lenz und Jugend
Ihm sein weicher Lebenspfad.

Solch ein Weib ist adle Gabe,
Wird dem frommen Mann zum Lohn,
Und beglückt allein ihn schon;
Reich bey groß', und kleiner Gabe
Spricht er jedem Unfall Hohn.

Ruhig fließt sein ganzes Leben
Wenn es häuslich sich bemüht,
Freundlich ihm ins Auge sieht,
Und durch all sein Thun und Weben
Ihm nur zu gefallen glüht.

Traum! ein Weib von Tucht und Ehren,
Das bey Munterkeit und Fleiß,
Seinen Mund zu zähmen weiß;
Kann dem Mann nur Gott bescheren;
Feil ist es um keinen Preis.

Schön an Gottes blauem Himmel,
In dem Aufgang wolkenleer,
Glänzt die Sonne fren und hehr,
Doch im häuslichen Gewimmel
Glänzt ein braves Weib noch mehr.

Holde sittige Geberde,
Die des Mannes Herz erfreut,
Ist sein schönstes Feuertleid,
Und gefällt auf dieser Erde
Über alle Kostbarkeit.

Preis der Schönen, die sich nimmer
Von der Zahl der Frommen trennt!
Denn ihr Glanz stralt unverkennet,
Gleich der hellen Lampe Schimmer,
Die am hell'gen Leuchter brennt.

Hoher Preis dem Weib zu Theile,
Das da heget treues Blut!
Ha! mit ewig festem Muth
Steht es wie die goldne Säule,
Die auf Silbergründen ruht.

Christ; auch der Jude ist dein Nächster!

Eine Judenfamilie - Mann und Weib
mit zweyen Kindern - gerich auf einer
Reise vom rechten Wege ab, irte ver-
legen

*) In dieses kleine Gedicht sind aus dem 26ten Capitel des Sirach v. 1, 2, 3, 4, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, mit Auslassung der Gegenätze zusammen gezogen.

legen herum und erstarrte vor Regen und Frost. Eben in der Gegend um Metz stößt ein Geistlicher auf sie, bringt sie in sein Haus, an seinen Heerd, an seinen Tisch.

Dem Weibe, das bey ihm entbunden wird, schafft er eine Hebamme; das Kind, welches am dritten Tage stirbt, sendet er nach Metz zur Beerdigung im jüdischen Kirchhofe; Frau, Mann und Kinder behält er drey Wochen bey sich, entläßt sie dann zu ihren Glaubensgenossen noch mit Vorrath auf die Reise.

Die Juden in Metz rührt die Liebe des Christen, und der obgleich ihnen nur schwache Ausdruck der Rührung, ist eine goldene Sackuhr, die sie ihm sandten, und die Geschichte des Samariters, die in erhabener Arbeit auf dem Gehäuse stand. — Schöner stand im Herzen des Geistlichen die That, als hier die Geschichte des Samariters.

Erweise Liebe auch dem Juden, wenn du ein Christ; und schätze Liebe auch in dem Christen, wenn du ein Jude bist: Jeder, Jeder hilfsbedürftige Mensch verdient Liebe und jeder liebende Mensch verdient Achtung.

Zieh auch deinen Feind, der dich ins Wasser stürzen will, aus dem Wasser!

Zu der Zeit, da der strenge Herzog von Alba Stadthalter in den Niederlanden war, that man der Religion der Liebe die Schande an, sie durch Hen-

ker predigen zu lassen. Manche, die des Herzogs Glauben nicht annehmen wollten, verloren durch Feuer und Schwerdt ihr Leben.

Unter diesen war **Dirk Wilhelmssohn**. Ein Gerichtsdienner sucht ihn gefangen zu nehmen, und verfolgt ihn des Winters über das Eis hin. Dieß war dem Fliehenden eine Brücke; es trug ihn — aber dem Verfolger eine Falle, es brach unter ihm ein. Wilhelmssohn war nun frey, aber nicht freudig. Es jammert ihn des Menschen, der ihn unglücklich machen wollte, aber nun selbst im Todeskampfe mit Wasser und Eis unglücklich war. Er kehrt zurück und hebt mit Lebensgefahr, selbst zu sinken, den Sinkenden heraus. Er wagte sein Leben, um es dem zu retten, der ihn zum Tode liefern wollte.

Dank, der im Herzen des Geretteten schlägt, lähmt seine Hände. — Er kann damit nicht mehr nach seinem Retter greifen, als ihm plötzlich eine nicht fern stehende obrigkeitliche Person zurief: Gedanke deines Eides! Furcht vor Strafe oder Sünde erstickt die Stimme seines Dankes: Er ist sich nicht mehr der Gerettete; Wilhelmssohn ihm nicht mehr Retter. Der Gerichtsdienner nimmt den Retzer gefangen, und die Richter verdammen ihn zum Feuer.

Wem ist nicht wohl bey seiner That? Und wem nicht übel bey einem Tode? Doch gereute ihn die That der Liebe gewiß in den Schmerzen des Todes nicht. Wer seinen Verfolger mit Todesgefahr aus dem Wasser hebt, der weiß auch

auch im Feuer zu sterben; weil er gelernt hat, nicht nur Böses vom Feinde zu dulden, sondern es ihm auch mit Gutem zu vergelten.

— 8.

Verschiedene Gedanken über Verschiedenes

Man lache nicht, wenn man den Bruder straucheln sieht; denke, daß man an seiner Stelle wol gar gefallen wäre. Man tadelt jeden Fehler des andern traut sich volle Tugend am fremden Posten zu, und übt doch wenig auf seinem eigenen. Unser Tadel über andere ist ein Gericht über uns. Der Tadel zeigt, daß es uns nicht an Licht; aber unser Wandel, daß es uns an Muth und Anstrengung fehle. Wir rechnen andern genau den Willen des Herrn vor, und sind faule Knechte, die ihn selbst nicht thun.

Der Gedanke an den Tod ist zum Niederzuschlagen, an Unsterblichkeit zum Aufrichten. Der erste kann uns nie so sehr drücken, als uns der zewente hebt. Kein Engel kann mich zum ewigen Tod ins Grab verschließen — ich muß nothwendig sterben und werde gewiß ewig leben. — Wer stirbt durchbricht die Schale und springt ins Leben hervor.

Auch durch Träumereien im Schlafe zeigt der Geist, daß er kein Erdkloß ist; auch der irrende Flug zeigt einen Vogel, der Kraft hat, sich über das Erdreich zu heben.

Dieses Leben ist die Frühlingsknospe; das künftige die Herbstfrucht. Doch

will die Knospe verwahrt seyn, daß sie sich zur Blume und Frucht entwickle.

Wir beweinen den Verlust der lieben, die vor uns sterben. Sind sie verloren? — Wir zählen die Verstorbenen unter die Todten; sind sie todt? — Wer ist, wer lebt mehr, wir oder sie? — Wer dieß Leben nicht gut gebraucht, wer im Mißbrauche des Lebens sein Ziel aus den Augen verliert, der ist über alle Verlorene verloren, über alle Todte todt.

Was mein Leben im Mutterleibe war gegen mein jehiges, das und noch weniger wird mein jehiges gegen mein künftiges seyn. Das Kind weint, wenn es aus seiner kleinen Welt in diese und der Mensch, wenn er aus dieser in eine noch herrlichere hinüber geht. Aber der Weise, der Gottes Fügung überschaut, frohlockt, wenn das Kind weint; und wer das neue Leben kennt, freut sich, daß der Mensch zum neuen Leben geboren wird. Diese Erde ist für den Menschen noch nicht das Land der Freiheit, und, so schön es uns dünken mag, ein Gefängniß gegen das, so unser wartet. Wer hier alle seine Wünsche auf die sinnlichen Güter der Erde einschränkt, ist ein Gefangener, der seine ganze Seele an das heftet, was er im Gefängnisse sieht. Er läßt seinen Geist von dem Orte gefangen nehmen, der seinen Körper hält. — Der Geist des lustbegierigen ist ganz mit weichen Gedanken umwunden, und kriecht als Wurm auf der Erde; die Vernunft des Welsens breitet die Schwingen aus und erreicht den Himmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Drey und Bierzigstes Stück.

Über Egoismus *)
Ein Gespräch

A. Mag doch aus diesem blutigen Kriege noch werden, was da will; wenn man nur das Bischen, was ich bin und habe, in Ruhe läßt. Die Jacobiner, Illuminaten, Cordeliers, sind nicht meine Secte. Ich bin von der großen Secte der Egoisten.

B. Ich auch. — Und wer nicht? Die es am meisten läugnen, sind grade oft ihre eifrigsten Anhänger.

C. Die Nerone und Domitiane, jene blutigen Beherrscher Roms waren auch von dieser Secte — und alle Beutelschneider und Nordbrenner sind es auch.

B. Meinstheils will ich mir diese Kameradschaft verboten haben — sie ist mir zu hoch und zu niedrig.

C. Nur die Gränzlinie gezeigt, welche die auserwählten Egoisten von den verworfenen abschneidet; dann will ich sie gleich auf die rechte Seite bringen, und von den Böcken absondern.

A. Das versteht sich doch wohl von selbst, daß man kein Tyran und kein Nordbrenner seyn dürfe?

C. Und warum nicht? bey einer Secte, die zum Grundsatz und zum Lösungsworte Egoismus nimmt.

B. Man muß nichts übertreiben, alles mit Vernunft verstehen, dann giebt es sich von selbst. Vielleicht könnte man auch sagen, daß selbst jene, die keine Nerone, keine Bedrucker und Räuber seyn wollen, es nur dem allgewaltigen Egois-

U u

mus

*) Egoismus heißt der Hang alles auf sich zu beziehen; im schlimmeren, durch den Sprachgebrauch gewöhnlichen Sinne, diejenige fehlerhafte Neigung des Herzens, wo man alles nur nach seinem eigenen Vortheile bestimmt; Egoist, wer von dieser Neigung beherrscht wird.



mus zu danken haben, daß sie es nicht sind. Sie fürchten den Dolch und das Blutgerüst.

C. Aber warum führt man Leute auf's Blutgerüst, die doch nach eben dem Grundsatz handeln, den ihre eigene so allgemeine, so respectable Secte hat? Thut man nicht Unrecht daran?

A. Glauben Sie dann von allem Egoismus frey zu seyn?

C. Nein; aber auch nicht zur Parthei zu gehören, die ihn ohne nähere Bestimmung als Grundsatz aufstellt.

B. Ohne nähere Bestimmung? Egoismus ist Egoismus und bleibt's, wenn Sie ihn gleich ein wenig anders, als wir, kleiden, oder ihm ein Mäntelchen aus Ihrer Garderobe umhängen.

A. Darf man wissen, wie diese nähere Bestimmung heiße? Sie wird wol aus den tiefen der kritischen Philosophie geholt seyn. Darin sind wir fremd und müssen's zu unserm Glücke rechnen, einen Eingeweihten darüber sprechen zu hören. Also, wenn wir bitten dürfen, die nähere Bestimmung —

C. Kann geschöpft werden aus der kritischen Philosophie, oder da, wo sie diese schöpft, aus der menschlichen Natur.

A. Eben darin scheint aber auch der Egoismus gegründet. Ist nicht Selbstliebe der Grundtrieb davon?

C. Von einem Theile der Menschennatur, so weit der Mensch Thier ist, ein Feind der sinnlich schmerzhaften Empfindung, und dem sinnlich angenehmen Genuß hold ist. Aber er ist nicht einzig Thier,

nicht bloß ein empfindendes, sondern auch ein denkendes vernünftiges Wesen

A. Siebt es denn nicht auch eine vernünftige Selbstliebe? Wenn sich der Mensch vollkommen zu machen strebt, ist das nicht auch Selbstliebe?

C. Aber von dieser war ja im Eingange dieses Gesprächs nicht die Rede. Man wollte bey diesem Kriege nur Sicherheit für sein Vermögen, keine Unannehmlichkeit für seine Person. Ist das nicht sinnliche Selbstliebe? Man achtete es wenig, was auch immer über andere, unsere Mitbrüder, kommen mögte: zeugt dieß von Liebe zur Tugend und Vollkommenheit, von vernünftiger Selbstliebe? Und dann, wenn uns um unsere Verbesserung zu thun ist, kann uns der Krieg hindern, gut und tugendhaft zu handeln? Ist es nicht vielmehr eben der Krieg, der von jeher Anlaß gab, die Fassung, Stärke und auch Güte der Seele im vollestern Maße darzulegen?

B. Nach dem Gange, den unser Gespräch nimmt, werden wir am Ziele derselben bey einer doppelten Selbstliebe stehen. Ist's aber da nicht abermals richtig, daß am Ende alles auf Egoismus hinausläuft?

C. Nur mit dem kleinen Unterschiede, daß der eine menschenfreundlich, der andre bloß selbstsüchtig — der eine bloß thierisch, der andere vernünftig ist — der eine zur Neigung, der andere unmittelbar zur Pflicht gehört.

B. Dank der Philosophie, die den Egoismus auch noch zur Pflicht macht! Uns armen Nichtphilosophen hätte es schön genügt

genügt, wenn man ihn nur für erlaubt ansehen durfte.

C. Freulich auch zur Pflicht, aber, wie gesagt, nicht ohne nähere Bestimmung, nicht jeden Egoismus. Die Neigung treibt uns zu verlangen, was wohl thut; die Vernunft gebietet zu thun, was gut und recht ist. Durch die erste strebt man, etwas zu haben, das uns angenehm vergnügt, und nach der zweiten, etwas zu seyn, was vor Gott und Menschen gilt, einen Werth hat. Will man beides Selbstliebe oder gar Egoismus nennen, weil man doch durch beides sich selbst etwas zu gute thut, so wird der erste der sinnliche und thierische, der zweite der vernünftige und Menschenwürdige Egoismus seyn. Nur der letzte ist unmittlere Pflicht.

A. Und der erste Naturtrieb.

B. Es wird ihnen doch schwerlich gelingen, den Naturtrieb gänzlich zu unterdrücken, und uns arme Sünder in einen Zustand zu erheben, wo wir nichts mehr von Neigung, sondern lauter geistige Vernunftegoisten seyn mögen. Unter uns gesagt, scheint auch ihre Philosophie, die uns ganz zu Geist und Vernunft machen will, nicht recht auf Mann und Weib dieser Erde zu passen, die ziemlich fühlbare Körper haben, genießbar und genussüchtig sind, und deren Augen, Ohren und Magen nicht für geistigen Genuß gemacht scheint.

C. Meine Philosophie paßt für Mann und Weib dieser Erde, ist aber nicht die, welche Sie mir aufbürden. Sie will die körperlichen Menschen nicht entkörpern,

nicht zu bloßen Vernunftwesen erhöhen, aber auch ihren Geist und ihre Vernunft unter Sinne und Körper nicht herabwürdigen.

A. Wollen sie nicht die vernünftige Selbstliebe allein gelten lassen, und die sinnliche verbannen?

C. Nein; nicht verbannen.

A. Nicht? was denn?

C. Unterordnen — und so untergeordnet unter die Geseze der Tugend und der Vollkommenheit auch wohl selbst zur Pflicht machen.

A. Fre ich nicht, so müßte das Gebot der Selbstliebe und des Egoismus, den Sie predigen, so lauten: Mache dich immer besser, gerechter, vollkommener, und suche — so weit es keiner Pflicht widerstrebt, was die frohe frene Thätigkeit in Erfüllung derselben befördert — auch das Unangenehme!

B. Ist's getroffen?

C. Ganz aus meiner Seele heraus gesagt.

B. Nun Gottlob! Ich dachte schon, Sie wollten uns den alten sinnlichen Adam ganz an's Kreuz schlagen. Weil sie ihm nun das Leben schenken, so darf er auch noch wohl ein Gläschen Magenwein einschlürfen — das erste dem, der ihm Gnade wiederfahren ließ — Hier, ich bitten.

C. Es lobe der Egoismus, der Vernunft, und — unter seiner Oberherrschaft — auch jener der Sinnlichkeit!

B. In unserer Volkssprache Geist und Körper, Tugend und Glückseligkeit!

A. Trage doch der Krieg zur ersten bey und der Friede zu beyden!

Mit

Mittel die Schnecken aus den Gärten, besonders von Bietzbohnenfeldern, zu vertilgen.

Bei zehnjähriger Bearbeitung eines Gemüsgartens, fand ich unter mehr versuchten Mitteln noch kein besseres, als solche Abends und Morgens fleißig aufzusuchen. Allein voriges Jahr pflanzte ich Bietzbohnen auf Felder, die an meines Nachbarns Grasgarten gränzten. Hier war nun das sorgfältigste Aufsuchen nicht hinlänglich; die Bietzbohnen wurden theils schon in der Erde, theils beim Hervorkommen, abgefressen. Ich pflanzte nach, und gerieth auf den Einfall, meinen gefräßigen Gästen alle Abend einige Köpfe aufgeschossene Sallatblätter vorzustreuen. Dies glückte, die Schnecken verschonten nun die Bietzbohnen, fanden sich des Morgens unter den übrig gebliebenen Blättern versteckt, und konnten mit leichterer Mühe aufgesucht und vertilgt werden. Ich erhielt noch eine, wiewohl etwas später, mehr als mittelmäßige Urnte.

Der Nationalhaß der Engländer gegen die Franzosen, ist bekannt, und gleich bekannt ist es, daß manche Väter ihren Kindern diesen Nationalhaß eben so tief einprägen, als Hamilkar, seinem Sohne Hannibal, den Haß der Carthaginienser gegen die Römer eingefloßt hat.

Mehrmalen ist die Anekdote gedruckt, daß die Mutter, ihrem jährigen Sohn alle Morgen die Kugel vorgewiesen, womit sein Vater bey Kings Bridge von den Franzosen erschossen war, und daß sie ihn

dabei ermahnte, den Tod seines Vaters zu rächen, wenn er groß geworden seyn würde. Eben so auffallend ist aber nächstehende Geschichte.

Ein französischer Officier findet auf dem Schlachtfelde bey Fontenoi einen Engländer, dem eine Kanonenkugel beyde Beine weggenommen hat. Der Verwundete lechzet vor Durst. Der Franzose nimmt seine Flasche, trinket zuerst, und reichet sie dem Engländer. Dieser nimmt sie an, siehet dem Officier starr ins Gesicht, und wirft ihm die Flasche mit den Worten an den Kopf: God damn you French men d. i. Gott verdamm euch Franzosen!

Der Officier, dem dieses begegnet ist, hat solches selbst einem glaubwürdigen Mann im 7 jährigen Kriege erzählt.

Auflösung der 11ten Aufgabe
im 38ten Stück.

Auflösung.		Probe.	
$1 \times$	12	$1)$	12
$1 \times$	6	$1/2)$	6
$1/2$	4	$1/3)$	4
$1/3$	3	$1/4)$	13
$1/4$			
12	1×12		50 Nonnen
12			
$3 \frac{1}{2} \times$	13	13	50
		13	
$3 \frac{1}{2} \times$	37		
	12		
$37 \times$	444		
$1 \times$	12		12 Nonnen

Der Volksfreund

Gemeinnütziges Wochenblatt für den Städter und Landmann.

Vier und Vierzigstes Stück.

Über den Landgewinn einiger Provinzen an der Nordsee, besonders Ostfrieslands.

Es ist eine gar nicht unbekante Sache, daß das über der Oberfläche des Wassers erhabene Erdreich, dem Meere Land abgewinne, und also die Erdoberfläche sich vergrößere. Vulkanische Ausbrüche auf dem Grunde des Meeres, haben dieses durch ihre alles erschütternde und durchbrechende Kraft in alter und neuerer Zeit in wenigen Minuten bewirkt, und allmähliche Erhöhung des Seegrundes, an solchen Stellen, wo er an sich schon nicht tief unter der Wasserfläche war, ist durch den Schlamm und die Unreinigkeiten, welche die Flüsse mit sich führten, geschehen. Auf diese Weise soll, der Sage nach, ganz Niederägypten vom Niederschlag des Nil-Schlammes entstanden seyn: und was wir jetzt von einem ähnlichen Landgewinn, der sich in unsern Tagen noch immer ereignet, anführen werden, wird die Möglichkeit der Sache von allem Zweifel befreien.

1. Von der Art und Weise, wie sich an den Küsten der Nordsee neues Land ansetzt.

Verschiedene deutsche und niederländische Provinzen, die die Nordsee begrenzen, haben seit geraumer Zeit einen beträchtlichen Landgewinn, und unter diese gehört auch Ostfriesland. Es ist leicht zu erachten, daß dieses nicht wohl möglich seyn würde, wenn das Ufer dieser Landschaften aus hohen Felsen, die unmittelbar von einem tiefen, unruhigen Meere bespült würden, bestünde. Um also dieses Ereigniß begreiflich zu machen, und in das rechte Licht zu setzen, ist zunächst etwas über den Vorgrund dieser Landschaften voraus zu schicken.

Vor dem Gestade der deutschen, und einiger niederländischen Provinzen an der Nordsee, erstreckt sich in der Breite einer Meile und darüber nach der See hin, ein hoher sandiger Grund, das Watt oder Seff

Zoff genannt, der kaum 2 bis 3 Fuß unter der Fläche des festen Landes an diesen Küsten erniedrigt ist, ja hin und wieder eben so hoch als dieses sehn mag. Diese sandige Fläche kann also ihren Namen, **Watt**, vom Durchwaten bekommen haben. Daher wird es, ob es gleich durch jede Fluth unter Wasser gesetzt wird, nicht mit zur eigentlichen See gerechnet. Dieses **Watt** ist von Kanälen, die in weiterer oder geringerer Entfernung vom Lande mit diesem parallel fortlaufen, doch wie leicht zu erachten, viele Krümmungen haben, und in der Schiffersprache **Balgen** heißen, durchschnitten. Andre Kanäle gehen vom Lande Seewärts, **Tiefe** genannt, welche zur Ausfahrt in die See dienen. Da nun das **Watt** zweymal in 24 Stunden vom Seewasser durch die Fluth überschwemmt wird; so bedienen sich alsdann kleine Schiffe, die sich nicht gern in die See wagen, der **Balgen**, um ihre Fahrt fortzusetzen. Zur Zeit der Ebbe verläuft sich alles Wasser vom **Watt** und aus den **Balgen**, und die Fahrzeuge, die hier segelten, gerathen dann auf den Sand, und müssen die nächste Fluth zur weitem Fahrt erwarten.

Außer dem **Watt** haben einige von besagten Provinzen, unter welche auch **Ostfriesland** gehört, noch ein anderes **Dollwerk** gegen die See, — eine Reihe von Eilanden, deren hohe Sanddünen dem Meere seine Grenzen anweisen. Zwischen den Inseln befinden sich Öffnungen,

die man **Seegaten** d. i. **Seelöcher** nennt, durch welche man vom **Watt** in die See, und aus dieser dem **Watt** zusegelt. Sie sind eine Viertelmeile mehr oder weniger breit, aber mehrentheils seicht; daher sind starke **Brandungen** *) darinn, deren **Brausen** man nach einem Sturm am festen Lande deutlich höret. Das eigentliche **Fahrwasser**, dessen sich Seefahrer bedienen können, hat nur eben hinlängliche Breite. Durch die **Seelöcher** strömt das Wasser zur Fluthzeit über das **Watt**, so wie es mit der Ebbe dahin zurück fließt. Die Inseln, welche **Ostfriesland** schützen, sind von Abend her nach Morgen gezählt: **Botkum**, **Zuist**, **Norderneen**, **Baltrum**, **Langeroog** und **Spickeroog**.

Hieraus wird nun soviel leicht erhellen, daß dieser Vorgrund, wenn sich Stoff zum Ansehen finden sollte, die Erhöhung wohl fähig sey, und daß ein Stück von solchem Anwachs eben so gut, wie jetzt das feste Land, mit Deichen eingefast ist, durch einen Deich gegen fernere Überschwemmungen, geschützt werden könne. Um sich aber dieses nicht gar zu leicht, und überall gleich möglich zu denken, muß man erwägen: daß das Wasser sich bey starken Westwinden oft 8 Fuß und darüber, mit der Fluth über das **Watt** ergieße, daß das **Watt** zwischen dem Deich und den Eilanden eine Meile breit sey, und folglich die Wellen dieser Wassermasse frey und stark genug toben können, daß einige Gegenden den **Seelöchern** gegen über

*) Wenn die hochlaufenden Wellen der See auf ihrem Wege seichte Derter antreffen, so gerathen sie in eine unordentliche Bewegung, brechen sich mit großem Geräusch, und machen viel Schaum, und das nennt man **Brandungen**. Am **Brausen** und **Schaumen** erkennt man sie, und weicht ihnen aus.

Aber liegen, und folglich den Wogen mehr ausgesetzt sind. Diese und andere Ursachen, worunter auch gehört, daß hie und da das Gestade des festen Landes frey, von keiner Landspitze geschützt liegt, machen das Ansehen an vielen Orten, wo nicht unmöglich, doch äußerst schwer. Ist gar ein tiefes Wasser, ein starker Strom dem Lande nahe; so fällt es gänzlich weg. — Demnach muß die Gegend des Gestades, wo eine Erhöhung des Watts Statt haben soll, von der Natur eine günstige Lage bekommen haben.

An den Küsten Ostfrieslands und anderer Landschaften, nimmt man nun wirklich hin und wieder eine Ansetzung erdigter Theile wahr. Das mit der Fluth sich landwärts ergießende Seewasser erhält diese Theile, und oft in solcher Menge, daß sie dem Wasser seine Durchsichtigkeit völlig rauben; wie, wenn man den Boden eines Grabens aufrührt und das Wasser trübe macht. Aber nicht bey jeder Fluth und zu jeder Jahreszeit, sieht man es gleich mit Erdtheilchen geschwängert, sondern am meisten bey heißem Sommerwetter, und zu stürmischer Zeit. — Wo das Wasser am ruhigsten stehen, und ohne von andern Ursachen in Bewegung gesetzt zu werden, allmählig wieder abebben kann, da setzen sich die erdigten Theile natürlicher Weise am häufigsten, und es bleibt, weil sie thonartig sind, ein schlüpfriger Schlamm zurück, welchen man Schlick nennt. Ausgegrabene Löcher füllen sich daher am geschwindesten mit Schlick, weil die erdigten Theile des Wassers sich darin völlig niedersetzen können,

und frisches Schlickwasser das stehengebliebene mit jeder Fluth ersetzt. Eben das thun auch die schon erhöhten mit Gräsern bewachsenen Theile des Watts, indem der Schlamm sich gern an die Gräser hängt, wiewohl sie deswegen nicht so viel mehr gewinnen können, weil sie bey niedriger Fluth über dem Wasser hervorragen. — Auch an solchen Orten, die den Wogen sehr bloß gestellt sind, bemerkt man das Aufschließen oder Aufschlammten; da aber der frische Schlick natürlich lange locker und inkonsistent bleibt, zumal da jede Fluth sich darüber hin ergießt; so kann es geschehen, daß der Wogenschlag einer einzigen Fluth, den Gewinn eines ganzen Sommers wieder mit sich fortreißt. Wo aber eine mehr begünstigte Lage dieses verhindert, da geht es seinen guten Gang fort, der Boden schließt mit jedem Jahre höher auf, wird immer dichter und fester, nach und nach setzen sich hie und da lange Grasarten an, breiten sich immer weiter aus, indessen der Boden bey höhern Fluthen immer noch aufschließt, wird er allmählig über das gewöhnliche Wasser erhaben, kann nun von Menschen und Vieh betreten und als Wiese benutzt werden, bis man ihn endlich für tauglich hält, zur bessern und sicherern Benutzung eingedeicht, d. i. mit einem Deich eingefast, und vor Überschwemmungen geschützt zu werden.

Dieses ist die Entstehungsart des neuen Anwachses, dem die deutschen Provinzen an der Nordsee, so manchen schönen Landstrich verdanken. Denn diese neuen Ländereyen bestehen durchaus, wofern

fern man dem Boden Zeit genug sich zu erhöhen und reif zu werden ließ, aus einer fruchtbaren Erdart. Diese ist nemlich ein gewöhnlich weißlicher Thon, Leem oder Letten, zuweilen mit Sandtheilchen untermischt, welches ihre gute Beschaffenheit nicht verringert. Sie kann sehr gut zu Ziegeln gebraucht werden. — Vielleicht ist die ganze fruchtbare Küste an der Nordsee auf gleiche Art angewachsen. Diese Vermuthung wird von der Gleichheit des festen Landes mit dem Anwachs, in Ansehung der Beschaffenheit der Erdart, der geringen Höhe und Ebene sehr unterstützt.

Ein neuer Anwachs, den man **Helder**, und auch wohl **Uiterdyk**, d. i. außerhalb dem Deich gelegenes Land, nennt, ist anfänglich fast immer schmal, bleibt es auch wohl viele Jahre lang. Ein Deich aber, der den Wellen Troß bieten soll, und also ansehnlich hoch seyn, und eine breite Anlage haben muß, ist eine kostspielige Unternehmung. Ueberdies kann er nur auf festem Boden angelegt, und von guter, aufgeschlickter, thonartiger Erde, aber nicht vom Sande des Watts gemacht werden. Denn dieser Sand bestehet aus feinen Körnern, die, selbst wenn sie feucht sind und an einander kleben, sehr wenige Haftung haben, und vom Spiel der Wellen leicht getrennt werden. — Hieraus folgt: daß je breiter der Anwachs, und je Inhaltreicher also der Helder ist, den man mit einem Deich einzufassen gedenkt, desto weniger Deichunkosten fallen auf die größere Morgenzahl des gewonnenen Landes. Ein einzudeichender Helder verliert von seiner Größe auch durch die große

Fläche, die der Deich einnimmt, sehr viel, und auch wohl durch den Verlust der zum Deich nöthigen Erde, wenn man sie nicht außerhalb dem Helder bekommen kann. Ein ansehnlich breiter Helder empfindet diesen Verlust nicht so sehr, als ein schmaler. — Aus dieser Ursache läßt man einen schmalen Anwachs so lange uneinge-deicht, bis er so breit geworden, daß er die Deichunkosten tragen kann, und benutzt ihn mittlerweile zur Vieh- Schafe- und Gänseweide. Eine Ausnahme wird nur in dem Falle gemacht, wenn der Helder eine sichere Lage hat, und man ihn also durch einen wenigern starken Deich hinlänglich schützen kann. Einen neueinge-deichten Helder nennt man im westlichen Theil Ostfrieslands, nach dem Holländischen, **Polder**, im östlichen Theil, eine **Grode**.

Das neue angewachseneländ gehört dem Landesherrn, oder dessen adelichen Vasallen, wenn der Anwachs an ihre Herrschaften grenzet. Gemeiniglich wird es gegen einen jährlichen Canon, gewissen Unternehmern überlassen, die es auf ihre Gefahr und Kosten eindeichen. Diese besäen es in den ersten Jahren durchgehends mit Kappamen, oder Sommergerste. Sind die Unternehmer glücklich, so erhalten sie in wenigen Jahren ihre Untkosten ersetzt. Man hat aber auch in Ostfriesland den Fall gesehen, daß ein Deich zu früh, auf einem Boden der noch nicht hoch genug war, und einen andern, da er größtentheils von Sande, angelegt wurde. Was war die Folge davon? — Die Deiche wurden von den Wellen zerrissen, die Polder überschwemmt, und die Unternehmer in großen Schaden gesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Fünf und Bierzigstes Stück.

Über den Landgewinn einiger Provinzen an der Nordsee, besonders
Ostfrieslands.

(Be s ch l u ß.)

2. Ueber den Ursprung des
Schliefs.

Die Frage: wo der sich ansetzende Schliefs herkomme, oder entstehe? ist nicht so leicht zu beantworten, als es anfänglich scheinen mag. Wenn man sich damit begnügen, und die ganze Untersuchung damit abfertigen wollte, daß der Schliefs sich im Seewasser befinde, folglich mit der Fluth aus der See herfließe; so wäre man frenlich am Ende, und hätte noch dazu den Schein der Wahrheit für sich.

Allein bey genauerer Untersuchung stößt man auf Schwierigkeiten, die uns nöthigen, diese Meinung fahren zu lassen. Schon das ist bedenklich, daß die Südseite der Eilande, die doch eher als das Gestade des festen Landes vom Seewasser bespült wird, keinen Landgewinn hat, da doch hier das Seewasser am schliefs-

reichsten seyn müste, wenn es bey dem Ausflusse aus der See schon damit versehen wäre. Der Schliefs ist dem Seewasser nicht eigenthümlich. Und woher sollte es ihn auch erhalten können? Von einem andern Lande, das seinen Verlust den deutschen Landschaften überlassen müßte, Dieses anzunehmen fordert zu viele Glaubensfähigkeit. — Nein, könnte man vielleicht sagen, er wird durch Sturm und Wogen vom Meergrunde aufgerührt, und daher trübt sich das Seewasser auf eine sehr begreifliche Weise. — Schade, daß die Tiefe des Meeres diese Hypothese vernichtet. Denn gesetzt, die stärkste Bewegung machte die See 20, oder gar 40 Faden, d. i. 240 Schuh tief unruhig; so bliebe doch das tiefere Wasser, und vollends der Boden ganz ungerührt. Da der Schliefs also nicht im eigentlichen Was-

fer in der See befindlich ist, und nicht darin seyn kann; so müssen wir andere Quellen des Schlicks auffuchen, die mehr befriedigend sind.

Wie wäre es, wenn wir annähmen, daß irgendwo in der Nähe des deutschen Gestades, Erdtheilchen vom Wasser abgepöhlt werden, und sich, wie wir gezeigt haben, wieder ansetzen? Von der offenbaren See, in weiter Entfernung, dürfen wir dies nicht geschehen lassen, weil die Hypothese dann zu viel wieder sich hat. Das Abspühlen und Abreißen müßte also durch das Wasser der Fluth in irgend einer nahe gelegenen Gegend geschehen. Und dieses ist in der That nicht ungewöhnlich gewesen, und ereignet sich auch jezo noch. Die Geschichte berichtet, daß der Dollart, ein Meerbusen zwischen Oriesland und Gröningen, vormals fruchtbares Land gewesen, und über 30 Dorfschaften enthalten habe, welche durch Überschwemmungen verwüstet und weggespöhlet worden. Ja, die Tradition sagt, daß auch das jetzige Watt, am nördlichen Theile der Provinz, zum Theil festes Land, und mit den Eilanden zusammenhängend gewesen sey; und diese Sage hat viel für sich. Und die Jade, ein Strom zwischen dem Herzogthum Oldenburg und der Herrschaft Zeven, reißet noch jezo Erdreich hinweg. Wie also, wenn der Schlamm im Wasser daher entstände? — Jenes in alter Zeit abgerissene Erdreich hat sich nun wohl längst im weiten Raum der See verloren. Also müßte das jezt hier und da sich losreißende Erdreich den Schlick verursachen. Allein eines Theils geschie-

het dieses Abspühlen allmählig, diese Erdtheile vertheilen sich immer weiter in der großen Wassermasse, und gehen darin verloren. Und dann werden sie ferner mit der Ebbe der See zugeführt, und können also an den Küsten des festen Landes nicht das mindeste wirken.

Da nun dieses bisher Angeführte nicht Statt findet, und auf den sandigen Watt nichts vorhanden ist, woraus der Schlick herrühren könnte; so muß wohl irgend etwas, wovon man es nicht vermuthet, die Ursache desselben seyn. Und hier meint man sich durch folgende Hypothese zu helfen. —

„Die Natur, sagt man, bearbeitet selbst den Schlick, indem sie das aus dem Lande mit Torferdetheilchen geschwängerte Wasser, und das salzichte Seewasser mit einander verbindet. Die Torferde ist aus Vegetabilien entstanden, hat also schon eine große Veränderung erlitten, und ihre Brennbarkeit zeigt, daß sie bey einer andern Lage, einer abermaligen Veränderung sehr fähig ist.“ Nun will man in dieser Absicht Versuche, durch Verbindung des See- und Moorwassers, d. i. des mit Torferdetheilchen gesättigten Wassers, angestellt haben, und das Resultat davon soll die Verwandlung der verbundenen Torferde, und Salztheile in Schlick gewesen seyn.

Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob diese Versuche wirklich gemacht sind, und dies Resultat gegeben haben, und wollen nur dasjenige berühren, das für diese Hypothese zu sprechen scheint. Dahin rechnen wir zuerst, daß es dem Wasser zu diejem

diesem Behuf nicht an Torferdtheilchen fehlen könne. Denn die Provinzen Friesland, Grönningen, Ostfriesland, Münster, Oldenburg und andere, sind sehr reich an Torfgründen, die man Moore nennt. Diese Moore liegen mehrentheils etwas landeinwärts, und höher als das Küstenland, weswegen das häufige Moorwasser durch zahlreiche Wasserleitungen und Schleusen, die hier Siehle heißen, bequem abfließen kann. Das Moorwasser aber ist so stark mit Torferdtheilchen geschwängert, daß es in seinem Laufe davon geraume Zeit ein Kaffe braunes Ansehen behält, und wegen der Feinheit der Theilchen, völlig durchsichtig bleibt. Sie können sich also, besonders da das Wasser ziemlich schnell abfließt, nicht so leicht niedersetzen, sondern sich gar wohl bis zur Vermischung mit dem Seewasser darin erhalten. Diese Vermischung geschieht, wenn das Seewasser abebbet, und sich in dem Maße verlaufen hat, daß das Landwasser in den Wasserleitungen jenes überwältigen, und die Schleusen öffnen kann. Das Torferdtheilchen enthaltende Landwasser drängt alsdann das Seewasser fort, und verfolgt es; verbindet sich aber, weil das Seewasser schwerer ist, ungern damit. Durch wider einander arbeitende Kräfte geschieht dies endlich, indem das Seewasser mit der Fluth wieder landwärts sich ergießet. Die Fluth fängt aber in den Seelöchern um eine Stunde früher an, als am festen Lande; daher fließt das Landwasser noch eine Stunde durch die Schleusen ab, indem das Seewasser ihm entgegen eilet.

So arbeiten beide wieder einander, und mischen sich, bis die Fluth so hoch gestiegen ist, daß die Schleusen sich schließen. Also kommt der kleinste Theil von dem ausfließenden Landwasser gleich nach seinem Ausflusse in die offenbare See, und das meiste erst, nachdem es sich mit dem Seewasser verbunden hat, in dieser Vermischung mit der Fluth zum Lande zurückkehrt, und mit der folgenden Ebbe wirklich in die See fließt.

Hieraus liesse sich nun, falls unsere Hypothese gegründet ist, erklären, woher das mit der Fluth landwärts fließende Seewasser den Schließ bekomme, ohne ihn aus der See mit gebracht zu haben; — woher es rühre, daß das Gestade des festen Landes, und nicht die südlichen Theile der Inseln Landgewinn haben, indem das auf diese Art schammigt gewordene Wasser zuerst dem Gestade auströmet, und seine Schließbetriebe da ansetzt; — weswegen der Schlämm sich jetzt in ihr, dann weniger im Wasser zeige, je nachdem nemlich das Landwasser häufig, und mit Torferdtheilchen geschwängert ist; — und wie das Ansehen des Schließes in der Gegend am stärksten seyn muß, wo das Wasser am meisten Torferdtheilchen enthält. Wirklich scheint dies der Fall bey den an der Ems befindlichen Gengen des Warts, im Südthelle des Doldart, zu seyn, wo der Anwachs sehr stark ist; denn die Ems nimmt sehr viel Moorwasser in sich auf. — Endlich würde auch hieraus begreiflich werden, woher der Schließ weit landwärts in den Flüssen Ostfrieslands, da, wo sie nie saziges Wasser haben, hervähre. Diese sind die Ems, die vom Murrage her aus dem Bisthum Münster, mitreyn nachwärts durch Ostfriesland fließet, und bey Leerort die vom Morgen her fließenden kleinen Flüsse, die Ledda und Jümiche, oder Soest aufnimmt. Letztere nennt man eht auch Ems, und zwar jene, die Potoshauser, diese die Stuckhauser Ems. — So weit nun die Fluth in diesen

Flüssen

Flüssen hinaufgeht, und das geschieht ungefehr $1\frac{1}{2}$ Meilen oberhalb Leer, also 7 bis 8 Meilen von der See. Ist das Wasser dieser Flüsse, die viel Moorwasser aufnehmen, mit Schlick gefättigt. Das Wasser der Ems hat aber schon bey Leerort, nur wenn es stürmt, einen salzigen Geschmack, und doch schlickt es $1\frac{1}{2}$ Meilen weiter, wo keine Spur mehr vom Seewasser ist, immer noch auf. Nimmt man nun an, daß von Leerort den Fluß hinunter das Wasser allmählig salzig werde, und durch Vermischung mit dem Moorwasser den Schlammerzeuge; so begreift man, woher das Schlickwasser mit der Fluth so weit Strom aufwärts gefunden werde. Ganz anders müßte es sich dagegen verhalten, wenn der Schlick dem Seewasser eigenthümlich wäre, weil der Schamm sich alsdann allmählig im Flußwasser verlieren würde. — Unsere Hypothese scheint sich also der Wahrheit am meisten zu nähern, und zur Aufklärung der Sache war es nützlich, daß man durch weitere Untersuchung den Grund oder Ungrund der elben erforschte.

3) Mittel, wodurch man der Natur bey dem Aufschließen zu Hülfe kommt. Das Aufschließen hängt freylich von der Menge der Schlamtheilchen, die im Wasser befindlich sind, ab, aber es liegt auch sehr viel daran, daß sie sich in Ruhe zu Boden setzen können. Sie sind zwar an sich schwerer, als das Wasser, aber eine unruhige Bewegung desselben kann sie darin emporhalten. Daher ist man darauf bedacht gewesen, dieses Niederschlagen des Schlicks durch Licht anzuwendende Mittel zu befördern. — Man macht in der Gegend, wo man das Aufschließen beschleunigen will, 3 bis 4 Schuh breite Gräben von willkürlicher Länge in das Watt hinein, so, daß sie perpendicular dem Deiche zufließen. Man nennt sie Schlickschlöte. Ist das Erdreich, wo diese Gräben gemacht werden, locker, und zu besorgen, daß die Fluth das Ausgeworfene wieder hinein spüle, so besetzt und bestrickt man den von der ausgeworfenen Erde entstandenen kleinen Damm mit Rostenstroh, auf eben die Art, wie man hier den Fuß der Deiche mit langem Stroh zu befestigen pflegt, wovon sich aber nicht wohl

ein deutlicher Begriff durch eine Beschreibung mittheilen läßt. Indem nun die Gräben sich mit Schlickwasser füllen, und die Dämme es in Ruhe erhalten, setz sich der Schlamm nieder, und in kurzer Zeit sind die Gräben wieder ausgefüllt. Es ist offenbar, daß diese Methode die Erhöhung des Landes sehr befördern muß, sie scheint aber nicht genug angewendet zu werden.

4) Auf eine andere Art sucht man innerhalb der Deiche niedrige Landereien, die zunächst am Deiche liegen, zu erhöhen und zu verbessern. Man legt Pumpen, d. i. eine Art von kleinen Schleusen, im Deiche an, wenn solches ohne Schaden und Gefahr geschehen kann, und von den Nachhabern vergönnet wird. Durch diese läßt man das Schlickwasser mit der Fluth durchfließen, und das niedrige Land überschwemmen. Damit es aber über diesen Landereien stehen bleibe, hat man einen kleinen Damm um sie aufgeworfen. So bald sich nun der Schlick gesetzt hat, läßt man das gereinigte Wasser, mittelst einer andern durch den Damm gelegten Pumpe, in die Wasserleitungen ablaufen, und läßt sodann frisches Schlickwasser über das Land. — Im Amte Stieghausen sollen, um eben diesem Vortheil zu erhalten, die vielen dort befindlichen kleinen Schleusen an der Zümiche, einer Verordnung zufolge, nach Martini geöffnet, und die niedrigen Wiesen unter Wasser gesetzt werden, welches auch unter genaue Aufsicht unschädlich, und für die Wiesen sehr nützlich seyn würde. Allein es wird wenig Gebrauch davon gemacht. Die Unschädlichkeit einer solchen Überschwemmung ist indessen Ursache, daß man dort nicht allenthalben sehr achtjam auf die kleinen Deiche ist, daher denn der Fluß nicht selten durchbricht. Dadurch sind Wiesen, die vorher unsurchbar und sumpfig waren, in die fruchtbarsten Felder verwandelt worden. Überhaupt aber könnte das Schlickwasser für Ostfriesland noch weit ersprießlicher werden, wenn nicht bald übersiebene Vorsichtigkeit, bald Mangel an Einsicht und Unternehmungsgeist, bald Mangel an Kraft, zu große Hindernisse in den Weg legten.

581

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Sechs und Vierzigstes Stück.

Da viele Leser dieser Blätter den Wunsch geäußert haben, daß in denselben möglichst kurzgefaßte Nachrichten von verschiedenen, und besonders den, durch den bisherigen Krieg vorzüglich merkwürdigen Ländern, gegeben werden möchten, und die Herausgeber hiermit gerne dienen, so wie überhaupt dem Geschmack des größeren Theils der Leser sich willig fügen wollen, wenn ihnen nur bekannt ist, was am liebsten gelesen wird, als weßfalls auch bisher Blätter verschiedenen Inhalts geliefert worden: so wird jetzt mit einer kurzen Geschichte der Republik Holland, oder der sogenannten sieben vereinigten Provinzen angefangen, und soll demnächst eine gleiche Erzählung von Brabant, die jeden Zeitungs-Leser äusserst interessiren muß, nachfolgen.

H o l l a n d.

(Fortsetzung des im 2ten Stücke abgebrochenen Aufsatzes.)

Wenn die Wahrheit noch nicht einleuchtend geworden ist, daß vereinigte Kräfte der Menschen fast alles aus dem Erdenrund machen können, der komme nach Holland und lerne! Hat sich die Natur gegen irgend einen Punct Erde stiefmütterlich (im schlimmsten Verstande) bewiesen, so hat sie es hier gethan, und nur Menschenhände und Geist der Erfindung mußten es zu dem schaffen, was es ist, denn nur Schönheit in Ansehung der Lage war alles, was ihnen die Natur dazu lieb. Elend, und nur der Wohnsitz eckelhafter Thiere war der ist tragbare Boden, auf

dem Heerden an Heerden im besten Grase weiden; ein Spiel der offenbaren See waren die ist durch Menschenhand besetzte Ufer; über die Gegenden, wo kein Fuß eines Thieres oder Menschen, ohne zu sinken gehen konnte, hüpfen Schaafe, oder heben sich stolze Gebäude empor. So stritten Menschenhände und Menschenwirksamkeit gegen die Erde, die freudlos und unnütz zu seyn schien, und nöthigten selbst dem Oberkörper der Luft reines gesundes Einathmen ab, zwar freilich nicht die ganz gesunde reine Luft; denn aus den Kanälen und Sümpfen steigen



natürlich Dämpfe hervor, die die Luft verdicken; und auch häufige Nebel und Regen, wo der letztere meist seinen Gang aus der See über das Land nimmt, tragen vieles bey, das Klima im Ganzen feucht und kalt zu machen. Doch auch diese so rauhen Ost- und Nordwinde, die im Winter die Kälte erhöhen, und den Fluß verschließen, weiß der Holländer sich noch zu einem Mittel umzuschaffen, das ihm bey fröhlichen und zahlreichen Schlittenfahrten das traurige des Winters vergütet.

Die vereinigten Niederlande, von welchen wir hier eigentlich reden, bestehen aus 7 Provinzen, nemlich Holland, Niedergeldern, Zeeland, Utrecht, Friesland, Obernssel und Grönningen, und grenzen mit Einschließung der sogenannten Generalitäts-Lande, *) gegen Mittag an das östereichische Flandern und Brabant, gegen Morgen an das Oberquartier des Herzogthums Geldern, Cleve etc. gegen Mitternacht und Abend an die Nordsee. Nicht genug, daß der Boden zu einem Paradies umgeschaffen ist; der innere Zirkel, in dem der Bewohner lebt, muß es auch im kleinen seyn. Fleißiger und schöner angebaut, kann ihm wohl kein anderes Land ertgegen gestellt werden, und ob auch nicht fühne künstliche Gebäude die Städte anfüllen, wo ist eine andere Stadt, und eine andere Provinz, die es ihr an Geschmack und Reinlichkeit zuvor thut, wenn es gar eine andere giebt, die es ihr nur nachthut? Die Kanäle, die gemeinlich

in der Gassen gehen, werden von beydenseitigen Schatten der Bäume geziert, und sind sich so in ihrer Bauart gleich, daß man sagt, Eine Stadt in Holland sehen, heißt, sie alle gesehen haben. Allenthalben durchschneiden Gräben und Kanäle das Land, die unumgänglich nothwendig sind, ob sie gleich unsägliche Mühe und Kosten verursachten, weil es an einigen Orten wirklich tiefer als die Fläche des Meeres liegt, und bey jeder anschwellenden Fluth in der äußersten Gefahr wäre, überschwemmt zu werden. Unzählige Schöpfmühlen von eigener Art der Erfindung heben das Wasser zu einer gewissen Höhe, bis es durch die Kanäle abgeleitet, den Flüssen und dem Meer zugeführt wird. Die vornehmsten Flüsse, so die vereinigten Lande durchwässern, sind die Rhein, Maas, Samber, Ick, Veicht und Schelde. Holland ist überhaupt ein vorzüglich redendes Beispiel von den Veränderungen, die auf der Erde entstehen. Die Stürme aus Nordwesten haben vieles Land durch die Überschwemmungen weggespült, und auf andere Art untermirt, wodurch ganze Gegenden und Bäume gesunken sind. Nur einige Provinzen, die nicht an der See liegen, haben einen weniger lockern Boden, daher trifft man hin und wieder schwimmende Inseln an. Zu Wel bey Ammersode, einem Dorfe in dem Ante Bommelerwaard, hinter dem Damme an der Maas, wo nach der gemeinen Sage vor hundert Jahren ein Dambruch gewesen seyn soll,

*) Unter Generalitäts-Lande versteht man diejenigen Lande, welche die vereinigten Provinzen durch gemeinschaftliche Waffen erobert haben.

liegt ein kleiner Busch, der aus einigen ansehnlichen freistehenden Bäumen und verschiedenen Sträuchern besteht; dieser Busch steigt und sinkt mit dem Wasser in dieser Gegend. Sehr viele Producte liegen unordentlich durch einander, und sind redende Beweise, daß Regen, Winde und Überschwemmungen eins auf das andere gehäuft haben. Als man im Jahr 1605 zu Amsterdam einen Brunnen grub, um süßes Wasser zu erhalten, und schon zweihundert und etliche dreißig Fuß tief war, zählte man neunzehn verschiedene Lagen von Gartenerde, Torf, Sand, Thon u. s. w., ja in einer Tiefe von hundert Fuß fand man Seemuscheln. In der Stadt Grönningen entdeckte man ein Schiff unter der Erde unter einem Gasthose, und außer der Stadt zwei Stücke von einem Steine, die auf einander passten, und doch einige Fuß von einander lagen. In der Grafschaft Zutphen hat man das Gerippe von einem Wallfisch gefunden, und außerdem noch Versteinerungen und Bäume, die alle von den Veränderungen zeugen, die Holland besonders erfahren hat. Auch sind die Folgen der Überschwemmungen in redenden Denkmälern zu finden. z. B. die Inseln Texel, Marken und Wieringen sind von Nordholland, Ers und Emmelvord aber von Oberyssel abgerissen worden, und Nordholland fährt, ohngeachtet der guten Seebäume, immer noch fort zu sinken. Vor einigen Jahren ward in der Yssel bey Doesburg der Schenkel eines Thieres, von beynabe zwey Ellen lang, und sieben und fünfzig Pfund schwer gefunden. Eben-

falls fand man einen versteinerten Knochen von einem Elephanten zu vierzig Pfund, eine Menge versteinerte Seemuscheln und Hanzähne, ja ein versteinertes Stück von der Rippe eines Krokodills auf dem St. Petersberge bey Mastricht, obgleich das Thier in Egypten zu Hause ist. Wo also die Natur nicht unmittelbar dem Kunstfleisse der Bewohner hülfreiche Hand bietet, da muß sie es mittelbar thun, und dieses kleine, seiner Natur nach dürftige und ungesunde Land, ward bloß durch mechanische Künste, durch Unverdorrenheit und Betriebsamkeit zu dem, was es ist, umgeformt. Nähere Bekanntschaft mit ihm, dem mehr oder weniger Vortheilhaften des Bodens, und der Kunst der Bewohner, wird uns von Holland einen vollständigern Begriff gewähren, und wir wenden uns daher zuerst zu der Übersicht der natürlichen Erzeugnisse oder Producte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Klugheit.

Rudolf von Zabsburg sagte zu einem Weißgerber, den er auf der Strafe arbeiten sah: — „Es wäre doch wohl ein schönes Leben; jährlich hundert Mark Einkünfte, und eine schöne Frau zu besitzen?“

„Ich habe beides,“ erwiderte der Gerber.

„Das wäre! — Ich will mich selbst davon überzeugen!“

Augenblicklich zog der Gerber sich besser an, ließ eine kostbare Mahlzeit zurück-

ten,

ten, sein silbernes und goldenes Geschirr auf den Kredenzisch stellen, und seine schöne Gattinn mußte sich in ihrer schönsten Kleidung zeigen.

Der Kaiser kam, fand alles über seine Erwartung schön, und konnte es nicht genug loben.

„Aber mein lieber Mann, warum treibst Ihr bei solchem Vermögen noch diese schmutzige Handthierung?“ fragte Rudolf.

Sie schändet mich nicht, gnädiger Herr, antwortete der Gerber: denn sie hat mich glücklich gemacht. — Ich würd' es bald nicht mehr seyn, wenn ich sie fahren ließe.

Wie sich doch die Zeiten geändert haben! Heutiges Tages kann ein Handwerker noch weit von goldenen und silbernen Geschirr entfernt seyn, und nur ein paar tausend Thalerchen erworben haben, so schämt er sich seines Handwerks, das ihn reich gemacht hat, und läßt es liegen. Hat er übrigens noch dazu eine schöne Frau, so muß er einen andern Titel annehmen, und die sieben Töchter müssen sich herausputzen, damit es Niemanden von dem ehemaligen Stande des Vaters einfalle, sie heirathen zu wollen. Ob das gut sey? — Ich zweifle.

Kennzeichen der, unter dem Namen Ros, für Pferde so höchst gefährlichen und ansteckenden Krankheit.

(Aus der Wolfenbütelschen Landzeitung.)

Die Zeichen, woran man diese Krankheit erkennt, sind nicht immer die nämlichen: sie ändern

sich nach den verschiedenen Graden der Krankheit, und können füglich in drei Classen eingetheilt werden, nämlich Zeichen des Roses im 1. 2. und 3. Grade. **Erster Grad.** Drüsen des Kopfes im ersten Grade sind: 1) dem Pferde läuft aus einem Nasentoch eine dünne weiße Feuchtigkeit, welche aber oft nicht eher sichtbar ist, bis das Pferd einige Bewegung gemacht hat. 2) Die Schleimhaut der Nase ist etwas angeschwollen, sieht röthlich aus, als im natürlichen Zustande. 3) Man sieht auf oder dieser Haut mehrere gefäßartige Blutgefäße, welche man im natürlichen Zustande nicht sieht. 4) In den Kanalschen sind oder mehrere geschwollene Drüsen, besonders auf der Seite, wo das Pferd auswirft. 5) Das Haar dieser Thiere ist sehr glänzend, weil es den andern Thierkrankheiten kraudig steht. 6) Das vollkommene Gesandwerden dieser Thiere mit obigen Zeichen. 7) Der Harn geht dick und wässerig ab.

Zeichen des zweiten Grades sind: 1) Die dünn und wärrig gewesene, aus der Nase stiehende Feuchtigkeit wird nun dicker, ist gelb oder grün, und hängt sich an die unteren Ränder der Nase fest an. 2) Das Nasentoch, aus welchem diese Feuchtigkeit läuft, schüttelt sich mit seinem obern Rande etwas in die Höhe. 3) Die in den Kanalschen liegenden Drüsen werden schmerzhaft, und hängen sich an der Kinnlade an.

Zeichen des dritten Grades sind: 1) Die Feuchtigkeit, welche aus der Nase stiehet, ist nun grau oder schwarz und riecht sehr übel. 2) Man sieht hier und da einige Blutsriemen in dieser Materie. 3) Es folgen öfters Blutungen aus der Nase. 4) Die Pferde werfen aus beiden Nasentöchern oben genannte Feuchtigkeit aus. 5) Fressende Geschwüre in der Nase. 6) Die Drüsen in den Kanalschen sind bey dem geringsten Anfühlen schmerzhaft, und können nicht mehr bewegt werden. 7) Die Augen hängen hervor, sind tränenend und trüb. 8) Das untere Augenlid ist angeschwollen. 9) Die Nasenknochen schwellen auf, und heben sich in die Höhe. 10) Das Pferd frist nicht mehr, ist matt und abgeschlagen: es hustet, die Füsse und der Hodensack sind geschwollen. 11) Das Pferd geht an einem oder dem andern Fuße lahmt, ohne daß man äußerlich etwas sehen kann, und dieses ist meistens das Zeichen, daß das Thier bald sterben wird. Es ist um so nöthiger, alle Zeichen dieser Krankheit, und in allen ihren verschiedenen Graden zu erkennen, und genau zu bemerken, als sie meistens mit dem Strenuel der Drüse, deren Seitensich, der Lungenstich u. d. andern Brustkrankheiten der Pferde verwechselt wird.

Der Volksfreund

381

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Sieben und Vierzigstes Stück.

H o l l a n d.

(Fortsetzung)

Wäre Holland mit allem so wenig versorgt, als es mit Getreide versorgt ist, so wäre es im eigentlichen Verstande ein armes Land zu nennen. Im Ganzen wird nicht so viel erzeugt als notwendig ist; jedoch fehlet es in einigen Provinzen nicht, und der allgemeine Abgang wird durch große Zufuhr auswärtiger Orte reichlich ersetzt. Der Buchweizen ist, so wie viele andere Gewächse, kein ursprünglich holländisches Gewächs, er ist ohngefähr vor dreihundert Jahren durch die Türcken aus Afrika nach Europa gebracht worden. Eben so giebt's noch verschiedene sibirische Arten Gerste, und andere aus der amerikanischen Provinz Karolina, die sehr gut fortkommen. An Färberröthe (oder Krapp) bezeigen sie ihren Fleiß, und der Boden seine Fruchtbarkeit, so wie an Taback, Obst, Blumen, wohin vorzüglich die schönsten Tulpen gehören, von denen eine Zwiebel oft zu 1000 und mehr Gulden verkauft ist.

Da wir schon oben angemerkt haben, daß Holland nur durch Menschenhände aus einem sumpfigen, morastigen Boden zu einem fruchtbaren umgeschaffen worden ist, so wird sich ohne viele Erklärung einsehen lassen, daß große Gebirge und in ihnen unterirdische Schätze nicht zu suchen seyn können, da der Boden im Allgemeinen zu Viehweiden am bequemsten zu seyn scheint, und er die übrigen Güter nur zum Theil, oder durch Menschen hat. Eisen findet sich nur in Geldern, und zwar in der Grafschaft Zutphen, auch noch an einigen andern Orten, führt aber den Namen Sumpferz, welches aufgesucht, und mit dem andern eingeführten Eisen und Stahl verarbeitet wird. Die Steinbrüche in Grönningen geben doch einigermaßen Steine zum Bauen und Wegbessern her; allein die meisten werden aus andern Orten nach Holland gebracht. Die zum Bau so notwendige Materie, den Kalk, giebt ihnen die Natur unzubereitet in der ungeheuren

U a a

Mens



Menge Muscheln, die in dazu gebauten Öfen zu Kalk gebrannt werden. Auch wirft die Südersee zuweilen Bernstein an die Küste. Die andern Produkte aus dem Mineralreiche bestehen in Marmor, und andern edeln und unedlen Steinarten. Zu der erstern Art gehören unter andern die Krystallartigen Steine, welche auf der Veluwe, imgleichen auf dem Amersfoortschen und Lochemschen Berge gefunden werden, und wovon die geschliffenen dem besten Krystall nicht weichen.

Nicht große Heerden wilder und zahlreicher Thiere, sondern kluge Benützung derselben, ist der ansehnlichste Zweig der Produkte, den der fette grasreiche Boden dazu zu begünstigen scheint. Wie wichtig ist der Handel mit Butter und Käsen, die unter den Namen Holländische, Texler und Edammer allgemein bekannt sind, und wie rühmlich ist nicht die Mühe der Bewohner, die in einem steten Kampfe mit den Elementen leben! Die Fruchtbarkeit der Kühe ist eben so ansehnlich als der Gewinn davon, und wenn auch die Viehseuche öfters große Verwüstungen angerichtet hat, so zeugen doch ihre Käsemärkte von erstaunlichen Vorräthen, z. B. von 1763 bis 69 sind allein auf dreierley Märkten, nämlich zu Alkmaar, Hoorn, und Purmerend, beynähe neun und neunzig Millionen Pfund Käse gewogen worden. Eben so würde sich in kurzem die Schaafzucht ansehnlich vermehren, wenn sich die Pro-

vinzen Hollands entschließen wollten, ihre Dünen oder Sandhügel den Schaafen zur Weide zu überlassen.* Es giebt in Holland fünf Arten Schaaf, nämlich gehörnte und ungehörnte Schaaf, mit kurzen und mit langen Schwänzen, mit guter, feiner, und mit grober Wolle. Diesenigen, welche als Lämmer vom Texel und aus Wieringen in ganzen Schiffsladungen nach Nordholland übergeführt werden, tragen die feinste Wolle, und werden die stärksten und fettesten Schaaf. Die von Drenthe und aus der Veluwe kommen, haben gröbere Wolle, aber ein besseres Fleisch, und in den Gegenden, wo der Boden fett ist, sind sie ungemein fruchtbar. Reißende Thiere ausgenommen, fehlt es an keiner Art Thiere; Schaaf, Ziegen, Kühe, Pferde, Hunde, kurz, Haus und Lastthiere; und so beträchtlich die Schaafzucht ist, und so sehr die Wolle davon geschätzt wird, so könnte sie doch noch vielfältiger seyn, wenn mehr Land dazu brauchbar gemacht würde. Und was war der Anfang, die Quelle zu den unsäglichen Reichthümern Hollands, als die Fischerey? Ihre eigenen Gewässer enthalten schon eine Menge der schönsten schmackhaftesten Fische, als Kabeljau, der so lange diesen Namen führet, als er frisch ist, eingesalzen aber Laberdan genannt wird. Er gehört unter diejenigen Fische, welche wie der Wallfisch und Hering nicht nur zur Speise dienen, sondern vielen tausenden

*) Vermuthlich haben die Holländer ihre guten Gründe dazu, warum sie den Schaafheerden diese Dünen nicht zur Weide überlassen. Durch das Betreiben mit Schaafen, würden die Dünen nur vermindert werden, da sie hingegen theil, sich selbst überlassen, immer mehr anwachsen, und so eine desto stärkere Vormauer für die Deiche abgeben.

Arbeit und Unterhalt verschaffen: Auf diesen Fischfang gehen gemeinlich fünfzig bis sechzig Schiffe in die Gegend von Doggersand, einer in der Nordsee zwischen England und Jütland befindlichen großen Sandbank, wo man viele tausende solcher Fische fängt, indeß die norwegischen Fischer auf eine kleinere Art von Kabeljau, die man Dorsch zu nennen pflegt, ausfahren, von denen wir sie hernach, getrocknet, unter dem Namen Stockfisch erhalten. Außerdem gehen sie noch in die entferntesten Meere, um durch den Fang der Heringe und Wallfische diesen Reichthum zu vermehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ursprung der Jahrmärkte.

In jenen wenig erleuchteten Jahrhunderten, wo blinder Aberglaube die Augen des großen Haufens so geblendet hatte, daß er schlaunen Betrug für Wunderwerke hielt, war fast kein namhaftes Städtchen in Deutschland, in dem nicht ein wunderthätiges Marienbild, oder doch wenigstens ein anderer Heiliger war, der, wenn er recht innbrünstig angerufen wurde, sieche Personen von allerley Gebrechen heilte. Daß dieses denen Priestern, welche sein pflegten, nicht wenig Gewinn brachte, kann man leicht erachten; denn, wenn jemand von den Kranken, die auch öfters von weit entlegenen Orten kamen, durch einen Zufall, es sen nun durch die Veränderung der Luft, oder durch die Bewegung auf der Reise, oder durch den Glauben

an die Kraft des Heiligen (und was der Glaube in solchen Fällen für Wirkung hat, steht man noch täglich,) gesund wurde, so ging er nicht weg, ohne das wohlthätige Bild reichlich beschenkt zu haben; und blieb er krank, so mußte der Heilige ebenfalls durch ein Geschenk, zur fernern kräftigen Fürbitte, aufgemuntert werden. Wer hätte es also wohl diesen Pfaffen verdienen können, wenn sie diese wohlthätige Anstalten, die jedoch für sie am meisten wohlthätig waren, und bey denen sie sich so wohl befanden, nicht auf alle Weise zu gründen und zu erweitern bedacht gewesen wären; und das thaten sie auch aus allen Kräften, so, daß ihr Heiliger nicht nur von Kranken, sondern auch unzähligen gesunden Personen besucht wurde, die sich ein Verdienst daraus machten, jährlich nach der Capelle desselben zu wallfahrten, und ihre Gaben zu seinen Füßen zu legen.

Bei solchem Zusammenfluß von Menschen, die von allen Orten zu dem Städtchen oder Flecken, indem so ein wunderthätiges Bild war, kamen, konnte es nicht fehlen, daß die Bewohner dieser oder der nahgelegenen Flecken, ihre Rechnung dabey fanden, den Pilgrimmen allerley Bedürfnisse zu verkaufen. Je größer nun das Ansehen eines solchen wunderthätigen Bildes war, um desto größer wurde der Zulauf von Menschen, und folglich auch der Handel in einer solchen Stadt. Man fiel endlich darauf, daß die Kraft eines Heiligen an seinem Nahmenstage am größten seyn müste; und weil sich zu der Zeit immer die meisten Pilgrimme einzufinden pfleg,

pflegten, so wurde auch jährlich auf den Tag der Markt festgesetzt, und in der Folge wurde das Recht, einen Jahrmarkt zu halten, den Städten von ihren Landesherren besonders bengelegt, weil man fand, daß die Märkte einer solchen Stadt sehr erwäglich waren: Und noch jetzt hat man sie behalten, obgleich das helle Licht der gereinigten Religion und der Wissenschaften, die Schatten des Aberglaubens längst verschleucht hat, unter deren Begünstigung es nur möglich war, daß Bilde Wunder thun, und dadurch zum Entstehen der Jahrmärkte Gelegenheit geben konnten.

Das Städtchen Querfurth im Obersächsischen Kreise, dem Churfürsten von Sachsen gehörig, hat seinen ansehnlichsten Markt ebenfalls einem solchen Heiligen zu verdanken, dessen Geschichte so sonderbar ist, daß sie hier einen Platz verdienet.

Im eilften Jahrhundert zog ein edler Herr Bruno von Querfurth in heiligen Eifer auf seinem Esel aus, um die damals noch heidnischen Preußen zum christlichen Glauben zu bekehren. Auf der großen Wiese vor Querfurth wurde sein Esel stehetisch und der heilige Bruno konnte ihn durch keine Liebkosungen bewegen, vom Fleck zu gehen. Vielleicht würden ein paar gute Sporn mehr Eingang bey dem Thiere gefunden haben, als alle seine Schmeicheleien. Eine so sonderbare Erscheinung mußte eine sonderbare Ursache haben. Der Herr von Querfurth ließ auf der Stelle nachgraben, und fand zu seinem großen Erstaunen, eine geweihte Hostie, die da vergraben war.

Jedermann schrie Wunder — man errichtete da einen Altar, bauete eine Capelle darüber, und ließ Messe. Mehr brauchte es damals nicht, eine Menge Menschen dahin zu ziehen, die dann zu dem ansehnlichen Markte Gelegenheit gaben, der jährlich noch daselbst am Mittwoch nach Ostern, auf der Eselswiese gehalten wird, und auf dem die Löffel, zum Andenken dieser Geschichte, noch auf den heutigen Tag den heiligen Bruno, auf einem Esel reitend, zum Spielwerk für Kinder, verkaufen.

Neue Erfindung.

Einer in der Braunschweiger Landzeitung vom Jahr 1792, befindlichen Nachricht zu Folge, hat ein Hauswirth, zu Braunschweig aus Buchweizen Mist gemacht, und daraus ein wohlschmeckendes Getränk gebrauet. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, diesen Versuch in dem heiligen Bande, wo vierer Buchweizen gebräuet wird, nach zumachen? Wenn jemand diesen Versuch macht, so bittet der Volksfreund, ihm zu melden, wie er ausgefallen sey.

Mahagoni-Beize.

(Aus der gothaischen Handlungszeitung.)

Durch folgende Beize kann man auch unsern inländischen Hölzern das Ansehen des Mahagoniholzes geben. Das Holz das man beizen will, wird zuerst mit Alaun-Wasser, sodann mit einer Brühe von Safran, welcher in Weinessig stark eingekocht und nachher wieder verdünnet worden, und zuletzt mit der eigentlichen Beize von Ferneluch, wozu halb Regenwasser und halb Bieressig genommen wird, überstrichen.

Räthsel.

Wein Aufenthalt
War sonst der Wald.
Im Leben stumm, erfreu im Tode ich
Durch meine süßen Löhne dich.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Acht und Vierzigstes Stück.

H o l l a n d.

(Fortsetzung.)

Die Liebe zur Freiheit hat die Anzahl der Einwohner in Holland um eine beträchtliche Summe vermehret. Hier darf jeder ohne Gewissenszwang in Ansehung dessen, was er für wahr erkennt, sich sein Brod erwerben, und die Mittel dazu werden weder erschwert noch geschmälert, wenn er nur in die festgesetzten Regeln der Ordnung und Geseze keinen Eingriff thut. Man zählt in den sieben vereinigten Provinzen und Drenthe 113 Städte nebst 114 Flecken, wozu 25 Städte in den Generalkitätslanden noch nicht gerechnet sind. Holland allein faßt eine Million Menschen, und die übrigen $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Millionen. Wenn man den kleinen Winkel der Erde, welchen die Holländer bewohnen, betrachtet, und damit die kurze Zeit, in welcher sie unter Gesezen leben, vergleicht, ein Volk, das wenig oder nichts that, um sich in der Geschichte einen Namen zu machen, und doch in weniger als zwey Jahrhunderten

eine so ungeheure Menge Städte und Flecken erbauete, vergrößerte, mit Kanälen durchschnitt, Seehäfen anlegte, eine Marine zum Handlungs- und Kriegswesen errichtete, um die Herrschaft über das Meer und die Handlung stritt, und fast von seinem Überfluß den reichsten Nationen der Zufluchtsort der Schätze ward: so kann man sich leicht einen Begriff machen, daß unter so günstigen Umständen der Zuwachs der Volksmenge beträchtlich, und so ein Land glücklich seyn muß. Wirft man noch dazu einen Blick auf die ältesten Zeiten zurück, wo es unter spanischem Joch, bey unerträglicher Sklaverey und Aberglauben, nicht einmal den Schatten des ihigen Zustandes vermochte, so sieht man, daß gute Regierung, Handlung und nützliche Künste Wunder thun können, wenn sie vereint zu einem Zwecke wirken.

Da man, außer einigen Bergen in Geldern, Obernyssel und Utrecht, nebst den Sandhügeln oder Dünen längst der See

B. b.

See



See, lauter flaches Land antrifft, das aus zu geringer Abhängigkeit die vielen Moräste und stehenden Gewässer verur- sacht, so haben wir schon oben gesagt, daß das Land mehr zum Graswachs als zum wirklichen Ackerbau geschickt sey. Doch ist nicht zu leugnen, daß die Moräste auch ihren großen Nutzen haben, indem sie den Einwohnern bey dem Mangel an Holz, den zur Feurung unentbehrlichen Torf liefern, auch eine gute Schutzwehr wider Überfälle der Nachbarn sind, wie denn auch sehr strenge darauf gehalten wird, daß die Austrocknung und Urbarmachung in den ans Westphälische grenzenden Pro- vinzen nicht gestattet wird. Vielleicht wäre aber auch der Nutzen mancher gro- ßer Strecke beträchtlicher, und es dürfte wohl einer so arbeitsamen und ersinderi- schen Nation nicht schwer fallen, zum Beispiel die in der Meyerey von Her- genbusch und der Barone von Breda mehr als achzig französische Quadratmei- len wenig genützen Lehden zu einer neuen Provinz umzuschaffen. Nimmt man noch die großen Strecken längst der See auf den Dünen, die bloß aus Sand und Heide bestehen, dazu, so ist leicht zu be- rechnen, daß ein so stark bevölkertes Land lange nicht so viel aus dem Boden ziehen kann, als es bedarf, und daher seinen Mangel durch Einfuhre ergänzen muß. Kaum den dritten Theil des Benöthigten liefert das Land, alles übrige muß durch

Kaufmannsgeist herbengebracht werden, und wie wirksam der ist, kann man dar- aus abnehmen, daß wohl nirgends ein mehr ansehnlicher Getreidehandel getrieben wird, als nur im Amsterdam zum Bey- spiel. Dieses zum Überfluß eingeführte Getreide wird dahero nicht nur zur in- ländischen Konsumtion gebraucht, nicht nur verzehret, und zu Bier und Brannt- wein gebrannt, sondern auch noch auffer- halb des Landes verführt. Aber nächst diesen zeugt Holland auch andere Pflan- zen, die ihm nicht zu geringem Vortheil gereichen, wie wir schon oben des Flach- ses, Toback, und des Krapp gedacht ha- ben. Dieser Krapp oder Färberöthe *) wird in Zeeland in sehr großer Menge ge- baut, so daß England allein aus See- land für 300000 Pfund Sterling davon zog, ohne das zu rechnen, was nach Deutschland und andern Ländern abge- setzt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von dem Nutzen der wilden Obst- bäume, oder der sogenannten Holzapfel und Holzbirnen.

Man nennt diese wilden Obstbäume Holzapfel oder Holzbirnen, weil sie ohne Pflege und Wartung der Menschen in den Gehölzen wachsen. Sie tragen eine kleine Frucht, die, auch bey den Birnen einen

*) Vielleicht macht der Volkfreund nächstens seine Leser mit dem Krapp und vorzüglich mit dem so vortheilhaften Anbau desselben näher bekannt, um dadurch die Bewo- ner der hiesigen Marschgegenden, denen es so wenig an dazu tüchtigen Lande, als an Mist feyht, zum Anbau desselben zu ermuntern.

einen äußerst sauern und zusammenziehenden Saft hat, so daß sie Niemand roh essen kann, wenn er sonst sein freundliches Gesicht nicht auf einige Zeit verlieren will, und vermuthlich kommt von ihnen das Sprüchwort: **in einen sauern Apfel beißen**, her, dessen Bedeutung man bey ihnen gewiß lernen kan. Aber demohngeachtet sind sie sehr nützlich, und man sollte auch auf diese Bäume mehr Aufmerksamkeit verwenden. Sie wachsen erstlich ohne Pflege und Wartung der Menschen auf, und dies ist für manchen, der gern erndtet, wo er nicht gesäet und gepflanzt hat, schon viel wehrt. Sie sind zweytens bey weitem dauerhafter als die veredelten Obstbäume, können Kälte und Hitze, guten und schlechten Boden, je nachdem es fällt, vertragen, und lassen sich daher aller Orten hinpflanzen. Sie sind drittens selten ein Jahr ohne Früchte, und tragen diese in ganz außerordentlicher Menge. Ihre Früchte sind viertens roh von der Art, daß, wenn man einmal in einen solchen Apfel oder Birn gebissen hat, man sie gewiß nicht wieder anrühren wird, und folglich der Besitzer solcher Bäume vor allem Benaschen derselben völlig sicher ist, sie mögen stehen, wo sie wollen. Endlich ist das Holz dieser Bäume außerordentlich gut, und weit besser, als das der zahmen Obstbäume, zu feinen Tischlerarbeiten zu gebrauchen.

So viel ich weiß, wachsen diese Holzäpfel und Holzbirnen auch in den hiesigen Gehölzen, und man sollte daher ihre Früchte nicht ungenutzt verfaulen lassen. Und wenn man auch keine solche Bäume in den

Waldungen hätte, so sollte man einige aus Kernen gezogene Obstbäume wild aufwachsen lassen. Diese sind weit dauerhafter als die veredelten, und lassen sich aller Orten hinstellen, wo kein anderer Obstbaum, oft auch nicht einmal ein Holzbaum wächst. Ihre Früchte werden zwar immer um so viel kleiner ausfallen, je schlechteren Boden sie haben. Aber das thut nichts zur Sache, und ein solcher Baum ist demohngeachtet immer mehr wehrt, als ein eigentlicher Holzbaum.

Diese wilden Obstbäume könnte man nun aller Orten hinpflanzen, wo man Lust und Belieben hätte; in der Heide, entweder um die Wege damit zu bezeichnen, die man hier oft nicht finden kann, oder auch nur hin und wieder, um den Schaafen das durch zugleich bey der Sonnenhitze den ihnen so nöthigen Schatten zu verschaffen. Ihre Stelle bezahlen sie gewiß hundertfältig. Außerdem kann ein solcher Baum, in der Heide gepflanzt, oft im Winter bey tiefem Schnee einem Menschen das Leben retten, indem er beim Verirren, wenn er sonst schon in dieser Gegend gewesen ist, und eben solchen Baum sich bemerkt hat, darau wissen kann, wo er sich befindet, und in welcher Richtung er gehn muß, um zu Menschen zu kommen. Wir sind mehrere Beyspiele bekannt, wo dies der Fall war, und ich selbst verdankte einst einem solchen Baume, der mitten im Felde stand, das gewiß nicht kleine Vergnügen, eine Schlittengesellschaft, bey der ich mich befand, nach einem Herumirren von zwey Stunden in dem heftigsten Schneetreiben, wieder auf dem rechten Weg, und so glücklich zu Hause zu bringen.

Über

Aber höre ich jemanden fragen, wenn man die Früchte dieser Bäume nicht essen kann, worin soll denn ihr so großer Nutzen bestehen?

Ihr Nutzen besteht darin, daß man aus ihnen den schönsten Essig machen kann, der bey weitem den besten Weinessig, sowohl an Schärfe als an Geschmack übertrifft. Ferner lassen sich auch einige Arten derselben, vorzüglich von den Birnen, sehr gut zum Backen gebrauchen, und diese schmecken gebakken oft eben so angenehm, als unangenehm sie roh schmecken.

Die Zubereitung des Essigs aus diesen Holzäpfeln oder Holzbirnen geschieht folgendermaßen. Nachdem dieses wilde Obst reif geworden und von den Bäumen abgeschüttelt ist, stößt man es in einem hölzernen Troge mit einem Stampfeisen oder auch mit hölzernen Keulen, die unten mit eisernen Bänden beschlagen sind, damit die Keule sich nicht abstampfe, völlig zu Mase. Je kleiner man sie stampft, desto besser ist es. Dieses Zerstoßene thut man in ein Faß oder Kübel, und gießt so viel Wasser darauf, daß es wenigstens 2 Zoll davon bedeckt wird. In diesem Kübel läßt man es ohngefähr 8 Tage, auch wohl darüber stehen. Dann keltert man es aus. In Ermangelung einer Kelter, kann man auch eine Wachspressen dazu gebrauchen, welches denn aber freylich langsamer geht. Nur muß man sich in Acht nehmen, daß keine Treber in den ausgepressten Saft fließen. Die ausgepressten Treber giebt man den Schweinen, auch fressen sie die mehrsten Pferde sehr gern, denen sie sehr wohl bekommen. Den ausgepressten Saft füllt man dann auf ein mit einem Spundloche versehenes Faß, und steckt sogleich einen hölzernen Hahn darin, um in der Folge den Essig dadurch abzupfen zu können. Nachdem er gegohren hat, welches er ohne Hülfe thut, und wobei man dahin sehen muß, daß das Faß immer zum Überlaufen voll sey, damit die Unreinigkeit ausgeworfen werden kann, bringt man das Faß an einen etwas warmen Ort, wo es ganz ruhig und unbeweglich liegen kann. Auf das offene Spundloch deckt man einen frischen Rasen oder Soden.

In 4 bis 5 Monaten, auch wohl noch eher, wenn er warm liegt, wird man den herrlichsten Essig haben, den man ohne Zusatz von Wasser nicht wird gebrauchen können. Wird er gehörig zubereitet, so wird er oft so scharf, daß man zwey Theile Wasser dazu gießen muß. Seine Farbe ist schön, und sein Geschmack außerordentlich angenehm. Wenn dieser ausgepresste Saft gegohren hat, kann man ihn auch zu einem angenehmen Getränk gebrauchen, muß ihn aber dann auf Boutheillen füllen. Nur muß man nicht zu viel davon trinken, weil er leicht den Durchfall, auch einen tüchtigen Kauffch verurrsacht.

Ich habe oben gesagt, daß das Faß, worauf der Saft gefüllt ist, ruhig und unbeweglich liegen bleiben müsse. Dies ist deswegen nöthig, weil sich über den Essig eine dicke Haut setzt, welche die Essigmutter nennt, und welche nicht von den Seiten des Faßes abgerissen werden darf. Geschieht dieses so wird der Essig verderben. So lange also diese Haut noch unverletzt ist, kann man immer das jedesmalige Bedürfnis von dem Faße abzupfen, ohne befürchten zu dürfen, daß der Essig verderbe, wenn man das Faß nur nicht zu heftig dabey erschüttert.

Auf diese eben beschriebene Art macht man auch aus gutem Obste den sogenannten Most, und er wird um so besser, je besseres Obst man dazu nimmt; nure muß man, wenn man Most verfertigen will, das zerstoßene Obst nicht so lange im Kübel stehen lassen, weil es dadurch um so eher zur Säure gereicht wird.

In der Grafschaft Hohnstein, wo diese wilden Obstbäume sehr häufig sind, und wo ich den Nutzen derselben habe kennen lernen, macht man aus diesem Obst außerordentlich viel Essig, und ich habe einige Landwirthe gekannt, die, außer ihrer eigenen starken Consumption, jährlich für eine nicht kleine Summe davon verkauften. Hier stehen diese Bäume in den Kornfeldern, wo sie gemeinlich statt der Grenzkeine dienen, und auch all r D ten, wo sie nur immer Platz haben. In einer Gegend des Fürstenthums Halberstadt macht man sowohl aus den frischen als auch den gebackenen Früchten dieser Bäume ein Auf, welches man statt der Butter auf das Brodt schmiert, wovon die Leute schöne runde rothe Backen bekommen.

Zum Brandtweinbrennen, wenn man sie mit dem Weiz und zwar klein gekochen, vermischt, sind diese Früchte auch sehr gut zu gebrauchen. Der Brandtwein erhält dadurch einen angenehmen Geschmack, und wird dem Franzbrandtwein ähnlich.

Also nicht nur der Nutzen, den dieser Baum bringt, sondern auch die Menschenliebe sollte uns bewegen, hin und wieder einen solchen Baum in die Heiden zu pflanzen, und mancher, im Schnee verirrter oder von der Sonnenhitze ermüdeteter Wanderer, würde die Hand des Manns segnen, der ihn pflanzte.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Neun und Bierzigstes Stück.

Nachricht an die Beförderer und Leser des Volksfreundes.

Die Herausgeber des Volksfreundes haben sich nun beynähe ein Jahr bemühet, die Leser desselben theils von manchen nützlichen Sachen zu belehren, welches man ihnen indeß nicht für Stolz anrechnen wolle, theils haben sie auch gesucht, ihnen eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen. Es würde den Oldenburgern wenig Ehre machen, wenn dieses vaterländische Unternehmen, das zwar bis jetzt nicht völlig seiner Absicht entspricht, aber doch in der Folge gewiß entsprechen könnte, wenn die Wünsche der Herausgeber erfüllt würden -- ich sage, es würde den Oldenburgern wenig Ehre machen, wenn dieses vaterländische Unternehmen mit dem zwey und funfzigsten Stück sein Ende erreichen sollte. Zwar müssen die Herausgeber selbst gestehen, daß der Volksfreund nicht so war, wie sie wollten und wünschten. Aber davon lag die Schuld nicht an ihnen. Bey der Ankündigung des Volksfreundes rechneten sie darauf, daß wohlbedenkende Männer, denen es Vergnü-

gen wäre, die Summe des Guten durch Ausbreitung nützlicher Kenntnisse zu vermehren, sie mit zweckmäßigen Beiträgen bey der Herausgabe unterstützen würden; denn sie allein konnten die Aufsätze unmöglich liefern, weil sie mit andern Geschäften überhäuft waren, und wenn sie dieses auch hätten thun wollen, so würde der Volksfreund in gewisser Rücksicht doch noch immer mangelhaft geblieben seyn, weil sie ohnmöglich den Geschmack der verschiedenen Leser wissen konnten. Diesen Mangel hätten aber die Herren Prediger auf dem Lande abhelfen können, wenn sie hätten die Güte haben wollen, die Herausgeber des Volksfreundes, entweder nur bloß von dem Geschmack und den Wünschen der Leser, mit denen sie doch öfters umgehen, zu benachrichtigen, oder sie auch mit Beiträgen, nach den, ihnen einmal bekannten Geschmack der Leser abgefäht, zu unterstützen. Hierzu, glauben sie, hätten die Herren Prediger die beste Gelegenheit gehabt. Nur sie allein können es wissen,

E c c

wissen, was für die Leser nützlich, was für sie angenehm seyn konnte, da sie bey feyerlichen Gelegenheiten die Glieder ihrer Gemeinde kennen lernen können, indem sie ihren Unterredungen beywohnen. Auch müßte es schlecht seyn, wenn neben den schlechten Thaten, die in ihrer Gemeinde vorkommen, und die sie amtshalber an die Beamten berichten müssen, nicht auch gute und edle Thaten vorkommen sollten, die allerdings verdienen, außer den Grenzen des Kirchspiels bekannt zu werden. Um die Mittheilung dieser, wie auch jener, bitten die Herausgeber die Herren Prediger, und sie glauben, daß sie dies um so bereitwilliger thun werden, da es ihnen, als Lehrern und Vätern ihrer Pfarrefinder, doch Freude machen muß, wenn diese Thaten thun, die sich über den Schandrian des gemeinen Lebens erheben, und sie Gelegenheit haben, solche bekannt zu machen. Und sie sind auch gewissermaßen verbunden, es zu thun, da sie als gute Väter dafür sorgen müssen, daß die guten Thaten ihrer Kinder belohnt werden. Und leider! werden diese oft gar nicht belohnt, sondern mit den andern gemeinen Thaten bald in Vergessenheit begraben. Dadurch könnten sie aber einigermaßen belohnt werden, wenn sie öffentlich bekannt gemacht würden. Wir bitten also die Herren Prediger, für das künftige die Güte zu haben, dergleichen gute und edle Thaten, nicht minder die schlechten, den Herausgebern des Volksfreundes mitzutheilen; erstere, um die Tugend einigermaßen zu belohnen, und andere dadurch zu gleichen Thaten zu ermuntern; letztere um vor das Laster zu warnen, und andere davon abzuschrecken.

Neben diesen Nachrichten von guten und schlechten Thaten, hätten sich dann auch die Herausgeber von ihnen aus: Nachrichten von solchen Personen, die ein ungewöhnlich hohes und merkwürdiges Alter erreicht haben; Nachrichten von merkwürdigen Todesfällen; Nachrichten von merkwürdigen Naturbegebenheiten, die in ihrer Gegend vorkommen; Nachrichten von Landschullehrern, die sich in ihrem Berufe durch Fleiß und Treue vorzüglich auszeichnen, und wer wollte hier nicht gerne sehen und dazu beitragen, daß ein solcher Mann nicht wenigstens den Lohn erhalte, seinen Fleiß und seine Treue öffentlich gerühmt zu sehen; Nachrichten von Kindern die sich durch Fleiß in der Schule und Arbeitsamkeit zu Hause auszeichnen, um sie als solche öffentlich bekannt zu machen.

Ubrigens bitten wir, namentlich die Herren Prediger, auch noch um andere Beiträge, die sie uns liefern könnten, und wie wir von ihrer Güte überzeugt sind, gern liefern werden. Nicht minder ersuchen wir jeden gutdenkenden Mann darum denn es bleibt doch immer ein göttliches Vergnügen, auf irgend eine Art etwas zur Vervollkommnung unsrer Brüder beitragen zu haben.

Mehrere angesehene Männer, von denen sich nur gute Beiträge erwarten lassen, haben versprochen, den Volksfreund mit Beiträgen zu unterstützen. Dies ist kein buntgemahltes Aushängeschild, um Gäste zu sauern Wein oder Bier einzuladen, oder mit andern Worten, es ist kein Kunstgriff von den Herausgebern, die bisherigen Leser des Volksfreundes festzuhalten, und

neue

neite dadurch anzulocken. Mein! es ist wirklich so, und die Leser sollen in der Folge davon überzeugt werden.

Außerdem machen sich die Herausgeber auch noch zu Beiträgen anheischig, die jeden Oldenburger interessieren müssen; nur können sie sich jetzt noch nicht weiter darüber erklären.

Der Volksfreund wird also auch in dem künftigen Jahre, und wie wir hoffen, zur Zufriedenheit der Leser fortgesetzt werden. Und wir können es gewiß versprechen, wenn unsere Wünsche und Bitten erfüllt werden, woran zu zweifeln wir gar keine Ursach haben.

Es würde übrigens den Charakter der guten Oldenburger, die so manchen Beweis von Liebe zum Guten gegeben haben, und noch geben, beleidiget heißen, wenn wir nur im geringsten daran zweifeln wollten, daß sie unser Unternehmen nicht zu Grunde gehen lassen könnten. Wir versichern sie, daß wir nicht den geringsten Vortheil davon haben, und daß wir uns durch das Vergnügen hinlänglich belohnt fühlen, unsern guten Mitbürgern etwas Nützliches zu zeigen und bekannt zu machen, und sie auch mit unter auf eine angenehme Art zu unterhalten.

Oldenburg den 9 Sept. 1794.

D. S.

Über den vortheilhaften Anbau der Nesseln.

(Etwas für die Landleute auf der Geest.)

Wäre ich selbst ein Landmann, so würde ich euch, meine lieben Landleute, nicht lange durch einen gedruckten Aussag von dem großen Nu-

zen des Nesselbaues belehren, sondern ich würde gleich einen Kamp damit bebauen, und euch dadurch zu überzeugen suchen, wie vortheilhaft es sey. Jetzt muß ich es indeß mit der Feder thun, und ich sehe zum voraus, daß ihr herzlich über meinen Einfall lachen werdet, so wie ihr mich vielleicht für toll halten würdet, wenn ich als Landmann einen Kamp mit Nesseln bepflanzte oder besäete. Doch das soll mich jetzt von meinem Vorhaben nicht abhalten. Ich will das meinige thun, und wenn ihr nicht hören wollt, den Staub von meinen Füßen schütteln.

Wären alle Landleute auf der Geest, denn für diese würde der Nesselbau in dem hiesigen Lande doch nur vortheilhaft und anwendbar seyn, so von dem großen Nutzen des Nesselbaues überzeugt, als ich davon überzeugt bin, so würden wir im nächsten Jahre schon manchen Nesselkamp haben. Ich habe den großen Nutzen desselben mit meinem eigenen Augen bey einem Prediger gesehen. Ich könnte ihn nennen, wenn dies etwas zur Sache thäte. Dieser war gezwungen, selbst Landwirthschaft zu treiben, und er suchte auch hierin seiner Gemeinde mit guten Beyspielen vorzugehen, und ihr Muster zu seyn. Da es ihm zwar nicht an Ländereyen, aber doch an Wiesen fehlte, so mußte er sich auf den Bau der Futterkräuter legen, und er baute diese mit so gutem Erfolge, daß er von seinem Landesherren eine Belohnung erhielt. Seine Gemeinde sah ihm lange zu, folgte endlich nach, und befand sich wohl dabey. Irgend ein Umstand veranlaßte ihn, ein Stück seines Ackers, das sich wegen des steinigten Bodens nicht gut pflügen ließ, mit Nesseln zu bepflanzten und zu besäen. Man lachte, da man seinen Vorsatz hörte, und drohete, ihn zu verklagen, als er Anstalt dazu machte, weil man die zu nahe Nachbarschaft der Nesseln nicht haben wollte. Er fuhr aber getrost fort, seinen Vorsatz auszuführen, und er hat jetzt schon mehrere Nachfolger, die gewiß nicht wieder aufhören werden, eine Pflanze mit Fleiß zu bauen, die man Unkraut schilt, und aller Orten zu vertilgen sucht.

Doch

Doch ich will euch, meine lieben Landleute, erst den großen Nutzen der Nesseln zeigen, und euch dann lehren, wie ihr es mit dem Anbau derselben anzufangen habt.

Der Nutzen derselben besteht nun einmal darin, daß die Nessel eine Pflanze ist, die man in seinem Leben nur einmal zu pflanzen oder zu säen braucht. Zweytens kann man das schlechteste Land dazu nehmen, welches sonst zu nichts weiter gebraucht werden kann. Drittens frist sie alles Vieh getrocknet ganz außerordentlich gern, und bekommt demselben sehr gut. Die Kühe werden fett davon, geben viel Milch, die sehr butterreich ist, und zwar wird diese Butter mitten im Winter so gelb, als nur immer die Maybutter in der Marsch seyn kann. Viertens bewahrt sie das Vieh vor vielen Krankheiten; die Pferde vor der, ihnen oft so gefährlichen, Drüse, und das Rindvieh vor der Seuche und dem Durchlauf. In einigen Gegenden von Schweden, wo man die Nesseln seit Menschengedenken zum Viehfutter gebauet hat, hat man seitdem nie etwas von der Viehseuche und dem so häufigen Durchlauf des Rindviehs gewußt. In Dänemark, und vorzüglich in Jütland, wo die Pferdezucht sehr stark ist, sammelt man den Nesselsamen sehr sorgfältig, und streuet ihn den Pferden täglich auf das Futter, um sie dadurch glänzend und fett zu machen, vorzüglich aber, um sie dadurch vor der Drüse zu bewahren.

Dies, dünkte ich, wäre hinreichend, die Nessel für eine sehr nützliche Pflanze zu halten, und dadurch zum Anbau derselben ermuntert zu werden. Ich will also nun noch zeigen, wie man sie anbauet.

Der Anbau der Nesseln kann auf zweyerley Art geschehen. Entweder man säet den Saamen oder pflanzt die Stämme. Der Saame wird gegen das Ende des Augusts gesammelt. Man schneidet zu diesem Ende den Stamm ab und läßt ihn verdorren, wo der Saame denn von selbst herausfällt. Man säet ihn sodann den ganzen Herbstmonat hindurch.

Will man die Stämme von den Nesseln pflanzen, so sucht man sie im Herbst auf, reißt

sie von einander, schneidet die äußersten Enden davon ab, und setzt sie wieder in geraden Reihen, ziemlich nahe bey einander, und zwar eben so tief, als sie gestanden haben. Drey gefehr 2 Fingerbreit muß man von dem Stamme an den Wurzeln lassen.

Es ist einerley, ob ich die Nesseln säe oder pflanze; nur ist der Unterschied dabey, daß diejenigen Nesseln, welche aus Saamen gezogen sind, in dem nächsten Sommer nicht geschnitten werden können, welches ich bey den gepflanzten thun kann.

Man muß nur Saamen und Pflanzen von der großen brennenden Nessel nehmen. Die andern taugen nichts, weil sie im zweyten oder dritten Jahre wieder ansgen, da hingegen die große brennende Nessel immer fortwächst.

Man kann die Nesseln des Jahrs drey-mal abschneiden, in der Mitte des Junius, des Julius und August, muß sie aber alsdann auch düngen. Man düngt sie mit den kleinen Zweigen und Blättern von den Erlen, die man im Herbst sammelt und vier bis fünf Zoll über die Nesseln streuet. Auch kann man anderes Laub und altes Stroh dazu gebrauchen.

Man giebt die Nesseln dem Vieh entweder als Heu, mit Stroh vermischt, zu fressen, oder begießt sie mit warmen Wasser, läßt sie die Nacht über darinnen stehen, und giebt dem Vieh am folgenden Tage diese Tränke, welche eine braune Farbe hat, und so, wie die damit begossenen Nesseln, einen, dem Vieh sehr angenehmen, Geschmack bekommt.

Ich habe nun den Nutzen der Nesseln und den Anbau derselben gelehrt, und ich wünschte recht sehr, daß irgendwo ein Landmann sich über Vorurtheile hinwegsetzen und einen Versuch mit dem Anbau derselben machen möchte. Ich bin versichert, daß es ihm nicht gereuen und daß er gewiß in wenig Jahren mehrere Nachfolger bekommen würde. Ein guter, verständiger Landmann muß nichts unversucht lassen, woraus er Vortheil haben kann, und es müßte doch schlimm seyn, wenn unter den Landleuten auf der Oeest nicht einige seyn sollten, die vorurtheilsfrey genug wären, einen Versuch damit zu machen, und sich so bey ihren Nachbarn ein immer währendes Andenken zu stiften.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Fünzigstes Stück.

Über den mannigfaltigen Nutzen der Insecten*)

Wer die Dinge in der Welt nur im Allgemeinen betrachtet, bloß bey dem Großen stehen bleibt und über das Kleine entweder ganz hinweg sieht, oder es nur in Beziehung auf sich selbst beurtheilt; der wird sich freylich nicht vorstellen können, daß an Insecten, worunter die meisten nur Geschöpfe verstehen, die dem Menschen und Vieh nachtheilig sind, den Körper innerlich und äußerlich plagen, Kleider zerfressen, Speisen verderben, Gärten und Felder verwüsten und dgl. auch etwas Gutes seyn sollte. -- Allein wer das Ganze in Erwägung zieht, und auch das, was dem ersten Anblick nach unbedeutend und schädlich zu seyn scheint, näher betrachtet, den einzelnen Schaden mit dem Vortheil im Großen zusammen

hält, der wird sich überzeugen, daß diese Classe von Geschöpfen, so schädlich und verächtlich sie sich auch vielleicht auf der einen Seite zeigen mag, doch eben so schön, nutzbar und achtungswerth auf der andern ist.

Wahr ist es allerdings, daß der, den Insecten vorgeworfene Schaden einigen Provinzen und Menschen oft sehr empfindlich ist; daß zuweilen bey überhandnehmender Menge einiger Arten von Insecten, z. E. der Raupen und Erdflöhe zu viel verwüstet wird, und also für eine oder die andere Gegend ein wirklich beträchtlicher Schade entstehet: allein diesen kann von unserer Seite Aufmerksamkeit und kluge Vorsicht doch meistens verhindern. Allgemein meine Vertilgung irgend einer Gattung

D d d

von

*) Insecten sind solche Thiere, welche statt des rothen Blutes einen kalten weißen Saft, und statt des innern Knochengebäudes eine mehr oder weniger harte hornartige Bedeckung und also gleichsam ihre Knochen auswendig haben; deren Körper ferner durch gewisse Ringe oder Einschnitte in verschiedene Absätze getheilt, am Kopfe mit Fühlhörnern, und in seinem vollkommenen Zustande wenigstens mit sechs gegliederten Füßen versehen ist. z. B. Käfer, Fliegen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Wespen, Blattläuse, Spinnen u. s. w.

von Insecten ist eben so unmöglich, als der Entschluß dazu unüberlegt seyn würde. Zur Verminderung aber und Einschränkung derselben geht uns die Natur selbst mit ihrem Beispiel vor; und der Volksfreund wird von Zeit zu Zeit die bewährtesten Mittel zur Verminderung schädlicher Insecten bekannt machen. — Jetzt nur etwas zur Rettung ihrer Ehre und mehrerer Erkenntniß ihres Nutzen.

Es ist zwar jetzt nicht mehr gewöhnlich, Bußtage und feyerliche Processionen anzustellen, um den Verwüstungen der Raupen, Heuschrecken und Käfer Einhalt zu thun, wie ehemals nicht selten geschah, wo man, wenn dann die natürliche Periode dieser Thiere ohnehin zu Ende gieng, das Verschwinden derselben der Kraft jener geistlichen Waffen zuschrieb. Ein solches Schauspiel sahe man zu Lausanne im Jahr 1479 da man die Engeringe (woraus hernach Mantkäfer werden) vor das geistliche Gericht citirte, das ihnen zwar in bester Form Nechtens einen Advocaten zugestand, sie doch aber nach genauer Abhörung beider Parthenen, und nach reiflicher Überlegung förmlich in den Bann that. *) Ob nun gleich die Insecten jetzt nicht mehr in Gefahr sind mit Bannflüchen und Beschwörungen belegt zu werden: **) so haben sie doch noch immer ihre Feinde und oft unzeitigen Verfolger, die zum Theil geneigt sind, sie für

eine Strafe des Himmels zu halten und sie mit dem Namen Ungeziefer, Geschmeiß u. s. w. brandmarken.

Zuförderst möchte ich gerne den Feinden und Anklägern der Insecten zu bedenken geben: daß wir Menschen ja nicht in dem Sinne des Worts Herren der Schöpfung sind, daß uns alles nützen, nichts nachtheilig seyn sollte, sondern nur die vornehmsten Geschöpfe, die sich alles zu Nuße machen können und sollen, neben welchen aber die höchste Güte und Weisheit so vielen Geschöpfen, als nur immer möglich war, leben und Vergnügen gönnen wollte, wozu wir theils freywillig, theils wider unsern Willen behüßlich seyn müssen.

Un wenn gleich nicht die unmittelbare Brauchbarkeit der Insecten so groß ist, als die der vierfüßigen Thiere, der Fische und Vögel, so ist doch der Vortheil den sie in der großen Haushaltung der Natur haben desto mannigfaltiger und unermesslicher. Sie sind es hauptsächlich, welche das Gleichgewicht zwischen dem Thier und Pflanzenreiche zu erhalten dienen. Sie vermindern nämlich die Pflanzen, welche wir wegen ihrer Menge Unkraut nennen, und welche durch ihre zu große Ausbreitung den Thieren und andern Gewächsen hinderlich fallen würden, indem sie dieselben theils in ihrem Keim ersticken, theils auch, schon ausgewach-

*) S. Mich. Stettlers Schweizer-Chronik S. 278.

**) So viel ich mich noch erinnere, habe ich irgendwo, ich glaube in Schöbherers Staatsanzeigen, zu seiner Zeit gelesen, daß ein deutscher Bischof, in dem Jahre 84 oder 85 die Raupen in seinem Biete, welche ihr Wesen zu arg trieben, vor Gericht lud, und da sie nicht erschienen, förmlich in den Bann that. d. S.

wachsen, vertilgen. Ihre unersättliche Ge-
fräßigkeit befördert diese Absicht besonders,
denn man hat gefunden, daß z. E. eine
Raupen in 24 Stunden dreymal so viel
frisst, als das Gewicht ihres Körpers be-
trägt. Sie nützen aber auch wiederum
den Pflanzen selbst, indem sie den zu üp-
pigen Wuchs einschränken und die
überflüssigen Blätter abnagen. So durch-
bohrt eine Gattung von Käfern die untern
Zweige der Fichten und Tannen, daß sie
verdorren, verursacht aber dadurch, daß
der Baum schöner in die Höhe wächst.
Und so ist genauer betrachtet, die Größe
des Schadens vieler Insecten oft mehr
scheinbar als wirklich, ja sie sind oft, so
wie andere Thiere, durch den Schaden,
welchen sie stiften, wieder nützlich. —
In irgend einem öffentlichen Blatte schrieb
man vor einigen Jahren aus Schlessien,
daß man in einem gewissen District durch
vereinigte anhaltende Bemühung endlich
die Raupen von den Obstbäumen gänzlich
vertilgt habe, daß aber seit der Zeit
die Obstärndte gerade in der Gegend schlech-
ter, als vorher und in andern benachbar-
ten Gegenden, ausgefallen sey. Ob nun
gleich hier zufälligerweise andere Ursachen
mit eingewirkt haben mögen; so ist doch
nicht unwahrscheinlich, daß auch jene Aus-
rottung der Raupen zur Unfruchtbarkeit
beygetragen habe. Denn nach einer be-

kannten und durch die Erfahrung bewähr-
ten Vorschrift muß man reichblühenden
Gewächsen z. E. Erdbeeren, Bohnen u.
s. f. einen Theil der Blütze und des
geilen Ausschusses rauben, wenn man
viel und vollkommene Früchte haben will,
ja wenn nicht junge Gewächse z. E. Bäu-
me dadurch ganz entkräftet werden, und
endlich gar ausgehen sollen. Diese Mühe
nun übernehmen an unserer Statt die Rau-
pen und mehrere Insecten an vielen Gewäch-
sen; sie vermindern die überflüssigen Blät-
ter und Blützen, wodurch das Zurückblei-
bende desto mehr Nahrungsäfte erhält,
und desto besser gedeihet. Verderben sie al-
so einen Theil des Obstes, das uns die
Fruchtbäume liefern sollen, so wird das
übrige desto vollkommner. Es ist auch
schon durch die Menge der Blützen da-
für gesorgt, daß wir ohne unserm Nach-
theil etwas abgeben können.

Dieser Insecten, welche in den Blu-
men ihre Nahrung suchen, schütteln den Sa-
menstaub auf die Narben des Stempels und
befördern die Befruchtung, wenn der
Stempel höher, als die Staubfäden, steht.
Auch tragen sie den Samenstaub einer Blu-
me zu den Stempeln anderer Blumen und
verursachen dadurch hauptsächlich die oft
so häufigen Verschiedenheiten und Spiel-
arten unter den Gewächsen. — Die Lar-
ven *) der Holzkäfer u. s. f. durchboh-
ren

*) Larven nennt man die aus den Eiern gekrochenen Jungen bis zu ihrer Verwandlung
in eine Puppe oder Nymphe; weil das vollkommne Insect darunter gleichsam ver-
larot oder mastirt ist. Die besondern Namen dieser Larven sind verschieden z. E. die
Larve des Maulkäfers heißt Engerling, die Larven der Schmetterlinge nennt man
Raupen, so wie die von den Fliegen und einigen andern Insecten — Maden, welche
sich von den eistern auch dadurch unterscheiden, daß sie keine Füße haben.

ren das faule Holz und verwandeln dasselbe desto schneller in Erde. — Die todtten Körper der Insecten düngen das Erdreich. In Kärnthten und Krain düngt man wirklich ganze Felder mit der sogenannten Eintagsfliege, (*Ephemere*) die etwas größer als eine Mücke, und am Schwanze mit 2 bis 3 langen Borsten versehen ist. Man sieht sie des Sommers in manchen Gegenden bey Millionen am Wasser herum schwärmen. Die Weibchen legen nach der Begattung ein Klümpchen von sieben bis achthundert Eiern vorn ins Wasser, aus welchen sechsfüßige Larven kriechen, die den Fischen am Ufer häufig zur Nahrung dienen; darum heißen sie auch *Uferas*. Die Fischer brauchen sie zum Köder beim Fischfang, und im Osterreichischen sammeln und fahren sie die Bauern in großen Karren auf die Äcker zum Düngen. — Manche Käfer und Fliegen u. s. f. nähren sich von todtten thierischen Körpern, oder von dem Unrathe der Thiere, und beugen dadurch eben so, wie die Eyer unter den Vögeln, einer schädlichen Ansteckung

der Luft vor. Gewisse Käfer machen sich ein Geschäft daraus, todtte Körper z. E. der Maulwürfe, zu begraben. Sie unterminiren zu dem Ende die Stelle, wo das Nas liegt, so daß es endlich in die gemachte Grube fallen muß, bedecken es vollends mit Erde, und legen dann ihre Eyer in das Nas. Die weise Natur suchte also hier durch ein Mittel zwey Zwecke zu befördern. Einmal den schädlichen Geruch des Nases zu entfernen, und zweytens zugleich wieder neue Geschöpfe hervorbringen zu helfen. Die Käfer nennt man wegen ihres Geschäfts *Todtengräber*.

Die Larven der Mücken, über die man oft so sehr klagt, verhindern die Säulung der stillstehenden Wasser. Wer sich davon nicht überzeugen kann, darf nur zwey Gefäße mit Wasser, das solche Larven enthält, anfüllen, und aus dem einen alle Larven herausfischen, so wird man das Wasser in demselben in kurzer Zeit stinkend finden, dagegen das andere mit den Mückenlarven gut bleibt. Der Grund davon ist leicht einzusehen. —

Die Herausgeber des *Volkcsfreundes* bitten den Verfasser des vorstehenden Aufsazes um mehrere dergleichen Aufsätze, da sie überzeugt zu seyn glauben, daß sie den Lesern des *Volkcsfreundes* angenehm seyn werden. Denn was könnte wohl angenehmer und einem denkenden Wesen anständiger seyn, als sich von dem genauen Zusammenhange in der Natur, wo nichts, auch das Geringste nicht, unnütz und überflüssig ist, immer mehr und mehr zu unterrichten, und so zum Lobe des weisen und gütigen Schöpfers ermuntert zu werden, des Schöpfers, der, als er sein Werk vollendet hatte und es nun ansah, ausrief: daß Alles gut sey, und daß es folglich kein Ungeziefer giebt, wie wir stolzen und eigennützig Menschen unter alle Thiere zu nennen pflegen, die nun gerade unsere Schüsseln nicht füllen, und unseren Gaumen nicht füttern, auch kein Unkraut, wie wir alle Pflanzen zu nennen belieben, deren Nutzen wir noch nicht entdeckt haben, den sie aber doch gewiß sowohl zum Besten des Ganzen als der einzelnen Theile haben, und den wir einst, wenn der Vorhang der Natur, wie wir glücklich angefangen haben, noch mehr aufgezogen seyn wird, auch gewiß kennen lernen werden.

d. S.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Ein und Fünfzigstes Stück.

Geschichte einer ehemaligen Diebsbande in der Stadt Oldenburg.

Es ist nicht zu den ungewöhnlichen Dingen zu zählen, daß an irgend nahmhafte Orten, deren Einwohner nicht vom Beteln, oder gar vom Stehlen im Auslande, sich nähren, Diebstäle, nach Lage und Umständen mehr oder minder wichtig, vorfallen. Schwerlich wird die Policen so gut bestellet seyn können, diese durchaus zu verhüten, indem, wenn sie auch jeder öffentlichen Gewalt, und allen Einbrüchen in die Häuser vorbeugen, sie unmöglich einzelnen Garten-Diebstälern, und solchen kleinen Mausexerzenzen einen Niegel vor-schieben kann, die eigentlich der Sorglosigkeit der Einwohner, und dem Mangel der Aufsicht, die ein jeder auf sein Eigenthum haben muß, zuzuschreiben sind.

Gleichwohl wird doch gewöhnlich jede kleine Art der Diebstäle sehr wichtig aufgenommen, und vielleicht geschähe dies nicht, wenn man nicht durch eine bekannte gute Aufmerksamkeit der Policen auf die Gedanken geriethe, daß nun gar keine Unordnung mehr seyn müste.

In so ferne nun dies auf die Stadt Oldenburg anwendbar ist, möchte es wohl

nicht undienstlich seyn, zu Anstellung einiger Vergleichung unster jetzigen öffentlichen Sicherheit mit der, voriger Zeiten, etwan 40 Jahre zurück, deren sich doch noch manche jetzt lebende Menschen erinnern, einer den jüngern Einwohnern schwerlich bekannten großen Diebsbande, welche sich hier einst Jahrelang etabliret hatte, zu gedenken.

Die Stadt hatte damals ein Bataillon Infanterie von 600 Mann, und eine Compagnie Artilleristen zur Garnison. Die Gage eines Soldaten reichte bekanntlich nicht zu seinem Unterhalt, und ein guter Tagelohn, wenn er ausser dem Dienst ist, für einen Theil, und eine bezahlte Wache für den andern, müssen ihn mit nähren. Die Stadt hatte aber nicht so viel Arbeiter nöthig als sie müßiggehende Soldaten in sich faßte. Diese waren auch nicht alle zur Arbeit geneigt, aus verschiedenen Gegenden der Welt zusammengebracht, und nur nach der äußern Figur wie das bey den Heeren der Fall ist, angeworben. War es zu bewundern, wenn die Noth, welche den Erfindungen günstig

E e e

ist,

ist, und nach den ersten gefährlichen Schritten, der Hang zu einigem Wohlleben, der vielen Menschen eigen ist, sich auf einen guten Einwohnern schreckliche Art auferte? Man kann gewiß annehmen, daß in den Jahren von 1749 bis etwa 1754 keine verschlossene Thüre, keine Fenster mit tüchtigen Läden, vorgelegten Stangen, und Bolten, wenn auch von der offenen Straße her daranna gebrochen werden mußte, dem Bewohner des Hauses Sicherheit gewährten. Diese waren daher genöthiget, die Thüren inwendig besonders zu verammen, und die Fenster über den Thüren, ja selbst in den besten Zimmern an den Gassen mit eisernen Stäben zu versehen. Unbewohnte Häuser, und Keller konnten dem Gaudiebe welcher mit Brech- und Stoßeisen angriff, nicht verschlossen bleiben. Die Gesellschaft welche aus Soldaten bestand, denen sich zur Schande damaliger Zeiten auch Bürger der Stadt anknüpften, hatte einen Soldaten zum Anführer, der Herzhaftigkeit und Klugheit in gleich hohem Grade besaß. Diese vortrefliche Gesellschaft, vielleicht mehr als 20 Glieder stark, lies es nicht dabey bewenden, die unbewohnten Weinkeller, besonders den unter dem Rathhause befindlichen zu besuchen, Eßwaaren zu hohlen wo sie zu finden waren, Vieh aller Art zu stehlen, und zu schlachten, sondern sie brach mit Gewalt in die Häuser der vermögenden Einwohner, nahm das Beste was zu haben war, Leinwand, Silberzeug, Praetiosen aller Art, Haus- und Küchengeräthe, ja sogar ungescheut alles, wodurch sonst ein Diebstal leicht zu entdecken ist. Da kein Soldat, dem

nicht besonders getrauet ward, aus dem Stadtthor gehen durfte, so mußten die bürgerlichen Glieder der Diebsbande hülfreiche Hand leisten, wenn die Waare zu Gelde gemacht ward.

Es gieng selten eine Woche, ja wohl kein Tag besonders im Winter hin, daß nicht mit dem Anbruch des Tages gefragt ward: Wo mögen sie, nämlich die Diebe, diese Nacht gewesen seyn?

Und dem geschah kein Einhalt? Man kann dreist sagen: Nein, in gar langer Zeit nicht, wenn gleich dies unbegreiflich ist. Vielleicht lag der Fehler in einiger Sorglosigkeit der Obrigkeit, vielleicht in dem Mangel des Einverständnisses zwischen der Bürgerschaft und dem Militär, welches in manchen Städten sehr unangenehme und meistens den Bürger drückende Folgen hat. Denn unter andern Umständen kann es einer aufmerksamen Obrigkeit, die von guten bürgerlichen Einwohnern umgeben ist, deren es hier, wenn gleich nicht in dem Maße gab, als sie sich jetzt erfreuen kann, nie schwer werden, solchen Buben auf die Spur zu kommen, welches eine Vergleichung des Erwerbs Einzelner, mit der Lebensart welche sie dagegen führen, sehr erleichtert.

Unter vielen mit Gewalt und Waffen geschenehen Einbrüchen, deren Folge der Raub ganzer Vorräthe von Gold und Silber gewesen war, lief auch mancher von dem klugen Anführer künstlich erfundene Diebstal mit unter. So wußte dieser, daß in einem dem Wall nahe gelegenen Hause eines angesehenen Mannes, dessen Küche er von ihrem gesammten Geräthe zu befreien wünschte, an einem ge-
wif

wissen Sonntage Abends nur der Hausherr mit seiner Frau zugegen waren, und alle übrige Hausgenossen ihrem Vergnügen ausserhalb Hauses nachgehen durften. Einige seiner getreuen Spießgesellen, welche mit der Guitarre, und Flöte Musik machen konnten, wurden auf den Ball in schräger Richtung gegen den Vordertheil des Hauses gestellet, und ließen eine solche liebliche Musik ertönen, daß es dem Herrn vom Hause gefallen mußte, dieser mit seiner Gattin aus dem geöffneten Fenster seiner Vorderstube zuzuhören. Indessen ward vom Walle her ein Fenster in der hinten im Hause befindlichen Küche ausgehoben, und einige andre würdige Glieder der Gesellschaft packten alles, was sie vorfanden so haarelein zusammen, daß als die Musiker den Nachtgesang geendet hatten, und nun der Hausherr von seiner zu Hause gelangten Bedienung ein Licht verlangte, die Leuchter sich sogar mit entfernt hatten.

Zu einer andern Zeit hatte dieser Anführer einen Weinkeller besucht, aus dem er gewöhnlich seinen nothdürftigen Vorrath zu holen pflegte, und sich durch einen Zufall von dem anbrechenden Tage in demselben überraschen lassen. Er mußte nun den Tag aushalten, und hatte gleich am Morgen das Vergnügen, den Herrn des Kellers mit seinem Sohn eintreten zu sehen. Ersterer machte den jungen Mann besonders auf ein gewisses Faß aufmerksam, welches zum Beweise der Güte des Weins so ganz außerordentlich zehre, und welches grade der Lieblings-Trank des meh gedachten Gauners war, der diesem Faße dayer am ostersten zusprach.

Es geschahen nun in dem Zeitraum einiger Jahre gewiß einige hundert Einbrüche, und es konnte fast nicht fehlen, daß nicht die Mutmaßungen bald auf diesen bald jenen Soldaten oder Bürger giengen, die auch zum Theil ganz richtig seyn mochten. Indessen äußerte sich auch hier mehr, als ein unangenehmer Vorfall, daß der Unschuldige eingezogen ward, und lange im Kerker schmachten mußte.

So ward, als einst einem Staats- officier sein sammtliches Silbererath aus dem Hause geraubt ward, ein Verdacht auf einen Hausbedienten geworfen, welcher diesem, ohne Zweifel ganz rechtlich, die Haft und einen peinlichen Proceß zuzog. Er ward endlich auf freyen Fuß gestellet, da die Beweise seiner Schuld fehlten, und nun fand sich im Verfolg, daß jene große Diebsbande auch solchen Streich ausgeführt hatte. Da der arme Inquisit unter dem Militairgericht stand, so führte ihn einer der hauptsächlichsten Spizbuben, der grade diesen Diebstal, wie sich in der Folge fand, den übrigen angeschlossen, und hauptsächlich mit vollführt hatte, mehr als einmal mit der frechsten Miene zum gerichtlichen Verhör, und sah mit Lachen die Quaal eines redlichen Mannes, der ohne ihn, nicht in das große Unglück gerathen wäre.

Indessen, der Krug gehet ja so lange zu Wasser bis er bricht, und es brachte ein Zufall an den Tag, was die Obrigkeit nach langer Bemühung (man muß glauben, daß sie solche anwandte) nicht erschonen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Am

Anfragen.

1. Das achtzehnde Jahrhundert nähert sich allgemach seinem Ende, und man möchte doch auf den Fall, da man dies zu erleben das Glück hätte, von dem Zeitpunkt in welchem dieser Wechsel zweyer Jahrhunderte eigentlich eintritt, wohl ganz genau unterrichtet seyn. Es fräget sich also: wird am 31 December des Jahres 1799 nach dem zwölften Schläge der Glocke zu Mitternacht, dem Neunzehnden Jahrhundert entgegen gejauhet, oder am 31 December des Jahres 1800 zu der nämlichen Nachtzeit? Es dürfte wohl wenigem Zweifel unterworfen seyn, daß das letztere Statt finden müsse, weil das erste Jahr nach Christi Geburt, nur das erste seyn, und kein vorhergehendes Jahr mit in Rechnung kommen kann. Dann aber sind 100 Jahre nicht mit dem Ablauf von 99, sondern von grade 100 vollzählig. Aber es dürfte doch wohl vor allem darauf ankommen, wie unsere guten Vorfahren es gehalten, und zu welcher Zeit grade sie das siebzehnte Jahrhundert verwünscht, und zum Glückwunsch auf das eingetretene neue Jahrhundert den mit Bremer Doppelbier gefüllten Silberliedskrug angefezet haben, so wie ihre Urenkel unmaßgeblich das Punschglas ansetzen werden.

Es kann ja nicht fehlen, daß nicht vor 100 Jahren die jeßige Frage auch ventiliret, und entschieden worden. Da aber jeder Mensch geneigt ist, die Zeit abzukürzen, so wird man gewiß 1699. Ende, das achtzehnde Jahrhundert angefangen haben.

Sollte nicht in einer Bibliothek irgend ein alter Tröster etwas davon enthalten, und wer einen glücklichen Fund thun möchte, geneigt seyn, solchen in diesen Blättern mitzutheilen?

2. Man hat soviel seltsame Geschichten in Zeitungen und öffentlichen Blättern von leblos geschienenen und als völlig todt beerdigten Menschen, die nachher in dem Sarge, in der Erde wieder erwachet sind, gewinselt und geschrien, ja an sich selbst genaget haben, um den Hunger zu stillen, gelesen, daß einem Angst und Entsetzen dabey ankommen möchte.

Aber zugegeben was wohl nicht zu leugnen ist, daß manche Menschen, die nur in starker Ohnmacht liegen, schon in die Gruft gesteckt werden, und also wirklich sterben, ungeachtet ihr Ziel noch nicht vorhanden gewesen, wesfalls mit Recht bey jedem Leichnam bevor er zu Grabe gebracht wird, darauf zu achten ist, daß sich wirkliche Spuren der Verwesung an demselben zeigen, folget daraus, daß der Todte wieder mit voller Besinnung lebendig werden, und die vorzeitige Beerdigung so gräßliche Folgen haben könne?

Dies wird von dem bezweifelt werden, der irgend darauf geachtet hat, wie wenig Luft ein todter Körper in dem dicht verschlossenen Sarge haben kann, welche eine Portion Luft aber dazu gehdret, um die Lunge in Bewegung zu setzen, und darinn zu erhalten. Die Erfahrung wird den, welcher irgend einmal ein enges Behältniß, etwa einen Schrank, auf einige Minuten zum Aufenthalt nehmen müssen, welcher Fall in der frohen Jugend wohl eintreten kann, gelehret haben, daß sich mit der wenigen Luft, mit der er eingesperrt war, nicht lange haushalten lassen, und man sollte in dem engen Raum eines Sarges wieder zu Sinnen kommen, arbeiten, und sich zerfleischen können?

Möchte es doch einem Naturkundiger gefal len, dieser Frage seine Aufmerksamkeit zu widmen, und selbige nach richtigen Begriffen und Kenntnissen zu beantworten!

An die Herren Herausgeber des Volksfreundes.

Frage. Der Volksfreund e hat, wie es scheint mehr Interesse, und daher glaube ich wird es Ihnen nicht an Lesern fehlen. Es wird also doch im künftigen Jahre damit fort gefahren?

Antwort. Wir werden nicht allein damit fortfahren, sondern ihn immer zu verbessern suchen.
die Herausgeber.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Zwey und Funfsigstes Stk.

Geschichte einer ehemaligen Diebsbande in der Stadt Oldenburg.

(Fortsetzung.)

Es waren einem Einwohner der Stadt durch gewaltsamen Einbruch, denn dies waren, wie schon erwähnt ist, die gewöhnlichen, unter mehr andern Sachen einige Stücke Leinwand geraubt. Einige Tage später, als er den Diebstahl erlitten, stand er an der Thüre seines an einer Hauptstraße der Stadt belegenen Hauses, und sahe den Sohn eines andern Einwohners auf einem, mit einem Felleisen bepacten Pferde reitend, den Weg zum Stadthore nehmen. War es, daß er schon einige Muthmaassung hatte, der Vater dieses jungen Menschen sey ein Diebshehler, oder fand er sich von einer dergleichen Ahndungen getroffen, welche nach der Erfahrung vieler Menschen so gewöhnlich, als unerklärlich sind, genug, der Anblick des Reiters, und der Gedanke: könnte vielleicht in dem Felleisen womit sein Pferd bepact ist, das dir geraubte Stück Leinwand seyn? trafen im Augenblick zusammen, und wurden von dem kühnen Entschlusse begleitet,

diesem Reiter nachzusetzen, und sich auf öffentlicher Landstraße durch den Augenschein zu überzeugen.

Da es an sich nicht wenig gefährlich ist, einem bekannten und noch zur Zeit ganz unbescholtenen Menschen, einen Verdacht über Verhehlung eines diebisch entwandten Gutes zu äußern, noch gefährlicher aber ihn darüber auf dem offenen Wege zur Rede zu stellen, und gar anzugreifen, so konnte nur der Ausgang, der freylich ein schlechter Lehrmeister ist, die rasche That, welche gewiß nicht zur Nachfolge zu empfehlen ist, rechtfertigen. Dies geschah auch wirklich, und es fand sich bey Eröffnung des Felleisens, welche der jüngere bestürzte Reiter nicht hindern konnte, das an den gewöhnlichen Zeichen noch ganz kennbare Stück Leinwand. Die Folge war nun, daß beyde, freylich nicht mit gutem Willen des Einen, in die Stadt zurückkehrten, der Obrigkeit die Anzeige sofort geschah, die Thore der Stadt ge-

3 ff

sperret,



sperret, und in der Geschwindigkeit alle und jede, welche ein Verdacht der bisher Zahlvelang verübten Diebståle treffen konnte, in Haft gezogen wurden. Unter diesen Befand sich auch das Haupt der ganzen Gesellschaft. Der peinliche Proceß, welcher nun bey dem Civil- und Militairgerichte, je nachdem die Angeschuldigte von diesem oder jenen abhiengen, wiewohl das letztere die meiste Arbeit bekam, eingeleitet und fortgesetzt ward, beschäftigte die Richter ein halbes Jahr und länger, und man war schon zu einem der fürchterlichsten Punkte in den damaligen peinlichen Proceßten, der Tortur gekommen. Dies schreckliche, zur Schande der Menschheit erfundene Mittel, welches auch das trüglichsste ist, das sich nur denken läßet, da der harte fühllose Bösewicht die Marter nicht fürchtet, und der Unschuldige, Schwache welcher den wüthenden Schmerz nicht ertragen kann, Schandthaten und Tugenden bekennet, an die er nicht einst entfernt dachte, war damals noch das gewöhnliche, um Geständnisse der Verbrecher, selbst derer, welche überführt waren, zu erlangen. Es war den edeln Regenten der folgenden Zeit aufbehalten, diese Abscheulichkeit, welche die Gewohnheit nur rechtfertigen konnte, die vor Kaisers Carl V. peinlicher Halsgerichts-Ordnung, und nach derselben die peinliche Frage heiligte, wegzuräumen.

Da indessen dieser glückliche Zeitpunkt noch nicht vorhanden war, so wählte der mehrgedachte Anführer der inhaftirten Diebgesellschaft den sichersten Weg sich jeder unangenehmen Befragung zu entzie-

hen, und suchte sein Heil in der Flucht. Glücke diese, so war er auf einmal von allem Anspruch los, und seine Helfers-helfer gewannen zugleich nicht wenig, da der Abwesende alle oder die größte Schuld füglich tragen konnte. Aber wie diese Flucht bewerkstelligen, aus einer Wachstube, in welcher er instarken Eisen in der Gesellschaft von wenigstens 24 Soldaten, davon einer mit dem bloßen Säbel in der Thüre, und ein anderer mit dem Gewehr und Bajonet vor der Wache stand, und von ein paar Unterofficieren faß, die sämtlich unter dem Commando eines in der Nebenstube sich befindenden Officiers standen, welcher von seiner Stube die ganze innere Wache übersehen konnte? Dem Kopfe der an Erfindungen reich ist, wird nichts zu schwer, und wann kann dieser sich eines größern Reichthums rühmen, als wenn ihn die Noth treibet, und er seine ganze Kraft nur auf einen Gegenstand zu richten hat? Daß kluge Menschen, nicht immer meisterhaft handeln, liegt wohl oft darinn, daß sie entweder nicht alle Kräfte des Verstandes anspannen wollen, oder welches öfterer der Fall ist, nicht können, weil sie zu schnell von einer Handlung, oft von einer wichtigen zur andern überschreiten müssen. Es giebt freylich einige große Menschen, die immer schnell und richtig treffen, aber ihr Name ist nicht legion.

In unserm Fall war die Erfindung und der Beschluß folgender Art. Man muß sich von einem Freunde, die freylich sonst in der Noth rar sind, aber da ehmalige wesentliche Dinge das Band geknüpft

knüpft hatten, doch noch von vorigen Zeiten vorhanden waren, mit Butter versehen lassen, um den Händen einige vermehrte Gelenkigkeit und Glätte zu geben, welche der Magerkeit des Arrestanten zu Hülfe kommt; wenn durch das öftere Reiben bewirkt ist, daß die Handschelle welche gewöhnlich weit ist, weil sie auch auf starken Armen passen muß, über die Hand gezogen werden kann, entlediget sich der Arrestant dieses Eisens, und ferner der Beinschellen, wo möglich unter Begünstigung der Musik, die einer der wachhabenden Freunde anstimmet; untermuthet wird die Schildwache, welche mit dem blanken Säbel in der Thüre der Wachstube steht, aus dem Wege geworfen, und nun gehet es in einem Sprunge über den Kirchhof zum nächsten Wall hinauf, durch die Festungsgraben, und so weiter.

Sehr klug hatte der Gefangene zur Ausführung dieses kühnen, aber auch nicht unausführbaren Unternehmens eine Nacht gewählt, in welcher ein etwas bejahrter Officier, der auch im Dienst nachlässig war, und von dem er wußte, daß er sich auf einer Matraze jederzeit dem sanften nächtlichen Schlafe ergab, die Wache hatte.

Alles glückte nun so vollkommen, daß, obgleich seine Flucht vor den Augen der Wache geschah, und ihm daher im Augenblick nachgesetzt ward, er doch durch den Vorsprung von einigen Schritten im Stände war, sich in den ersten Festungsgraben zu werfen, diesen als ein guter Schwimmer überzusehen, und auf gleiche

Weise den zweiten Graben zu passiren, auch der Thormache, die auf das Geschrey der Nachsehenden vom Walle her, auf die Beine gekommen war, zu entgehen, und wohlbehalten in Grönningen anzukommen, also in einem fremden Lande, von dem sich leicht nach fernem Welttheilen kommen läset, in völliger Sicherheit zu seyn. Die Erfahrung hat indessen mehrmals gelehret, daß die Kräfte der Seele, welche bis zum nothwendigen Gebrauch für wichtige und seltene Fälle, in dem menschlichen Gehirn verschlossen, oder ohne genaues Wissen des Besitzers gleichsam eingepackt liegen, nach einem in der Noth davon gemachten Gebrauch, wieder in ihre verschlossene Hirnkammer zurückkehren, oder deutlicher zu reden, daß der klügste Streich, den die Noth gebahr, oftmals schnell von einem einfältigen begleitet wird, wenn jene verschwunden ist.

Dies traf denn auch hier ein. Alle Nachsetzungen im Lande, abgegangene Steckbriefe an benachbarte Obrigkeiten, und alle Mittel dieser Art, des entflohenen Hauptdiebes wieder habhaft zu werden, waren fruchtlos gewesen, er hatte in Holland den Ocean vor sich, und wer wollte oder konnte, wenn er mit dem ersten Schiffe absegelte, ihn zurückholen?

Ein besonderer Zufall aber, der doch hauptsächlich seinen Grund in einem unverzeihlichen Leichtsinne hatte, der sich gerne nach einem schnell erlebten Glücksfall einstellen will, lieferte ihn wieder in den Kerker, und die Bande zurück, welche er mit so vielem Muth, als Glück verlassen hatte.

(Die Fortsetzung künftig.)

Pro

**Sicheres Mittel, Pferde wider
das Anstecken des Roges zu
verwahren.**

An fremden Orten ist man oft der Gefahr ausgesetzt, seine gesunden Pferde in Ställe zu ziehen, wo kurz vorher rosig gestanden haben. Wer diese schwer zu heilende Krankheit kennt und weiß, wie leicht das beste Pferd davon angesteckt werden kann, der wird nicht ohne Unruhe seine Pferde in fremde Ställe bringen, oder wenigstens ein Verwahrungsmittel wider die Ansteckung zu wissen wünschen. Es wird aber dazu weiter nichts erfordert als daß man die Krippe, woran die Pferde gebunden werden und woraus sie fressen sollen, vorher mit einem alten Filz recht tüchtig ausreibe. Dieser nimmt alle Unreinigkeiten und ansteckende Materie an sich, und setzt gesunde Pferde gegen die Ansteckung in Sicherheit. Die ganze Schwierigkeit ist also, dergleichen Filz anzuschaffen. Bey den Hutmachern fehlt es aber nicht an Abschnitzeln von Hüten, die hiezu dienlich sind. Es ist also nicht kostbar, sich damit hinlänglich zu versehen; kostbarer würde es seyn, den Verlust eines Pferdes zu ersetzen. Indes ist es zuverlässig sicher, daß eine damit gut ausgeriebene Krippe nicht mehr ansteckend sey, wenn auch noch keine Stunde verflossen, da noch ein rosiges Pferd daran gestanden und daraus gefressen hat.

**Daß die Nachgeburt des Horn-
viehs bald abfalle.**

Wenn das Kalb von der Kuh ist, treibt man sie sogleich in die Höhe, daß sie nicht liegen bleibe, giebt ihr einen Trank von Brod und lauwarm Wasser, mit einem Löffel voll Öhl, eine Handvoll geschrotenes Gerstenmahl, $\frac{1}{2}$ Loth schwarzen Kümmel. Fällt nach 2 Stunden die Nachgeburt nicht ab, so gibt man 2 Stücke geschälte und kreuzweis durchschnittenen Zwiebeln, in dem man selbige dem Viehe über die Zunge bringt. Voriger Trank wird nach abermaligen Verlauf von 2 Stunden wiederholt, und die Reinigung gewiß da seyn. Während der Zeit muß kein Heu gegeben werden, weil es stopfet.

**Mittel wider die Läuse der Thiere,
ohne Arsenic (Rasenkraut) nö-
thig zu haben.**

12 Loth Schweineschmalz, 2 Loth gestoßener Sabadillsaamen, ein Loth Quecksilber. Das letzte wird zuerst in dem Schmalz ertödtet, sodann das Pulver darunter gemischt, und das Vieh damit geschmieret, vorzüglich der Hals, und der Schwanz.

Die Auflösung des Räthfels im 47. St. ist: eine Flöte.

Titel und Inhaltsverzeichnis zu diesem Jahrgange sollen nächstens nachfolgen.

Mit diesem 52sten Stücke ist der Jahrgang zu Ende, und man erbittet die Bezahlung dafür. Diejenigen so den Volksfreund nicht abbestellt haben, sieht man als neue Leser an, oder er mußte noch diese Woche abbestellt werden, daher wird man ihnen die Stücke wider zuschicken. d. S.





Landesbibliothek Oldenburg